This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 450396

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Philosophie der Befreiung

durch

das reine Mittel.

Beiträge zur Pädagogik des Menschengeschlechts

von

Dr. Bruno Wille.

Berlin.
S. Fischer, Verlag.
1894.

JC
585
.W68

Library of
Hans Kloss
2-9 49

Freunde,

die Ihr hineinraget zur Region des freien Vernunftmenschen und so die Aussicht auf ein allgemeines Hineinwachsen eröffnet, in liebevollem Gedenken an jene heiter-klaren Stunden, die uns droben auf der Höhe vereinten, widme ich Euch dies Buch mit einem Glück-auf voll herzlicher Zuversicht. Fahren wir rüstig fort, zur Wirklichkeit heranzubilden die traumhaften Geschöpfe unserer Sehnsucht — jene übermenschlichen Wesen, die noch Schatten sind, aber Fleisch zu werden schon begonnen haben. Auf sie, die da kommen sollen, beziehe ich Goethes Worte:

„Heil den unbekannten
Höheren Wesen,
Die wir ahnen!
Ihnen gleiche der Mensch,
Sein Beispiel lehr' uns
Jene glauben."

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
1.	Idealismus	1
2.	Mein Ziel	20
3.	Das reine Mittel	35
4.	Individualismus	40
5.	Individuelle Mittelwertungen	67
6.	Das Schwert oder die physische Autorität	76
7.	Die Rute oder die pädagogische Autorität	87
8.	Absolute Gewaltlosigkeit	112
9.	Die religiöse Autorität	122
10.	Wirtschaftliche Ausbeutung	150
11.	Der Gewaltstaat	177
12.	Moral-Knechtschaft	243
13.	Parteiherrschaft	295
14.	Befreiung	366

1. Idealismus.

Ein „Ich" singe ich, eine einfache abgesonderte Person . . .
Siehe, ich gebe weder Vorlesungen noch Almosen;
Wann ich gebe, gebe ich mich selbst . . .
Ich feiere mich selbst und singe mich selbst;
Und alles, was ich mir herausnehme,
Das magst du dir herausnehmen,
Denn jedes Atom gehört sowohl dir wie mir.

Walt Whitman.*)

Man weiss, dass keimende Vorstellungen, die am Tage, von den Eindrücken der aufdringlichen Aussenwelt überwuchert, nicht zur Entwickelung gelangen konnten, gern im nächtlichen Traume wieder auftauchen, um dann ungestört sich auszugestalten, zu grossen Bildern und Geschehnissen, zu ganzen Welten. Nicht allein der Schlaf, sondern überhaupt die Abgeschiedenheit und Stille begünstigt die Entwickelung solcher Keime. Und nicht nur Vorstellungen und Gedanken sind es, worauf dies psychologische Gesetz seine Anwendung findet, sondern auch Gefühle und Strebungen. Was im Gewühl des gesellschaftlichen Lebens mit flüchtiger, vielleicht kaum merklicher Berührung mein Gemüt — sympathisch oder antipathisch — traf, das wird in der Stille, vielleicht im Unbewussten, verarbeitet zu bestimmten Werten und aneinandergereiht, zusammengefügt mit anderen Werten. Ein System, ein Gebäude von gewerteten Vorstellungen, von Wünschen, Lieblingsträumen wächst so empor, eine gedankliche bessere Welt, ein Ideal, ein Luftschloss.

*) Leaves of Grass.

Luftschlösser werden nun freilich vom platten Rationalismus der Menge verachtet, und der Idealist gilt ihr als ein unpraktischer Träumer. In der That giebt es ja auch viele Narren, die sich den Heroenmantel des Idealismus umhängen. Doch für diese albernen Phraseure darf der Idealismus ebensowenig verantwortlich gemacht werden, wie die Poesie für die Dichterlinge.

Luftschlösser, die aus den Lebenserfahrungen, aus dem eigenartigen Fühlen und Denken eines Individuums erwachsen, haben einen hohen Wert. Sind sie nicht Baupläne, nach denen das Individuum sein Dasein und die Welt überhaupt zu gestalten sucht, und die mindestens teilweise ihren Adel dem Leben mitteilen? Sind nicht die Luftschlösser einzelner starker Geister vorbildlich gewesen für ganze Gesellschaften? Und gleichen nicht selbstgeschaffene Ideale den Ranken der Schlingpflanze? Ins Blaue, ins Leere tasten sie hin und wieder, ohne Halt zu finden, gebeugt, auch wohl geknickt von ihrer eigenen Schwere, gezaust und umhergeworfen vom Winde. Doch die Pflanze konnte gar nicht umhin, Ranken zu treiben; Organe des Lebens sind sie, und oft gelingt es ihnen, Stützpunkte zu finden, um so der Pflanze bei ihrer Entfaltung einen grossen Dienst zu leisten. Unpraktisch, utopistisch schalt man schon manches Luftschloss, das seine Spötter Lügen gestraft hat, indem es sich verwirklichen liess; ich erinnere nur an die Luftschlösser eines Kolumbus und James Watt. Ist aber ein Luftschloss wirklich unausführbar, so hat es doch den Wert eines provisorischen Ausdruckes und Lebensmittels für ein Streben, das vielleicht in hohem Grade verdient, dem Individuum, ja dem Menschengeschlechte erhalten zu werden, — sei's auch vorläufig in der utopistischen Form, — bis die Meister sich einstellen, die es durch Umbau praktisch machen.

Ihr verherrlicht die intellektuelle Seite des Menschen, seine Fähigkeit, die Welt in seinem Geiste wiederzuspiegeln, anschaulich oder begrifflich zu erfassen, was etwa wirklich *ist*. Mit Recht; doch unterschätzet nicht eine andere Seite unserer Natur: die Kraft, der Welt Ziele zu stecken, zu wollen,

was sein soll. Wollen ist ein Gestaltungstrieb, eine Schöpferkraft des Daseins. Wo es verkümmert, da versiegt die Entwickelung; Nationen, Gesellschaftsschichten, welche — wie die Parias oder Lucull's Genossen oder die einseitig ästhetischen Genussmenschen — die rechte Kraft des Wollens eingebüsst haben, befinden sich in einer Sackgasse, wo ihre Fortentwickelung aufhört, wo Versumpfung, Dekadenz ihr Los ist. Ich feire das Wollen, das jugendfrisch neue Ziele aufsucht, selbst wenn es vorläufig in verschwommener, unbestimmter Sehnsucht besteht. Hier liegt doch Keimkraft vor, die Potenz neuer Lebensgestaltung, die wohl irgend einmal, früher oder später, in Aktion tritt.

Oder sollte nicht alle Sehnsucht schliesslich ihre Befriedigung finden? Wer das schroff leugnet, dessen Phantasie hat einen zu engen Horizont, er verkennt die kosmische Bedeutung der Sehnsucht, er bedenkt nicht die Ewigkeit. Es giebt ein Dasein jenseits aller empirischen Voraussicht, jenseits von Möglich und Unmöglich, von Praktisch und Unpraktisch, jenseits aller Endlichkeit. In diesem Dasein, in der Unendlichkeit liegt die Erfüllung aller Wünsche, die Vollendung jeden Vorhabens. Der einzelne Mensch vollbringt manches, was er will; die Menschheit vollbringt vieles von dem, was sie will; sollte die Ewigkeit nicht unendlich viel vollbringen können von dem, was die Lebensfreunde wünschen? Was in der Person als Sehnsucht, als Wille zum Glücke lebt, sind Triebkräfte, die auf Schaffen, auf Gestaltung gerichtet sind und zuweilen ihr Ziel erreichen. Mag nun auch das Einzelwesen verhältnismässig wenig von seinen Bestrebungen durchsetzen, im Leben der Menschheit finden wir Vollbringen, Erfolg in hehrer Fülle, sehen wir einen grossartigen Fortschritt, — besonders wenn wir an die tierische Herkunft unserer Art denken. Und nun brauchen wir nur zu beherzigen, dass eine Ewigkeit vor uns liegt, ein unendlicher Spielraum für die Fortentwickelung des geistigen Lebens, um hoffen zu dürfen, dass jedes Wollen sein Können finden wird. So tröstet uns die Ewigkeit über das Zeitliche in Jakob Böhme's Art:

„Wem Zeit
Wie Ewigkeit,
Und Ewigkeit
Wie Zeit,
Der ist befreit
Von allem Streit."

„Was sollt ich — spricht Schleiermacher — zaghaft die Stunden zählen, welche noch verfliessen, die Geschlechter, welche noch vergehen? Was kümmert mich die Zeit, an welche doch mein inneres Leben sich nicht gefesselt fühlt?"

Die Aussicht auf kosmische Revolutionen, auf die Zerstörung unserer irdischen Lebensbedingungen tastet diese entzückende Hoffnung ebensowenig an, wie der persönliche Tod gegen die Fortentwickelung der menschlichen Gesamtheit spricht. Was bedeutet denn diese winzige Erde vor dem gestirnten Himmel, vor der Milchstrasse, vor der räumlichen und zeitlichen Unermesslichkeit! Mag diese Menschheit untergehen, die Welt ist gross genug für zahllose Menschheiten und — Übermenschheiten. Auf Welten, die kein Fernrohr erreicht, wachsen vielleicht alle edlen Regungen, die in unserm Herzen und Hirn nur zarte, kaum empfundene Keime sind, zu üppigster Fülle aus, — ohne dass freilich solch Wachsen einen Abschluss, eine Vollendung findet, — indem nämlich jede Frucht neue Keime in den Schoss der Ewigkeit streut . . .

Und wir Persönlichkeiten, wir sind die Träger, die Becher, die Schauplätze, die Beete solcher Keime, solcher Gefühle, Bestrebungen, Ideen, die auszuwachsen trachten. Wenigstens behandelt uns jene rätselhafte Macht, die unser Dasein bestimmt, nur als solche Beete, die für eine Spanne Zeit den Pflanzen Nahrung bieten sollen; sie missachtet geradezu, so scheint es, das persönliche Leben, das Einzelwesen, verstattet ihm nur eine winzige Frist, um es dann, wenn nicht schon längst vor deren Ablauf, gleichmütig zu vernichten, — das Beet umzugraben zu neuem Pflanzentriebe; die Brunst der Fortpflanzung legt immer frische Beete an.

Ich weiss, meine Unterscheidung zwischen dem Beete und

seinen Pflanzen, der Persönlichkeit und ihrem Gehalt an Gefühlen, Bestrebungen, Ideen, dürfte der dominirenden Psychologie und Naturphilosophie wie mystische Phantasterei vorkommen. Ich kenne den Einwand: „Dieser Gehalt ist nichts ohne dein Ich, und wenn dein Ich mitsamt dem leiblichen Leben zu Grunde geht, sind auch deine überschwänglichen Willensregungen und hochfahrenden Ideen dahin.“ So reden Leute, die nicht bemerken, dass ihr Ich nur ein Ausschnitt, ein bewusstes, gleichsam beleuchtetes Fleckchen des Innenlebens, eine gewisse Verknüpfung, ein Bündelchen innerer Phänomene ist; so reden Leute, die keine Ahnung haben von der geheimnisvollen Tiefe, dem Reichtum, der schöpferischen Kraft dieses Innenlebens, das nicht zu verwechseln ist mit dem bewussten Ich; so reden sie, weil sie in ihrer Naseweisheit es nicht verstehen, ihr kleines Ich andächtig anzuschmiegen diesem Offenbarer einer Weisheit, die höher ist als die moderne Scholastik; so reden sie, weil sie keine Adepten sind.

Auch jenen andern Einwand kenne ich: „Das Leben ist ein chaotischer Unsinn, der sich nicht kümmert um menschliche Wünsche, der aller idealistischen Träume spottet.“ Ja freilich, den Sinn des Lebens, die Erfüllung der Ideale bloss träumen, sich gläubig darauf verlassen, wie der Unterthan auf seine Regierung sich verlässt — das heisst sich zum Spotte machen, auch bei mir; denn es ist das Zeichen eines schlaffen Willens, eines Intellektlebens von jener Einseitigkeit, die ich getadelt habe, nicht aber eines Adepten. Der Adept hat einen erweckten Willen, er glaubt nicht passiv an den Sinn des Lebens und die Erfüllung seiner Ideale, er will den Sinn und die Erfüllung; er fühlt sich nicht als Unterthan, als Spielball, sondern als autonomes Centrum des Lebens, voll Kraft zu schaffen, was kein Herrgott schuf und kein Satan vereiteln soll, zu schaffen den Sinn des Lebens, es umzuformen, dem Ideale anzupassen und in diesem Berufe selber das zu werden, was man als göttliche Vernunft und Liebe, als sittliche Weltordnung u. dergl. bezeichnet hat. Er lebt seinem Berufe mit einer Zähigkeit, die sich hinausreckt über das enge, kurze,

persönliche Dasein, über Schranke und Grab; er ist unsterblich — nicht als Person, als Hinz oder Kunz — sondern als edles Innenleben; er ist es, weil er es sein will, weil sein starker adliger Wille sich durchsetzt.

Dieser Wille ist nicht anderes als das religiöse Genie, wenn man „religiös“ im guten Sinne versteht. Buddha und Jesus, Laotse und Zarathustra, Schleiermacher und alle starken Idealisten scheinen mir Adepten gewesen zu sein. In Symbolen, die dem Milieu ihres bewussten Ich entsprechen, jeder auf seine Art, drückten sie ihr Sehnen, Wollen und Arbeiten, ihren „Glauben“ aus. Und hätten die „Gläubigen“ es ihnen nachgethan, so wäre der „Glaube“, die „Religion“ nicht in Verruf gekommen. Doch weil die Menschen der Masse eben keine Adepten sind, vermochten sie deren Ziel und Treiben nicht zu fassen; die Schale hielten sie für Kern, blosse Symbole für das Wesen; Fanatiker, erhoben sie das Symbol zum Tyrannen und verketzerten die geistige Selbständigkeit. Im Entwickelungsdrange kraftvoll, wirft das freiheitliche Leben der modernen Zeit diese Sorte „Religion“ zurück. Recht so; aber nun, modernes Leben, lerne in Gemeinschaft treten mit den religiösen Genies aller Zeiten, lerne mit neuen, dem modernen Milieu entsprechenden, wenn du willst „wissenschaftlichen“ Symbolen, das Streben jener Adepten kultivieren, lerne neue Religion auf deine Art!

Ich gebe in diesem Buche meine Religion. —

Den eigentlichen Wert des persönlichen Daseins sehe ich, wie gesagt, in seiner Eigenschaft, das Gefäss, die Bedingung eines geistigen Gehaltes, fortdauernder Ideen und Bestrebungen edeln Charakters zu sein. Ich verachte das Dasein um des nakten vegetativen und tierischen Daseins willen. Möchte es hingeben für einen Gedanken der Weisheit, für ein seltenes Kunstwerk, ein Gedicht, für eine befreiende Entdeckung oder Erfindung. Alle leiblichen Verbesserungen schätze ich im Grunde nur als Vermittler geistiger Güter. Sollte etwa der Mensch die Fähigkeit gewinnen, vogelartig zu fliegen, so würde es der geistige Gehalt dieser Fähigkeit sein, was ihr den

eigentlichen Wert gäbe. Und was mich auf die Seite der materiell bedürftigen Volksmasse geführt hat, ist nicht die sinnliche Schätzung eines schmausenden Gaumens, satten Magens und müssigen Körpers, sondern die Erkenntnis, dass die Befreiung des Volkes von politischer Herrschaft und wirtschaftlicher Ausbeutung immense geistige Vorteile bringen würde.

Alle Menschen, deren Innenleben sich mir einigermassen erschloss, auch höchst verkümmerte Existenzen, haben mir bewiesen, dass sie unterscheiden zwischen einem niederen Dasein und einem höheren, veredelten Leben, — dessen Vorzug keineswegs in einem grösseren Quantum von Genüssen des niederen Daseins besteht, sondern in qualitativer Erhöhung des Glückes, in einer gewissen Veredelung, Vergeistigung des Genusses; — man gestatte diese allgemein tastenden Ausdrücke, die mehr etwas Formales als einen bestimmten Inhalt andeuten wollen. Zwischen zwei entgegengesetzte Bereiche fühlen wir uns gestellt, zwischen Wohl und Weh, Gut und Schlecht, Wahr und Falsch, Licht und Finsternis, Ormuzd und Ahriman; und wir alle haben, dunkel oder deutlich, die Sehnsucht nach mehr Licht, nach höherem Glücke. Suchend zwischen jenen beiden Polen bewegen wir uns, die einen in der Dämmerung des Thales, oder gar verloren in finsteren, verworrenen, unwegsamen Schluchten, abgebracht von der rechten Richtung, aber dennoch tappend nach Erlösung, — die anderen mehr und mehr in der Höhe, erhaben auf halb erhellten Berggipfeln, die Lande überschauend, jener Lichtquelle zugewandt, beseligt von dem Bewusstsein, denen da drunten als Weiser dienen zu können.

Ja es ist nicht leicht, sich mit dieser Sehnsucht im Herzen zurechtzufinden im dämmervollen, labyrinthischen Leben, das von Irrtümern, Geisteshemmungen, schreiend disputierenden Führern und Herrschaften, von verführten und verführenden Massen schwer heimgesucht wird. Nicht leicht, sich zu entscheiden für bestimmte Ziele, — da die Ideen und Bestrebungen chamäleongleich ihr Aussehen wechseln, da so oft als unheilvoll sich entpuppt, was vordem Heil verhiess, und umgekehrt das Gute, das Edle, das Glück gar häufig als Aschenbrödel

auftritt. Da thut denn klares und scharfes, von Störungen unbeirrtes, selbständiges Schauen not und, um dieses zu erlangen, jene Abgeschiedenheit, Besinnung auf das eigene Selbst, Sammlung, Stille, Einsiedelei, welche eine fast typische Vorbedingung der Lebensweisheit ist; — ich erinnere an die Einsiedler Buddha, Zarathustra und Christus.

Freilich das profanum vulgus, vor allem der moderne Kulturpöbel, setzt sich über diese Notwendigkeit leichtfertig hinweg, hantiert mit den normalen, von seinen Götzen und Herrschaften geprägten Werten, und wenn jemand diese Münzen skeptisch grübelnd betrachtet und seine individuellen Wertungen dagegen hält, so trifft ihn wohl rohes Gelächter der Menge, wenn nicht gar Hass und Steinigung. Wehe einer „Kultur", welche den grossen Haufen in diesem chronischen Fehler noch bestärkt, welche ihrer „hohen Zwecke" halber das Innenleben, die Beschaulichkeit, die ureigne Entfaltung der geistigen Individualität systematisch verwüstet und vereitelt! Keine Kultur, sondern Verbildung das; Wahnsinn, Molochdienst, wenn das Individuum der „Kultur", „Gesellschaft", oder wie sonst der Götze heissen möge, aufgeopfert wird! Echte Kultur will das Individuum ausbilden und betrachtet alle ihre Anstalten, natürlich auch die umfassendste dieser Anstalten, die Gesellschaft, als Mittel zu diesem Zwecke. Echte Kultur versäumt nicht, das Innenleben anzuregen, und zu veredeln; sie verabscheut das Lärmen und Treiben der Grossstädte, weil hier jene erhabene Einsamkeit, jene lauschige Stille fehlt, die dem innerlichen Leben Gelegenheit bietet, sich bemerkbar zu machen, seine Anliegen vorzubringen, seine Offenbarungskräfte zu entfalten.

Um das Leben gemäss meiner Individualität zu werten und einzurichten, um das Korn von der Spreu, das wahre Heil vom scheinbaren zu sondern, überschaue ich nun prüfend mein Treiben. Und ich finde, dass ich glücklich — im gewählten Sinne des Wortes — nur in flüchtigen Momenten war. Und ich gelange zu dem schlichten Weisheitsschlusse, dass meines Lebens Grundaufgabe darin besteht, diese Momente möglichst

auszudehnen und immer häufiger zu machen. Glücklich war ich, so oft mein Geist, von kleinlichen Interessen und sinnlichen Begierden frei, reiner Beschaulichkeit sich widmen konnte, wenn ich, in begriffliche Zusammenhänge vertieft, Erkenntnis gewann, wenn ich auf Spaziergängen, ganz in Rezeption verloren, die landschaftliche Natur betrachtete, wenn mein Kopf, berauscht von einer Stimmung, dichterisch gestaltete, wenn ich dann den heiss ersehnten Ausdruck fand. Glücklich war ich in der Sehnsucht, im Streben, die Welt nach meinen Idealen zu gestalten, glücklich, wenn es mir gelang, anderen Menschen von dem, was ich für wahr, schön, gut hielt, etwas zu verschaffen, — durch erzieherische Anregungen, durch Rede und Schrift, durch Anlage und Kultur geistiger Pflanzstätten.

Und Ehre, Geld, Frauenliebe, Freundschaft, lukullische Genüsse, Sport . . . ist das nicht auch Glück? — Das alles kommt mir nur wie die Schale des Glückes vor; Glück kann darin sein, doch zuweilen hat die Schale keinen Kern. Ehre kann beglücken, insofern sie auf ein Gelingen des eigenen Strebens, eines guten Strebens aufmerksam macht. Geld beglückt, insofern es Freiheit gewährt; — aber Freiheit wozu? darauf kommt es an; die beste Freiheit ist Freiheit zu seligem Thun.

Erotische Liebe beglückt, insofern sie etwas Geistiges enthält, insofern sie Ahnungen des Schönen und edle Tendenzen in uns frei macht. Man kann das z. B. daran erkennen, dass die Liebe am köstlichsten jenem Lebensalter mundet, welches mit potentieller Geistigkeit, mit allerlei Idealismus förmlich geladen ist. Was von der Liebe gilt, kann auch von der Freundschaft gesagt werden. Auch Bacchus beglückt lediglich insofern er geistige Kräfte entfesselt, insofern er ein Lyäus schöner oder treffender Einfälle und edler Bestrebungen ist. Kurz, das Glück liegt in dem geistigen Gehalt des Lebens, und nur weil das Geistige, gleich der Pflanze, Nährboden — ein Beet — haben muss, bedarf auch die sinnliche, leibliche Persönlichkeit der Kultur.

Ich möchte in den angedeuteten Richtungen mich aus-

leben. Aber Hemmnisse, allerlei Schranken und Ketten umgeben mich und nötigen schmerzliches Entbehren auf; ich kann nicht, was ich will, bin nicht frei genug. Und darum kämpfe ich gegen die Knechtschaft an, kämpfe, weil Unterwerfung Aufgabe meines bessern Selbst bedeuten würde, weil das Leben ohne Freiheit mir nicht lebenswert erscheint, weil ich mindestens der tröstlichen Stärkung und Begeisterung bedarf, die mir entspringt aus dem Ringen nach Freiheit.

Nach Freiheit — nicht bloss für meine Person, sondern auch für die anderen Menschen. Ich schätze ja das persönliche Dasein wesentlich als einen Becher, ein Beet geistigen Gehaltes, neige folglich dazu, über die Trennung von Ich und Nicht-Ich mit Rücksicht auf das Höhere hinwegzusehen. Ich liebe die Menschen, insofern sie einigermassen herangebildet oder wenigstens veranlagt sind zu dem, was vor meiner schmachtenden Seele steht. Es ist mir Bedürfnis, ihnen mitzuteilen von dem, was ich als Glück empfinde.*) Hochgenuss ist es mir, die Menschen und die Welt zu formen nach meinem Idealbilde.

In dieser Liebe meine Kräfte zu bethätigen, ist meine Passion, — etwa wie es die Passion des Sportfreundes ist, seine überschüssige Muskelkraft im Rudern oder Radfahren anzulegen. Übrigens verschliesse ich mich durchaus nicht der Erwägung, dass ich auch meinem persönlichen Wohle diene, indem ich die allgemeine Wohlfahrt fördere; ich empfinde es z. B. recht schmerzlich, dass ich persönlich nicht frei sein kann, solange die menschliche Gesellschaft nicht frei ist.

Wohlan denn, es gilt Fleisch werden zu lassen den idealen Menschen, wie er, von allerlei schmerzlichen und wonnevollen Lebenserfahrungen gestaltet, vor der andächtigen Seele schwebt. Ich meine nicht etwa den Menschen vom nächsten Jahrzehnt, dessen — übrigens sehr fraglicher — Vorzug vielleicht darin

*) Wenn ich z. B. als Knabe in den lieblichen Thälern des Neckar- und Rheinlandes eine neue landschaftliche Schönheit entdeckt hatte, dann liess es mir keine Ruhe, ich musste sie meinem Vater oder einem Freunde zeigen. — Wer kennt das nicht?

besteht, dass er weniger Steuern zahlt und einen Brocken politischen Rechtes mehr besitzt; ich meine auch nicht den Angehörigen des sozialdemokratischen Schlaraffenlandes, den knechtenden Knecht eines allgegenwärtigen Staates; ferner, ferner liegt mein Ziel, herrlicher, herrlicher ist's.

Wer mir die grosse Ferne meines Zieles zum Vorwurfe macht, der lasse sich dies Buch gesagt sein, der möge daraus erkennen, dass die Ferne, die Höhe eines Zieles nicht ein Fehler, sondern ein Vorzug ist, dass hingegen das Streben der hochmütigen „Praktiker" nach einem nahen, niedrigen Ziele ihr Wesen und Treiben leicht korrumpiert. Denn leicht benimmt das Nahe uns die Fernsicht und die Richtung auf das, was mehr not thut, als augenblickliche Vorteile. Und der Charakter des Zieles durchdringt die Mittel: ein kleinliches Ziel macht die Mittel kleinlich, ein erhabenes Ziel die Mittel erhaben. Die Fortentwickelung des Menschengeschlechts bedarf reiner Mittel; kleinliche, unreine Mittel hemmen sie.

Mein Ziel ist der freie Vernunftmensch. —

Indem ich diese Worte wähle, spüre ich, wie ein Dämon der Knechtschaft, die Scham, mich zu beschleichen und durch folgenden Einwand niederzuschlagen sucht: „Welch abgegriffene Phrasen! Freiheit, Vernunft! Wenn das deine Weisheit ist, so lass dich auslachen."

Dieser Einwand ist nicht unwirksam. Allerdings sind Freiheit und Vernunft für viele Menschen eindruckslose Redensarten. Unverstand und Schlechtigkeit haben sie dazu gemacht, indem sie sich allzu häufig als Freunde und Prediger der Freiheit und Vernunft aufspielten und deren Namen so oft missbrauchten, dass nun manch redlicher Denker diese guten Begriffe in einer Weise ansieht, als wären es Prostituierte.

Indessen fühle ich mich nicht durch den Vorwurf der Phrasenhaftigkeit getroffen. Denn wie ich sie verstehe, sind Freiheit und Vernunft Zwecke, die aus meinen individuellen Erfahrungen heraus geboren wurden, Begriffe, die ich inherlich erlebte und durchlebe, Ziele, denen ich nicht durch Konvenienz angetraut, sondern in freier Liebe zugethan bin. Ich habe

sogar Grund zu der Erwartung, dass mein „freier Vernunftmensch", sobald er einigermassen deutlich hervortritt, von vielen Leuten eher als ein gefährliches Individuum, als Antichrist und Erzfeind ihrer heiligsten Ideale, denn als harmlose glatte Phrase, betrachtet werden wird.

Um nun meinen Begriff des „freien Vernunftmenschen" zu erklären, versuche ich zunächst eine genetische Definition, allerdings mit dem Bewusstsein, dass ich nicht die feinen Wurzelfasern, welche hauptsächlich Nahrung einsaugen, blosslegen kann, sondern nur einige grobe Wurzeläste.

Wann warf ich zum erstenmale einen Blick nach meinem Ziele? Ich glaube im neunten Lebensjahre. Das stille, doch in der Hingabe an seine Neigungen auch „wilde" und „unartige" Kind erhielt hin und wieder eine Freiheits-, Hunger- oder leichte Prügelstrafe. Ich wusste, dass solche Strafen mich bessern sollten; doch in den meisten Fällen hielt ich sie für unverdient, indem ich die Unart nur als Freiheit betrachtete, bei deren Verfolgung mir irgend eine von den dummen Sitten und Einrichtungen in die Quere gekommen wäre; statt der Reue empfand ich gewöhnlich Trotz; jedenfalls fühlte ich mich durch die Strafe nicht gebessert, sondern gewissermassen beschmutzt und insofern verroht, als ich einer weiteren Beschmutzung meines Innern mit Cynismus entgegensah. Einst hatte man mich eingesperrt — nebst einer Bibel. Anfangs spürte ich grosse Lust, irgend einen Gegenstand meines Gefängnisses zu demolieren; schliesslich aber schlug ich zu notdürftiger Unterhaltung die Bibel auf. Und ich las Jesu Bergpredigt: „Selig sind . . ." Des Eindruckes, den diese Worte auf mich machten, erinnere ich mich so deutlich, als hätte ich die Situation heute im Frühschlaf geträumt. Ich empfand Frieden und Genugthuung; ich sah mit Entzücken das blumenhafte Weiss der Unschuld; hässlich gleich einer schmutzigen Strasse erschien mir dagegen jene Welt, da draussen, die mich vergewaltigte. Als ich die verschiedenen Seligpreisungen las, überlegte ich, ob nicht eine auf mich passe. „Selig sind die Friedfertigen!" Das passte wohl; denn obwohl in widersetzlicher Stimmung

war ich im Grunde friedfertig. Gern wollte ich jedes Wesen in Frieden lassen. Die anderen waren Friedenstörer. Was hatten sie an mir beständig herumzunörgeln und herumzustrafen? Wollten sie mich ändern, warum bekehrten sie mich nicht einfach, anstatt Gewalt anzuwenden? — So ahnte ich damals eine freie, vernünftige Menschengemeinschaft und empfand die Kluft zwischen diesem Ziel und der gegenwärtigen Welt, wo so viel Knechtschaft, leiblicher und geistiger Zwang, waltet.

Als Zwang lernte ich auch die Schule betrachten. Aus der Langweiligkeit und Ängstlichkeit des Schulzimmers, wo wir Knaben in Reih' und Glied, mit steifem Rücken und gefalteten Händen, mäuschenstill sitzen und gewaltsam aufpassen mussten, flüchtete sich mein Sinn oft hinaus zum knospenden Baume in eine sonnige Freiheitswelt, — bis mich plötzlich die Donnerstimme der Autorität oder gar etwas Härteres traf. Meine eigene Welt, das freie Wachsen meines Innern beschäftigte mich eben weit mehr als „Us quartae lasse männlich sein".

Selbst Lehrstoffe, die für mein Interesse geeignet waren, wie Geschichte und Dichtung, konnten mir dadurch verleidet werden, dass an die Stelle der freien Neigung gewaltsam die Triebfeder der Knechtschaft gesetzt wurde. Dies Zwangsschulwesen brachte es denn auch fertig, dass ich, obwohl nicht der „schlechteste" Schüler, in einer Unzahl von Stunden jämmerlich wenig Kenntnisse in mich aufnahm und natürlich noch viel weniger mir zum echten Eigentum machte, — wie wohl die Mehrheit der Zöglinge. Hatte ich hingegen für einen Gegenstand freies, selbstentwickeltes Interesse, so lernte ich spielend leicht und wurde sogar auf gewissen Gebieten produktiv. So ersann ich mechanische Spielereien und Taschenspieler-Effekte. Mit dreizehn Jahren verfiel ich aufs Versemachen und dichtete mit wachsendem Ernste und solcher Leidenschaft, dass meine Entwürfe bei den häuslichen Pflichtarbeiten und selbst im Unterricht mich beschäftigten und veranlassten, in den Schulbüchern heimliche Zettel zur Auf-

nahme der Verse zu führen. Sogar den Schlaf versäumte ich oft im glühenden Eifer, meine Stimmungen und Phantasien zu gestalten. Als ich sechzehn Jahr alt war, kam mir ein philosophisches Werk in die Hand, und nun trieb ich auch Philosophie, las Schopenhauer, Feuchtersleben, Spinoza, Radenhausen, Büchner u. a. Mein geringes Taschengeld legte ich in poetischen Werken und sonstigen mir interessanten Büchern an, und ein Ereignis war für mich jede Neuerwerbung eines Dichters. Mit solcher Energie las ich seine Werke, dass ich unabsichtlich eine Fülle davon behielt, die gelegentlich Erstaunen weckte. Ich erzähle dies nicht etwa als persönliche Curiosa, sondern um zu zeigen was die Freiheit zu leisten vermag den Stümperwerken des Zwanges gegenüber! Fast möchte ich sagen: Nicht durch die Schule, sondern trotz der Schule habe ich mich entwickelt; Aufgaben drückten mich nieder, Aufnahmen liessen mich wachsen.

Der Widerspruch, zu welchem mich solchergestalt die Form des Schulunterrichtes reizte, wurde noch stürmischer, als auch der Inhalt mir teilweise unvernünftig erschien. Hauptsächlich opponierte ich den Lehren der Religion und der sogenannten philosophischen Propädeutik. Auf religiösem Gebiete durfte ich meine Bedenken dem Lehrer äussern, auf philosophischem nicht; und abermals bemerke ich, dass die Freiheit (in diesem Falle die freie Meinungsäusserung) mich ausserordentlich förderte. Ich reagierte auf die Theologie rationalistisch und demgemäss völlig abweisend. Mein Lehrer, der als guter Pädagoge mit uns Schülern freundschaftlich verkehrte, hörte meine Vernunftgründe an, ohne sich treffen zu lassen, indem er nämlich behauptete, der Glaube sei keine Vernunftsache. Diese Art des Widerstandes regte mich ausserordentlich auf, da ich sie nicht rubrizieren konnte; — jetzt ist sie mir nicht mehr ungewöhnlich, diese brutale Dickfelligkeit (sachlich, nicht persönlich bezogen) der Autorität, diese grundsätzliche Unvernunft, die aus der Not eine Tugend macht, — „credo quia absurdum!“ Die Sicherheit meines Widerparts machte mich schliesslich an meiner Vernunft irre;

excentrisch wie ich war, schwankte ich von der Gotteslängnerei zum leidenschaftlichen Gebet: „Herr, hilf meinem Unglauben!“ Fürwahr, es ist schwer, ohne Bundesgenossen die Autorität zu besiegen! Ich fand aber Bundesgenossen; besonders im Hinblick auf die vielen Heiden und Ketzer, denen die Weltgeschichte das Zeugnis der Vernünftigkeit, Freiheitsliebe, Überzeugungstreue und Tapferkeit nicht vorenthalten kann, erstarkte meine vernünftige Individualität und siegte über den Anflug von Glaubensduselei.

Doch die Wirkungen pflegen langsamer als die Ursachen zu schwinden. Der tiefe Ernst, mit dem ich der Theologie begegnet war, hatte in Verbindung mit gewissen „Talenten“ bei meiner Umgebung die Überzeugung hervorgerufen, ich sei zum Prediger prädestiniert. Und in der That bezog ich als Theologe die Universität, teils weil es mir ziemlich gleichgültig war, unter welcher Flagge ich in den Hafen der akademischen Freiheit segelte, teils weil es mich reizte, auch an der Professorenweisheit meine Vernunft zu messen. Die Notwendigkeit eines Brotstudiums konnte mir vorläufig nicht imponieren; der Freiheit Atmosphäre lockte mich und versprach mir die ersehnte Förderung meiner Eigenart, während der gewaltsame Drill des Hirns, zumal im Dienste des Magens und der ordinären Behäbigkeit, mir widerstrebte und geradezu als Prostitution erschien. Kommilitonen schalten mich einen unbesonnenen Schwärmer, ein grosses Kind, und empfahlen mir, das Brotstudium wenigstens als Mittel zum Zweck zu kultivieren; wenn ich erst wohlbestallt sei, möge ich meine Neigungen wieder aufleben lassen. Ich aber vermutete, dass man durch „zeitweilige“ Anwendung unreiner Mittel sich dauernd verunreinige, und studierte, diskutierte und trieb, was ich wollte, nicht was ich sollte. Schliesslich freilich brachten mich Vorstellungen meiner Familie „zur Vernunft“, — oder wohl richtiger zur Unvernunft, nämlich zur Unterwerfung unter die Autorität. Ich erklärte mich bereit, nunmehr auf einen Brotberuf hinzuarbeiten, bestand aber, um wenigstens einen Kompromiss mit der Freiheit zu erlangen, auf der Bedingung, dass ich nicht ein

Vertreter der Theologie würde; statt dessen wollte ich Lehrer werden.

Doch bald stiess mein Sinn auf ein neues Hindernis. Durch einen Studienfreund machte ich die Bekanntschaft der Sozialdemokratie, und geeignete Lektüre sowie Gespräche mit dem geistig bedeutenden „Arbeiterphilosophen" Josef Dietzgen (der damals in Siegburg bei Bonn als Lohgerber lebte) bekehrten mich so völlig, dass die sozialistische Weltanschauung zu meiner geistigen Organisation zu gehören schien. Da ich nun der freien Meinungsäusserung auf keinen Fall entsagen wollte, so verzichtete ich auf die Position eines staatlich sanktionierten und besoldeten Lehrers, ohne freilich diesen Entschluss meinen Verwandten (die mein Vertrauen verloren hatten) mitzuteilen. Ich tröstete mich mit der Hoffnung, dass es in der weiten Welt doch irgend eine Art des Erwerbes geben müsse, welche die Gesinnung nicht vergewaltigt; und in der Erwägung, „kommt Zeit, kommt Rat", entschied ich mich dafür, einstweilen den unvermeidlichen Militärzwang auf mich zu nehmen.

Der stramme Dienst in Berlin setzte begreiflicherweise meinem Ketzersinn eine Zeit lang einen Dämpfer auf. Ich führte das Dasein einer Maschine, empfand aber diesen Zwang keineswegs als den schlimmsten, — weil nämlich die übermässige Körperstrapaze das Empfinden überhaupt abstumpft. Dennoch wurde meine Kenntnis der Zwangswelt schätzenswert bereichert.

Nach Absolvierung des Militärjahrs derselbe Zwiespalt in meinem Innern, wie zuvor, und kein Rat, kein wirklich guter Rat! Obenein offenbarten sich die „Bande der Familie" mehr und mehr als ein Instrument des Zwanges, Familiensinn, Pietät, Gehorsam als Formen der Knechtschaft. Und ich zerriss, um meine Individualität zu behaupten und mich vor der Selbstvernichtung zu bewahren, diese Kette.

Nun war ich frei — wie ein hungerndes Wild im Schnee. Ich empfand die wirtschaftliche Zwangslage, die Faust der materiellen Not beugte meinen Nacken unter verschiedene proletarische Knechtschaften; im In- und Auslande lernte ich das

Joch tragen; es drückte mich ebensowohl an reichbesetzten Tafeln, wo man mir mit Höflichkeit begegnete, wie im kargen Stübchen des vierten Stockwerks, und ich lernte begreifen, wie selbst energische Individuen durch die Not zur totalen Versklavung, zur Prostitution in irgend einer Form gebracht werden können. Doch ich war nicht gerade in der schlimmsten Lage; und so erhielt ich mich mir selbst. Was mich hauptsächlich schadlos hielt, war die freie Zeit, welche das litterarische Zigeunertum verstattet, der humorvolle Umgang mit anderen Zigeunern und meine sozialistische Weltanschauung, die mir Begeisterung und im Kampfe dafür auch die Freude manchen Erfolges verlieh.

Doch herbe Ironie des Geschickes, dass selbst der Freiheitskampf zur Knechtschaft wird! So gewaltig ist die Knechtschaft unserer Zeit, und darin besteht ihre furchtbarste Drohung, dass sie ihren Einfluss hinüberträgt zu denen, die sie doch vernichten möchten, und prinzipielle Befreiungsparteien durchseucht. Ganz allmählich, in gleichem Tempo mit meiner Kenntnisnahme des Parteigetriebes, kam mir dies Bewusstsein, immerhin früh genug, um mich vor dem Eintritt in die Abhängigkeits-Maschinerie der Partei zu warnen. Es war eine der wenigen meiner Handlungen, die ich als weise bezeichne, dass ich mich nicht zum Parlamentarier, zum beruflichen Politiker machen liess. Hätte ich das gethan, so wäre mir's vielleicht ergangen wie den Vielen, die als Partei-Existenzen gebunden sind an ihre Partei und dort zu knechtenden Knechten der unfehlbaren Dogmen oder gar zu Gesinnungslumpen werden. Was mir die Partei deutlich als Tyrannei erscheinen liess, das war ihre fanatische, mit allen möglichen Unterdrückungsmitteln arbeitende Unduldsamkeit, die sie meiner Kritik und abweichenden Meinung, wie überhaupt jeglicher schablonenlosen Selbstständigkeit, entgegenbrachte, das war der Geist einer Bureaukratie und Regierung, wie sie peinlicher kaum anderwärts mich berühren konnte, das war die Autoritätenherrschaft, welche Personen und Dogmen ausübten. Doch ich gedenke die verschiedenen Formen der Unvernunft und Knechtschaft, welche

der „Partei“ eigentümlich sind, in einem späteren Kapitel zu schildern.

Noch mehr Zwingburgen, als die genannten, schaute ich; ja ich kann gar nicht alle Verkümmerungen des „freien Vernunftmenschen“ aufzählen. Ich sah Verwüstungen, angerichtet von der „Sittlichkeit“, dem „höchsten Ideal“ der Menschheit, erkannte im Heiligenschein der Tugend eine blutige Tyrannenkrone, erlebte, dass mancherlei „Selbstbeherrschung“ nichts als klägliche Versklavung des Willens ist, beobachtete beispielsweise jene feige Unterwürfigkeit unter thörichte Autoritäten, die man als „Keuschheit“ preist, und andererseits das frische Aufblühen von Menschen, die, dem Kerker der „Moral“ entsprungen, sich der Freiheit in die Arme warfen. —

„Welch einseitige Lebensauffassung!“ höre ich einwenden. — Allerdings einseitig! Ich weiss, dass ich nicht zu jenen Lebenskritikern gehöre, welche im ängstlichen Streben nach „Objektivität“ die Beurteilungen ihrer Kollegen kompilieren, ohne feststellen zu können oder auch nur zu wollen, ob und wie weit diese Beurteilungen wirklich erlebt sind. Die Lebensbeziehungen, welche ich zu Begriffen ausprägen möchte, sind subjektiv, einseitig, nämlich Beziehungen zu meiner Seite, doch gerade darum realistisch; ich wenigstens weiss es, dass der Stoff dieser Begriffe dem Schachte des Herzens entstammt, — der einzigen Quelle aller echten Wertungen. Die Methode Rousseaus garantiert mir mehr Weisheit, als die Ciceros. Was man Objektivität nennt, ist grossenteils Zopf, Herkommen, Vergewaltigung des Individuellen, Majorisierung, Gleichmacherei, Stagnation, während gerade die Subjektivität erfreuliche Triebkräfte zur frischen Entwickelung enthält.

Jene unduldsame Einseitigkeit, welche die Geister beherrschen will, liegt mir fern; ich bilde mir nicht ein, dass meine Auffassung die einzig wahre ist, denke vielmehr: andere Seiten desselben Gegenstandes mögen andere malen! Und wenn ein anderer Beobachter mit den angenehmen Farben eines versöhnlichen Naturells malt, so werde ich, sofern er innerhalb seiner Subjektivität realistisch ist, mich seinen An-

regungen nicht verschliessen; denn auch mir sind Milde und Humor, denke ich, nicht fremd. — Sollte ich trotz dieser Verwahrung gegen Dogmatismus doch hie und da als Dogmengeber wirken, so erweist das nicht autoritäre Tendenz auf meiner, sondern Knechtschaft auf jener Seite.

Vielleicht wirken meine Beobachtungen für viele Leser anregend und eröffnen neue Gesichtspunkte. Vielleicht spreche ich für einige gar das „erlösende Wort", das ihre eigenen Erfahrungen zu Erkenntnissen gruppiert. Das sind dann die echten Gesinnungsgenossen. Begriffliche Propaganda, die keine Resonanz im Herzen, in der Lebenserfahrung findet, bringt nur Widerspruch oder laue Freundschaft oder blinden Glauben, jedenfalls keine wahre Überzeugung hervor. Das Wort ist Phrase, solange nicht das Leben, die Erfahrung seine Bedeutung erschlossen hat. „Wen ich suche und wen ich finden werde, — sage ich mit meinem Freunde John Henry Mackay*) — das ist der Einzelne: Du — und Du — und Du — Ihr, die Ihr in einsamem Ringen zu gleicher Erkenntnis gekommen seid."

*) „Die Anarchisten." Verlag von Schabelitz (Zürich) oder (Volksausgabe) F. Harnisch & Co. (Berlin).

2. Mein Ziel.

„Im Menschen äussert sich das Streben nach Schmerzvermeidung in einer unendlichen Mannigfaltigkeit und gleichzeitig mit einer zartspinnenden Feinfühligkeit, die nicht allein unaufhörlich auf sein sinnliches Empfinden, sondern selbst auf sein geistiges Beschäftigungsgebiet hinüberspielt. Fassen wir diese Mannigfaltigkeit zusammen und bringen sie auf ihren höchsten Ausdruck, d. h. versenken wir uns in das tiefinnerste Wesen unseres Jochs, so überflutet uns ein namenloses Sehnen nach Freiheit und Erkenntnis. Befreiung von allem Schmerz, allem Druck, und Erkenntnis der Welt, das sind die Herzschläge der Substanz, das sind die beiden Leuchten, denen sie in ihrer aufgenötigten organischen Thätigkeit entgegenstrebt, so dunkel sich dieser Drang auch anfänglich in ihr äussere, so zahllos und schwierig die Versuche sein mögen, mit deren Hilfe sie sich zur Lösung ihrer hehren Aufgabe Schritt für Schritt heraufarbeite. Freiheit und Erkenntnis sind die Zeichen, unter denen das organische Weltgeschehen steht, es sind und bleiben die Ideale des organischen Strebens, auch wenn sie nie erreicht werden sollten." J. G. Vogt.*)

„Mein Ziel ist der freie Vernunftmensch" — was heisst das? Ich glaube mit den Worten „Freiheit" und „Vernunft" ziemlich denselben Sinn zu verbinden, welchen der Sprachgebrauch meint.

Man nennt den Vogel im Bauer unfrei; warum? Offenbar weil er nicht fliegen kann, wohin er will. „Im Freien" sind wir, wenn unser Fuss, unser Auge, die in den Mauern des Hauses und der Stadt Schranken fanden, unbehindert schweifen können, wohin sie wollen. Der Dichter bezeichnet

*) Die Menschwerdung. Leipzig bei Wiest. 1892.

das Sternenzelt als der Freiheit Heimat, weil die Sterne in einem schrankenlosen, machtvollen Raume, anscheinend ohne Störung wandern. Wir nennen eine Bevölkerung politisch unfrei, wenn sie auf politischem Gebiet nicht durchsetzen kann, was sie will. Gedankenfreiheit endlich ist da vorhanden, wo man denken und äussern kann, was man will.

Im Anschluss an diese und andere Beispiele verstehe ich unter Freiheit die Möglichkeit, sich zu verhalten, wie man will, die Kongruenz von Wollen und Können, die Schrankenlosigkeit.

Bereits sehe ich manch bedenkliches Kopfschütteln: „Das soll Freiheit sein, so soll dem Volke das uralte, machtvoll wirkende Ideal gedeutet werden? Bewahre uns der Himmel vor solcher ‚Freiheit'! Denn diese Schrankenlosigkeit, diese individuelle Willkür würde ja zum Krieg aller gegen alle, zum Chaos, zur Vernichtung der Kultur und Menschheit führen. . . ."

Gemach! Wer einen Begriff unterdrückt, weil er sich vor dessen Konsequenzen fürchtet, der handelt unvernünftig.

Übrigens ist das Chaos keineswegs die Konsequenz meiner „Freiheit"*). Diese „Folgerung" beruht auf einem alten Vorurteil, nämlich auf der grundlosen Meinung, der Schrankenlose werde das Unvernünftige wollen. Man übersieht oder unterschätzt die vernünftige Natur des Menschen, oder besser: die Entwickelungsfähigkeit der Vernunft.

Ich kann nicht verschweigen, dass es auch Leute giebt, die nicht aus Einsicht, nicht einmal aus vermeintlicher, sondern aus Absicht die Schrankenlosigkeit anschwärzen und die Welt vor meiner „Freiheit" besorgt machen, — einfach deswegen, weil sie herrschen wollen, weil gerade die Schranken, mit denen sie ihre Knechte umgeben, ihren Vorteil hegen. Und mir scheint, diese absichtlichen Feinde der Schranken-

---

*) Ich erinnere vorläufig an das bekannte Wort Schillers:
„Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht —
Vor dem freien Menschen erzittert nicht!"

sogar Grund zu der Erwartung, dass mein „freier Vernunftmensch", sobald er einigermassen deutlich hervortritt, von vielen Leuten eher als ein gefährliches Individuum, als Antichrist und Erzfeind ihrer heiligsten Ideale, denn als harmlose glatte Phrase, betrachtet werden wird.

Um nun meinen Begriff des „freien Vernunftmenschen" zu erklären, versuche ich zunächst eine genetische Definition, allerdings mit dem Bewusstsein, dass ich nicht die feinen Wurzelfasern, welche hauptsächlich Nahrung einsaugen, blosslegen kann, sondern nur einige grobe Wurzeläste.

Wann warf ich zum erstenmale einen Blick nach meinem Ziele? Ich glaube im neunten Lebensjahre. Das stille, doch in der Hingabe an seine Neigungen auch „wilde" und „unartige" Kind erhielt hin und wieder eine Freiheits-, Hunger- oder leichte Prügelstrafe. Ich wusste, dass solche Strafen mich bessern sollten; doch in den meisten Fällen hielt ich sie für unverdient, indem ich die Unart nur als Freiheit betrachtete, bei deren Verfolgung mir irgend eine von den dummen Sitten und Einrichtungen in die Quere gekommen wäre; statt der Reue empfand ich gewöhnlich Trotz; jedenfalls fühlte ich mich durch die Strafe nicht gebessert, sondern gewissermassen beschmutzt und insofern verroht, als ich einer weiteren Beschmutzung meines Innern mit Cynismus entgegensah. Einst hatte man mich eingesperrt — nebst einer Bibel. Anfangs spürte ich grosse Lust, irgend einen Gegenstand meines Gefängnisses zu demolieren; schliesslich aber schlug ich zu notdürftiger Unterhaltung die Bibel auf. Und ich las Jesu Bergpredigt: „Selig sind . . ." Des Eindruckes, den diese Worte auf mich machten, erinnere ich mich so deutlich, als hätte ich die Situation heute im Frühschlaf geträumt. Ich empfand Frieden und Genugthuung; ich sah mit Entzücken das blumenhafte Weiss der Unschuld; hässlich gleich einer schmutzigen Strasse erschien mir dagegen jene Welt, da draussen, die mich vergewaltigte. Als ich die verschiedenen Seligpreisungen las, überlegte ich, ob nicht eine auf mich passe. „Selig sind die Friedfertigen!" Das passte wohl; denn obwohl in widersetzlicher Stimmung

war ich im Grunde friedfertig. Gern wollte ich jedes Wesen in Frieden lassen. Die anderen waren Friedenstörer. Was hatten sie an mir beständig herumzunörgeln und herumzustrafen? Wollten sie mich ändern, warum bekehrten sie mich nicht einfach, anstatt Gewalt anzuwenden? — So ahnte ich damals eine freie, vernünftige Menschengemeinschaft und empfand die Kluft zwischen diesem Ziel und der gegenwärtigen Welt, wo so viel Knechtschaft, leiblicher und geistiger Zwang, waltet.

Als Zwang lernte ich auch die Schule betrachten. Aus der Langweiligkeit und Ängstlichkeit des Schulzimmers, wo wir Knaben in Reih' und Glied, mit steifem Rücken und gefalteten Händen, mäuschenstill sitzen und gewaltsam aufpassen mussten, flüchtete sich mein Sinn oft hinaus zum knospenden Baume in eine sonnige Freiheitswelt, — bis mich plötzlich die Donnerstimme der Autorität oder gar etwas Härteres traf. Meine eigene Welt, das freie Wachsen meines Innern beschäftigte mich eben weit mehr als „Us quartae lasse männlich sein".

Selbst Lehrstoffe, die für mein Interesse geeignet waren, wie Geschichte und Dichtung, konnten mir dadurch verleidet werden, dass an die Stelle der freien Neigung gewaltsam die Triebfeder der Knechtschaft gesetzt wurde. Dies Zwangsschulwesen brachte es denn auch fertig, dass ich, obwohl nicht der „schlechteste" Schüler, in einer Unzahl von Stunden jämmerlich wenig Kenntnisse in mich aufnahm und natürlich noch viel weniger mir zum echten Eigentum machte, — wie wohl die Mehrheit der Zöglinge. Hatte ich hingegen für einen Gegenstand freies, selbstentwickeltes Interesse, so lernte ich spielend leicht und wurde sogar auf gewissen Gebieten produktiv. So ersann ich mechanische Spielereien und Taschenspieler-Effekte. Mit dreizehn Jahren verfiel ich aufs Versemachen und dichtete mit wachsendem Ernste und solcher Leidenschaft, dass meine Entwürfe bei den häuslichen Pflichtarbeiten und selbst im Unterricht mich beschäftigten und veranlassten, in den Schulbüchern heimliche Zettel zur Auf-

Hieraus erklärt es sich, weswegen die Vernunft vielfach als das normale, gesunde Denken definiert wird. Ein gewisses Mass von Vernunft muss eben dem normalen, gesunden Menschen eigentümlich sein; wäre es anders, so gäbe es gar keine Menschheit.

Wie aber erwirbt man Wahrheit? — Erfahrung und Begründung sind ihre Quellen, und zwar ihre einzigen Quellen! Da der Beweis für diesen Satz sehr umfangreich und anderwärts, in der Erkenntnistheorie, mit tadellosem Erfolge dargebracht, vom philosophischen Publikum auch ziemlich allgemein angenommen worden ist, so darf ich ihn unerörtert lassen. Unbewiesene Voraussetzungen hat ja jedes Gedankensystem; andernfalls wäre es endlos, gleich der Frage „Warum?“

Was ich unter Begründung verstehe, will ich in knappen Umrissen schildern. Man kann an den Vorstellungen und den Vorstellungssystemen, welche Gedanken heissen, eine gewisse Aufdringlichkeit und Beharrung feststellen, mit der sie ins Bewusstsein treten und daselbst beharren; nach Massgabe dieser Aufdringlichkeit und Beharrung lassen sich die Vorstellungen und Gedanken einteilen. Wenn ich z. B. im Begriffe stehe, die Thür meiner Wohnung zu öffnen, so drängen sich mir gewisse Vorstellungen vom Innern derselben, z. B. das Bild meines wedelnden Hündchens auf; von diesen Vorstellungen meine ich, dass sie wahr sind, d. h. der Wirklichkeit entsprechen; ich erwarte, die entsprechenden Dinge alsbald mit den Sinnen wahrzunehmen. Von der Aufdringlichkeit und Beharrung solcher Wirklichkeitsvorstellungen durchaus verschieden ist die Art, wie Phantastereien, die als solche beurteilt werden, ins Bewusstsein treten. Stelle ich mir z. B. willkürlich vor, mein Hündchen liege tot, so hat diese Vorstellung lange nicht soviel Aufdringlichkeit und Beharrung, wie jene andere Vorstellung. Indessen kann die Vorstellung vom Tode meines Hündchens sich den hohen Grad von Aufdringlichkeit und Beharrung, der den Wirklichkeitsvorstellungen eigentümlich ist, von diesen übertragen lassen, gewissermassen leihen. Hat mir z. B. ein Freund in glaubwürdigster Weise den Tod des

Hündchens berichtet, so rechne ich damit, als mit einer Wahrheit; die Glaubwürdigkeit des Berichterstatters enthält nämlich die Glaubwürdigkeit des Berichtes, wie das Ganze den Teil enthält. Diese Übertragung dessen, was der Wirklichkeitsvorstellung eigen ist, von einer Wirklichkeitsvorstellung auf eine blosse Vorstellung ist es, was ich unter Begründung verstehe. Allerdings fällt diese psychologische Erklärung nicht völlig zusammen mit der erkenntnistheoretischen Definition; letztere stellt vielmehr noch eine Anzahl logischer Merkmale an der echten Begründung fest. Diese Merkmale kann ich nicht anführen, ohne eben eine Erkenntnistheorie zu schreiben.

Ich will indessen durch einige Beispiele die Natur der Begründung erläutern.

Die Sätze „Bei einer Abkühlung auf 0 Grad Wärme gefriert das Wasser“ und „Zweimal zwei ist vier“ lassen sich begründen. Man macht einfach das Gefrier-Experiment. Und man zeigt, dass eine Anzahl (z. B. Nüsse), die wir mit dem Worte „zwei“ bezeichnen, einmal und dann zum zweitenmal irgendwohin (z. B. in die Tasche) gethan, zur Folge hat, dass dort eine Anzahl liegt, die wir „vier“ nennen. Das sind Begründungen durch den Augenschein, durch Erfahrungen.

Man unterscheidet noch eine andere Art der Begründung, die logische Folgerung. Z. B. für den Satz „Fäulnis wird durch bedeutende Hitze oder Kälte verhindert“ liesse sich ausser dem Experiment noch ein anderer Beweis anführen, nämlich der Gedankengang „Fäulnis beruht auf der Wucherung gewisser organischer Wesen; die organischen Wesen aber werden durch bedeutende Hitze oder Kälte getötet.“ Natürlich müssen diese Voraussetzungen, um Beweiskraft zu haben, direkt oder indirekt durch die Erfahrung, durch Experimente, erwiesen sein. Sind sie es aber, so folgt aus ihnen zweifellos jener Schluss. Seine Folgerichtigkeit beruht — wie ich bereits oben angedeutet habe — einfach darauf, dass das Ganze mit seinen Teilen zusammenhängt, oder — so liesse sich gleichfalls sagen — auf dem durch Übereinkommen anerkannten

„axiomatischen“ Satze: Ein Ding ist die Summe seiner Eigenschaften. Das Sterben bei bedeutender Hitze oder Kälte ist eine Eigenschaft der organischen Wesen, es gehört zum empirischen Begriffe des Lebewesens. Drum ist es gesetzt, sobald der Begriff des organischen Wesens gesetzt wird, — wie es der Fall ist in jenem Satze „Die Fäulnis beruht auf der Wucherung gewisser organischer Wesen“. Wenn ein Urteil richtig ist, so gilt eben selbstverständlich von seinem Subjekte („die Fäulnis“) alles, was die Aussage („beruht auf der Wucherung gewisser organischer Wesen“) andeutet.

So vernünftig es nun ist, Vorstellungen, sobald sie durch den sinnlichen oder logischen Nachweis genügend begründet sind, als Wahrheiten zu betrachten, so unvernünftig ist es, unbegründete Vorstellungen für wahr zu nehmen und ihnen gemäss sich zu verhalten, oder umgekehrt begründete Vorstellungen, erwiesene Wahrheiten, nicht als solche zu behandeln. Als eine Propaganda der Unvernunft, und somit des Unheils, kann man folglich das Bestreben bezeichnen, vernünftige Wesen nicht durch Begründungen, sondern durch andere Mittel zu einem gedanklichen Verhalten zu bestimmen.

Diese unvernünftigen Mittel lassen sich in den Worten „Herrschaft“ oder „Autorität“ zusammenfassen.

Allerdings wird das Wort „Autorität“ vielfach doppelsinnig gebraucht, indem es auch ein Ansehen bezeichnen soll, das nicht herrschaftlich auftritt. Unter dem Vorbehalte, nicht diesen zweiten Sinn zu meinen, bin ich ein Gegner der Autorität. Was ich unter der verwerflichen Autorität verstehe, will ich erläutern.

So oft der Grundsatz Ludwigs „des Heiligen“: „Mit Ketzern soll man nicht disputieren, sondern ihnen den Degen durch die Brust stossen“ zur Anerkennung der Machthaber gelangte, gab es Leute, die sich durch die Bedrohung mit dem Tode abhalten liessen, gewissen ketzerischen Gedankengängen nachzugeben, die sogar durch fortgesetzte herrschaftliche Regelung ihres geistigen Lebens zu der Annahme gelangten, jene

Gedanken (z. B. die Erde ist eine Kugel, die sich um die Sonne bewegt) seien in der That falsch, verwerflich, sündhaft, die Kirchenlehre (z. B. das biblische Weltbild) dagegen sei wahr. Keine vernünftige Ursache, kein Grund, kein sinnlicher Nachweis oder logischer Beweis liegt hier für diese Annahme vor, sondern eine Ursache, die man etwa „emotionell“ (im Gegensatz zu „intellektuell“) oder „Willens-Impuls“ nennen kann. Ob die Gefühls-Emotion, der Willens-Impuls, wie im vorliegenden Falle, in Einschüchterung besteht, oder in Lockung, (wie z. B. bei der Propaganda für das Himmelreich, das den Gläubigen aufnimmt), ist hier gleichbedeutend. Gleichbedeutend ist es ferner, ob die Emotion in einem Appell an die Furcht oder an die Ehrfurcht besteht. Auch die Ehrfurcht, die mit Recht von unserer Sprache als eine Art Furcht bezeichnet wird, ist kein Grund, sondern eine Emotion, folglich als Ursache von Meinungen etwas Unvernünftiges, — sollten selbst die von ihr gestützten Meinungen richtig sein.

Um den Unterschied zwischen emotionell und vernünftig beigebrachten Meinungen noch deutlicher zu machen, verweise ich auf folgenden Umstand: Nur gewissermassen formal ergiebt sich die emotionell beigebrachte Meinung aus der Emotion. Zwischen ihrem spezifischen Inhalt aber und der Emotion besteht kein ursächlicher Zusammenhang. Der Inhalt ist vielmehr etwas ganz willkürlich, künstlich Gegebenes. Wenn durch Bedrohung das biblische Weltbild propagiert wird, so spricht die Bedrohung durchaus nicht speziell für das biblische Weltbild; sie könnte zur Verbreitung jeder andern, jeder beliebigen Meinung mit demselben Erfolge verwendet werden. Die Emotion bildet keinen zureichenden Grund für die propagierte Meinung.

Die verschiedensten, ja schroff entgegengesetzten Meinungen können — wie die Geschichte des Wahns, besonders des religiösen, zeigt — durch die gleichen Emotionen propagiert werden; den Scheiterhaufen wandten die „heidnischen“ Römer gegen die Christen, diese später gegen die „Heiden“ und „Ketzer“ an. Ihnen insgesamt kann man Giordano Brunos letztes Wort zurufen: „Verbrennen heisst nicht Widerlegen.“

Jede Tendenz, mit unvernünftigen Herrschaftsmitteln, emotionell, durch Drohung, Lockung, Ehrfurcht, Suggestion, Meinungen zur Anerkennung zu bringen, ist eine „Autorität“ im verwerflichen Sinne.

Diese Autorität ist nicht zu verwechseln mit dem Vertrauen auf die fachmännische Tüchtigkeit und Wahrhaftigkeit anderer Leute, dessen Besitz oft „Autorität“ genannt wird. Wenn dies Vertrauen auf Erfahrungen sich stützt, so ist es eben ein Produkt der Vernunft, nämlich ein induktiver Schluss auf die Wahrscheinlichkeit. Wir müssen in zahllosen Fällen mit solchen Induktionen vorlieb nehmen, sind z. B., wenn wir keine genügende ärztliche Bildung besitzen, bei unserer Erkrankung darauf angewiesen, uns einem Arzte anzuvertrauen. Aus seinem Befähigungsnachweis, besonders aus glaublichen Berichten über Heilungen, die ihm gelungen sind, folgt mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit, dass er uns helfen wird.

Natürlich lasse ich dies Vertrauen auf die Überlegenheit anderer Leute nur als einen Notbehelf gelten. Allenthalben, wo es in unserer Macht liegt, selbständig zu urteilen, widerrate ich die Verlässlichkeit auf fremdes Urteil.

Mein Ziel sind Menschen, die autoritäre Tendenzen, Vergewaltigungen der Vernunft, weder gegen andere Menschen anwenden noch von deren Seite erleiden — mein Ziel ist der freie Vernunftmensch. —

„Aber soll denn jeglicher Zwang aufgehoben werden?“ wird mir eingewendet. „Wohin würde das führen! Wenn z. B. ein Kranker in der Verirrung seines Geistes sich weigern würde, die Medizin zu nehmen, dürfte dann seine Umgebung nicht . . .?

„Soll“ und „dürfte!“ Wenn ich im Namen der Freiheit rede, lasse ich das Gebieten und Erlauben sein. Andernfalls würde ich ja selber Zwang anzuwenden suchen; ich würde nämlich jene Autorität, als welche das Ideal „Freiheit“ allerdings leider oft auftritt, in Wirksamkeit setzen, um die Freiheitsschwärmer für meine Anschauungen zu kapern. Das fällt mir aber nicht ein; weit entfernt, einem fanatischen Ritter zu

gleichen, der seine Dame für die minniglichste im ganzen Reich erklärt, jedermann zur Anerkennung dieser These verpflichtet und Zweiflern den Fehdehandschuh hinwirft, warne ich vielmehr vor jeder Überschwänglichkeit, vor jeder Vergötterung, weil nämlich alles „Göttliche“ herrisch ist und folglich die Tendenz hat, zu knechten; ich warne im Interesse der Vernunft vor den logischen Schlingen, welche das Schlagwort seinem Gläubigen um den Hals wirft, um ihn als Opfer hinwegzuschleifen. Ich zeige nur mein Ziel; wer darin das seinige findet, sei willkommen zum Meinungsaustausch, insbesondere zur Beratung über die Mittel und Wege; jedenfalls hüte ich mich vor dem Versuch, jemand durch autoritäre Wendungen zum gleichen Ziele zu bekehren.

Es liegt mir auch fern, „jeglichen“ Zwang als schlecht zu bezeichnen. Wie vermöchte ich denn ein verwerfendes Urteil über etwas auszusprechen, das ich gar nicht kenne! „Jeglichen Zwang“ kenne ich eben nicht! Ich kenne nur eine Anzahl von Fällen des Zwanges; an diesen habe ich eine gewisse Wirksamkeit beobachtet, und auf meine Beobachtungen mache ich aufmerksam. Möge der Leser nach eigenem Ermessen das „Facit“ ziehen, falls er durchaus ein Facit erstrebt. Oder aber möge er, wie es mein Wunsch ist, den einzelnen Fall nicht der Autorität eines „allgemeinen Gesetzes“, eines moralischen Dogmas, unterwerfen, sondern unabhängig davon beurteilen, von meinen Beobachtungen und Abstraktionen sich nur anregen, nicht aber beherrschen, zu gewissen Gesichtspunkten eigener Beobachtung, nicht aber zu gläubiger Annahme bringen lassen! —

„Verlohnt es sich überhaupt, nach dem freien Vernunftmenschen zu streben? Ist dies Ziel erreichbar?“ —

„Ach aus dieses Thales Gründen,
Die der kalte Nebel drückt,
Könnt' ich doch den Ausgang finden!
O wie fühlt' ich mich beglückt.“

Dies „Könnt' ich doch“ drückt ein Verlangen aus. Würde der Wanderer fragen „Kann ich den Ausgang finden?“, so

wäre er wunderlich; denn keine haltbare Antwort auf solche Frage liesse sich finden in einer Schlucht, deren Grenzen er nicht kennt, und in einem Nebel, der ihm das Nächste verhüllt. „Versuch's!“ das wäre die einzig treffende Antwort. Und so wird auch unsere Frage gründlich nicht durch Spekulation, sondern nur durch das Experiment entschieden.

Übrigens ist „Kann ich?“ häufig die Frage der Mutlosigkeit oder der Unlust, welche nach einem Vorwande für Unthätigkeit sucht. Wer sein Ziel liebt, der unternimmt die Wanderung, indem er denkt: „Ich kann; denn ich will!“

Es wäre unrichtig, solcher Liebe Verblendung, Unvernunft vorzuwerfen. Und mag sie das Leben wagen oder gar hingeben, — ist es doch ein Leben, das ohne Befriedigung seiner Sehnsucht, fern vom geliebten Ziele, keinen genügenden Wert hat!

Aber so tragisch ist das Streben nach meinem Ziel nicht einmal. Ich hätte die Vorstellung einer Liebe auf Leben und Tod auch nicht berücksichtigt, gäbe es nicht Leute, die jeden „Idealisten“ bestürzt anschreien, als renne er ins unabwendbare Verderben. — Lasst ihn doch! Wähnt nicht, ein Gemüt sei krank, weil ihr es nicht begreifen könnt! Auch die Henne versteht nicht, wie das Entlein ins Wasser streben kann. Und doch ist gerade das Wasser des Schwimmvogels Element.

Und weit entfernt, ins Unheil zu rennen und beklagt zu werden, bereitet manch verschriener Schwärmer vielmehr grosses Heil. Denn die Liebe zum Hohen erhebt sowohl ihn als auch diejenigen, welche er mit sich hinreisst, vom Niedrigen aufwärts.

„'Schwärmerei!' Man sagt's und dünkt sich
So beruhigt gross dabei.
Aber glaubt: Kein Vogel schwingt sich
Aufwärts ohne Schwärmerei;
Und kein Schaffen und kein Streben,
Nur ein ödes Einerlei,
Keine Liebe und kein Leben
Gäb' es — ohne Schwärmerei“.*)

*) Feuchtersleben.

Die Frage nach der Erreichbarkeit meines Zieles betrachte ich als ein Spähen im Nebel; aber ich sehe schon stellenweise den Nebel zerreissen. Und als ich vorschlug, lieber durch Experiment die Wirklichkeit, als durch Spekulation die Möglichkeit festzustellen, blickte ich bereits auf einige gelungene Experimente. Denn ich kenne Menschen, welche dem „freien Vernunftmenschen“ verhältnismässig nah gekommen sind, Menschen, die sich weit über Brutalität, über Herrschaft wie Knechtschaft erhoben haben, Menschen, die keine Hand zur Vergewaltigung erheben und überhaupt sich sehr erfolgreich bemühen, zur Bestimmung ihrer Mitmenschen nicht Autorität, sondern Vernunft anzuwenden, Menschen, die sich ziemlich frei gemacht haben vom innerlichen Zwange des Gesetzes, der Sitte, der Sittlichkeit oder einer sonstigen Autorität. Sie sind es, denen dies Buch in Liebe gewidmet ist. Sie verstehen meine Widmung, auch ohne dass ich ihre Namen nenne.

Welch ein Abstand zwischen diesen Menschen und — beispielsweise den Buschmännern! Fürwahr jene selbstgefälligen „Realisten“, die mit dem Schlagwort fechten, man solle „den Menschen nehmen, wie er ist“, dürften im Angesicht dieses Abstandes doch in Verlegenheit geraten über die Natur „des Menschen“. Ihr wollt den Menschen nehmen, wie er ist? Ich frage: Welchen Menschen? — Nehmt den Buschmann zum Beispiel und sagt, ob er einer Höherentwicklung in der Richtung meines Zieles fähig ist. Verneinen könnt ihr diese Frage nicht; denn ihr stammt nach eurer Überzeugung von Wesen ab, die so tief, ja noch tiefer, als der Buschmann, standen. Nehmt ihr aber den Menschen, wie er beispielsweise in Spinoza oder Tolstoi vorliegt, so könnt ihr nicht sagen, dass solch ein Geist eine unüberwindliche Strecke von meinem Ziele entfernt sei. . . Oder sollte etwa gerade er nicht weiter entwickelungsfähig sein?

Die Natur „des Menschen“ stellt sich im gegenwärtigen Durchschnittsmenschen ebenso wenig einzig und fertig dar, wie in den genannten Extremen; sie ist keine konstante, sondern eine variable. Die Menschheit ist in fortwährender Be-

wegung, auch von ihr gilt das alte Wort „Alles fliesst“, sie hat Nachzügler und auch Vorzügler! Und wie der vorgeschichtliche Mensch sich zum civilisierten entwickelt hat, so wird vielleicht dereinst der Durchschnittsmensch ein Spinoza und Tolstoi sein, während die Vorzügler dem „freien Vernunftmenschen“ noch näher stehen.

Man schätzt heutzutage die Entwickelungslehre. Ich will aus Hypothesen keine Autoritäten machen. Indessen rechnen wir einmal hypothetisch mit den Hypothesen. Häckel hat ein biogenetisches Grundgesetz aufgestellt, dem gemäss jedes Individuum in seiner Entwickelung vom Keim bis zur Reife die verschiedenen Entwickelungsstufen ungefähr der gesamten Reihe seiner Vorfahren wiederholt. Als diese Vorfahrenreihe von Stufe zu Stufe sich empor entwickelte, da waren es zuerst wenige Individuen, welche die höhere Stufe erreichten; ihnen folgte allmählich die Masse. Und wie damals Individuen vorangingen, so werden — dieser Schluss ist nicht gewaltsam — wohl auch jetzt Individuen die Vorläufer der Masse sein. Demgemäss könnte man das biogenetische Grundgesetz durch den Zusatz erweitern, dass einzelne („höhere“) Individuen die spätere Entwickelung der Art, als Vorläufer, darstellen. Sieht man am menschlichen Embryo sowie an der Fortsetzung, die er im Kinde findet, woher die Entwickelung kommt, so sieht man am „höhern“ Individuum, wohin sie geht.

Gerade wenn wir diesen Gedanken einer stufenweisen Emporentwickelung berücksichtigen, erscheint uns jenes Bedenken, mein Ziel sei unerreichbar, als ziemlich bedeutungslos. Denn stufenweise kann der Mensch manche Höhe erklimmen, die ihm anfangs, als er ihre Totalität ins Auge fasste, unerreichbar vorkam.

Und was sollte die Entwickelung zum „freien Vernunftmenschen“ denn völlig vereiteln? Die Anlagen dazu sind ja vorhanden; wenn sie gegenwärtig unzulänglich sind, so liegt das nur am Grade; der Grad lässt sich steigern.

Übrigens würde das Streben nach meinem Ziele selbst

dann nicht unvernünftig sein, wenn ein Ende niemals abgesehen werden könnte; die blosse Annäherung kann ja eine Verbesserung bedeuten. Jedenfalls lässt sich das Streben nach „dem Glücke“ vergleichen mit jener mathematischen Kurve, die sich einer andern Linie beständig nähert, ohne sie jemals zu treffen; und dennoch wird dieses Streben nicht für unvernünftig gehalten.

Ihr kleinmütigen Zweifler am freien Vernunftmenschen, möchten doch in eure Herzen gewaltig schallen die Stimmen zweier Prediger in der Wüste. „Ja Bildung — ruft Schleiermacher prophetisch aus*) — wird sich aus der Barbarei entwickeln, und Leben aus dem Todesschlaf! Da sind sie schon, die Elemente des besseren Seins. Nicht immer wird die höhere Kraft verborgen schlummern; es weckt der Geist sie früher oder später, der die Menschheit beseelt. Wie jetzt die Bildung der Erde für den Menschen erhaben ist über jene wilde Herrschaft der Natur, da noch schüchtern der Mensch vor jeder Äusserung ihrer Kräfte floh; nicht weiter kann doch die selige Zeit der wahren Gemeinschaft der Geister entfernt von diesen Kinderjahren der Menschheit sein. Nichts hätte der rohe Sklave der Natur geglaubt von solcher künftigen Herrschaft über sie, noch hätte er begriffen, was die Seele des Sehers, der davon geweissagt, so bei dieser Ahnung hob; denn es fehlte ihm an der Vorstellung sogar von solchem Zustande, nach dem er keine Sehnsucht fühlte; so begreift auch nicht der Mensch von heute, wenn jemand ihm andere Zwecke vorhält, von andern Verbindungen und einer andern Gemeinschaft der Menschen redet; er fasst nicht, was man Besseres und Höheres wollen könne, und fürchtet nicht, dass jemals etwas kommen werde, was seinen Stolz und seine träge Zufriedenheit so tief beschämen müsste. Wenn aus jenem Elend, das kaum die ersten Keime des bessern Zustandes auch dem durch den Erfolg geschärften Auge zeigt, dennoch das gegenwärtige hochgepriesene Heil hervorging; wie sollte nicht aus unserer

*) Monologen. Leipzig bei Reclam jun.

verwirrten Umbildung, in der das Auge, welches der schon sinkende Nebel ganz nah umfliesst, die ersten Elemente der bessern Welt erblickt, sie endlich selbst hervorgehen, das erhabene Reich der Bildung und der Sittlichkeit? Und Nietzsche redet: „Ich lehre euch den Übermenschen. Der Mensch ist etwas, was überwunden werden soll. Was habt ihr gethan, ihn zu überwinden? Ihr habt den Weg vom Wurm zum Menschen gemacht, und vieles ist in euch noch Wurm. Einst waret ihr Affen, und auch jetzt noch ist der Mensch mehr Affe, als irgend ein Affe. Seht, ich lehre euch den Übermenschen! — Der Übermensch ist der Sinn der Erde".

Ja, was habt ihr gethan, ihn zu überwinden? So frage auch ich mit skeptischem Tone. Ich leugne nicht, dass etwas gethan ist; indessen habe ich gegen die Taktik gerade der beruflich sanktionierten „Erzieher" des Menschengeschlechtes Einwände, die ich für gewichtig halte. Und diese Einwände bilden vorwiegend diese Philosophie der Befreiung durch das reine Mittel.

3. Das reine Mittel.

„Ein Zweck kann, wie dies der alte Hegel so meisterhaft tief ausgeführt und Aristoteles schon vor ihm zum Teil gewusst hat, nur dann durch ein Mittel erreicht werden, wenn zuvor schon das Mittel selbst von der eigenen Natur des Zwecks ganz und gar durchdrungen ist. Der Zweck muss im Mittel selbst schon ausgeführt und verwirklicht sein, und letzteres seine Natur an sich tragen, wenn er durch das Mittel erreicht werden können soll (darum führt sich der Zweck in der Hegelschen Logik nicht durch das Mittel aus, sondern erweist sich vielmehr im Mittel selbst als ein schon ausgeführter). Daher kann jeder Zweck nur durch das seiner eigenen inneren Natur Entsprechende . . . erreicht werden. Ferdinand Lassalle.*)

Was heisst Zweck? Was heisst Mittel?

Es handelt sich darum, eine hinreichende Anzahl von Fällen, in denen die Ausdrücke „Zweck“ und „Mittel“ gebraucht werden, vor dem geistigen Auge Revue passieren zu lassen und die gemeinschaftlichen Merkmale herauszufinden, die den Sprachgebrauch zur Wahl einer gemeinschaftlichen Bezeichnung veranlassen. Diese gemeinschaftlichen Merkmale bilden das Wesen, den Begriff.

Also ein Beispiel: Der Zweck des Mantels ist (abgesehen von anderen Beziehungen) Schutz vor Kälte und Nässe. Das bedeutet ungefähr, dass der Mantel Schutz vor Kälte und Nässe bewirkt. Es scheint demnach, dass man unter „Zweck“ eine Wirkung versteht, und zwar eine Wirkung dessen, was „Mittel“ heisst; dass man folglich unter „Mittel“ eine Ur-

*) Brief an Karl Marx vom 6. März 1859 (mitgeteilt in der „Neuen Zeit 1890/91, No. 45“).

sache versteht, und zwar eine Ursache dessen, was „Zweck“ heisst.

Indessen zeigen folgende Betrachtungen, dass diese Definitionen zu weit sind, daher der Einschränkung bedürfen.

Erstens: Der Mantel bringt seinen Träger unter Umständen zum Schwitzen. Das Schwitzen ist alsdann unstreitig eine Wirkung dessen, was Mittel heisst und doch wird diese Wirkung nicht als Zweck des Mantels bezeichnet. Und warum nicht? Offenbar, weil diese Wirkung nicht gewollt wurde.

Zweitens: Ein Arzt wendet zur Heilung eines Tuberkel-Kranken die Kochsche Lymphe an, und der Kranke genest, aber nicht infolge der Lymphe, sondern infolge irgend eines andern, nicht aufgeklärten Umstandes. Dieser Umstand ist allerdings die Ursache dessen, was „Zweck“ heisst (nämlich der Heilung), aber kann nicht auf den Namen „Mittel“ Anspruch machen. Und warum nicht? Weil die Ursache des Bezweckten (obwohl sie natürlich willkommen ist) nicht gewollt wurde, vielmehr ausser dem Bereiche des ärztlichen Willens lag.

Drittens: In Ibsens „Wildente“ bezweckt Gregers Werle eine sittliche Reinigung der Familie Ekdal und wendet als Mittel seine „sittlichen Forderungen“, ein schablonenhaftes, gewaltsames Moralisieren, an; die thatsächliche Wirkung dieses Mittels ist indessen nicht Läuterung der Familie, sondern Unheil. Wäre es nun ohne Einschränkung richtig, „Mittel“ als Ursache des Bezweckten zu definieren, so könnte man Gregers Werles Moralisieren nicht sein Mittel nennen. Warum nennt man es dennoch so? Weil es von ihm als die Ursache des Bezweckten gewollt wurde.

Viertens: Molières „Frauenschule“ zeigt uns einen Mann, der aus seinem Mündel, einem Mädchen, sich eine vollkommen unverdorbene Frau erziehen möchte und zu diesem Zwecke das Mädchen gänzlich abgeschlossen von der „bösen“ Welt in seinem Hause „erzieht“, — natürlich mit dem Erfolge, dass sich das Mädchen in den nächsten jungen Mann verliebt, ihren Vormund hintergeht, kurz dass die „Erziehungsmittel“ gerade das Gegenteil des Bezweckten bewirken. Obwohl die „Un-

schuld“ des Mädchens keineswegs durch das „Mittel“ erhalten wurde, nennt man sie dennoch den „Zweck“ des Vormunds. Warum? Weil sie als Wirkung des angewendeten Mittels gewollt wurde.

Das Ergebnis dieser Beispiele sind folgende Sätze: Erstens kann etwas vom „Mittel“ bewirkt werden, und dennoch nicht als „Zweck“ gelten, — wenn es nämlich nicht gewollt ist. Zweitens kann etwas das Bezweckte bewirken und dennoch nicht als „Mittel“ gelten, wenn es nämlich nicht gewollt ist. Drittens kann etwas als „Mittel“ gelten, ohne Ursache des Bezweckten zu sein, — wenn es nämlich als solche gewollt wurde. Viertens kann etwas als „Zweck“ gelten, ohne Wirkung des Mittels zu sein, — wenn es nämlich als solcher gewollt wurde.

So definiere ich denn „Zweck“ als die gewollte Wirkung dessen, was man Mittel nennt, und „Mittel“ als die gewollte Ursache dessen, was man Zweck nennt, d. h. als die gewollte Ursache einer gewollten Wirkung.

Die betrachteten Beispiele zeigen uns des weiteren, dass die thatsächliche Wirkung eines Mittels nicht immer der gewollten Wirkung entspricht, — mit anderen Worten: dass nicht jedes Mittel zweckmässig ist. Ferner sehen wir (an dem Beispiele des Mantels), dass ein Mittel ausser der bezweckten Wirkung (Schutz vor Kälte und Nässe) noch Nebenwirkungen haben kann.

Diese Nebenwirkungen des Mittels können mit dem Zweck mancherlei Beziehungen eingehen, können ihn beispielsweise fördern, sei es in allen seinen Teilen oder teilweise, können ihn aber auch, ganz oder teilweise, vereiteln. So kommt es vor, dass der Mantel, obwohl er im Allgemeinen ein geeignetes Mittel zum Schutz vor Nässe und Erkältung ist, dennoch seinen Träger in Schweiss badet und dadurch einer Erkältung überliefert. In diesem Falle nennen wir den Mantel mit Recht „unzweckmässig“, weil eben sein Zweck durch die Nebenwirkungen vereitelt wurde.

Hier tritt zutage, wie ausserordentlich wichtig es ist,

die Nebenwirkungen eines Mittels ins Auge zu fassen. Und doch, so sonnenklar diese Wahrheit vor uns liegt, — es ist, als seien die Menschen ihr gegenüber mit Blindheit geschlagen; denn in zahllosen Fällen wenden sie Mittel an, welche durch ihre Nebenwirkungen zwecklos, nichtig, wenn nicht gar schädlich werden.

Solche Mittel nenne ich unrein, weil sie durch ihre zweckwidrigen Nebenwirkungen gewissermassen verunreinigt werden. Rein ist ein Mittel nur dann, wenn es durch seine Nebenwirkungen seinen Zweck gar nicht oder verhältnismässig wenig beeinträchtigt.*)

*) Die lichtvolle Schrift „Philosophie als Denken der Welt gemäss dem Prinzip des kleinsten Kraftmasses" (Leipzig, Fuess, 1876) liefert einen Beitrag zur Erweiterung des Begriffes des reinen Mittels. Der Verfasser versteht unter Erkenntnis eine zweckmässige Thätigkeit des Geistes, insofern dieser bestrebt ist, neue Eindrücke mit dem relativ geringsten Kraftaufwand, d. h. nach dem Principe des „kleinsten Kraftmasses", zu apperzipieren. In einer Anmerkung eröffnet er nun die Aussicht auf erfolgreiche Anwendung dieses Prinzips zur Lösung ästhetischer und ethischer Probleme. Er sagt: „Noch deutlicher fast als im theoretischen Denken zeigt sich in der Kunst die Bestimmung des Verhältnisses der Mittel zu der Leistung durch das Prinzip des kleinsten Kraftmasses. Wir wollen in der Kunst die „einfachsten" Mittel; richtig verstanden hat der Satz zunächst nur eine negative Bedeutung: es soll nichts als Mittel verwendet werden, was nicht auch als Mittel zum Zweck wirkt . . ." „Auf den Zusammenhang sittlicher Gefühle mit der Befolgung, bez. Verletzung des Prinzips des kleinsten Kraftmasses (und zugleich auf die Zweckmässigkeit geistigen Kraftaufwandes als ethische Forderung) hat J. C. F. Zöllner (Über die Natur der Kometen, Leipzig 1872. S. 201 ff., S. 211 ff.) hingewiesen. Die Frage, inwieweit sich das behandelte Prinzip allgemein im Gebiet des Ethischen wirksam erweise, berührt zu prinzipielle Vorfragen, als dass sie hier eine auch nur andeutende Behandlung erfahren könnte. Nachweise endlich über das Walten des Prinzips des kleinsten Kraftmasses in dem praktischen Verhalten der Menschen zu geben, steht unserer Aufgabe gleichfalls zu fern; nicht allein in allem Streben nach Freiheit, nach Arbeitsteilung, nach einheitlicher Gestaltung des administrativen, kommerziellen, rechtlichen, staatlichen und sozialen Lebens und Verkehrs liegt es deutlich vor Augen, sondern auch in den letzten Zielen und den positiven Institutionen des Handels, der Nationalökonomie, der Gesetzgebung, des Staates, der Politik etc. tritt es bestimmend hervor . . ."

Da nun mein Ziel, mein höchster Endzweck „der freie Vernunftmensch“ ist, so verstehe ich unter reinen Mitteln im engern Sinne, oder unter „dem reinen Mittel“ lediglich solche Massnahmen, welche mich, wie überhaupt uns, dem freien Vernunftmenschen thatsächlich näher bringen, nicht aber gegen Freiheit und Vernunft so erheblich verstossen, dass sie in dieser wichtigsten aller Beziehungen mehr schaden als nützen.

4. Individualismus.

„Nimm nicht länger Dinge aus zweiter oder dritter Hand, noch blicke durch die Augen der Toten, noch nähre dich von den Gespenstern in Büchern; auch nicht durch meine Augen blicke, noch nimm aus meiner Hand die Dinge. Höre nach allen Seiten hin und filtriere sie durch dich selbst."

Walt Whitman.

Unter „Wertung" verstehe ich das Beimessen von Wert. „Wert" aber bedeutet im allgemeinen Brauchbarkeit zur Mehrung des Angenehmen oder zur Minderung des Unangenehmen.

Gleiche Objekte werden nun von verschiedenen Leuten keineswegs immer gleich, sondern oft sehr verschieden gewertet. Leute von einem gewissen Schlage allerdings haben die Tendenz, übereinstimmend zu werten, — ich meine jene Normalen, die keine genügende Selbständigkeit im Fühlen und Denken besitzen, vielmehr Gemüt und Geist wesentlich vom Herkommen beherrschen lassen. Indessen giebt es auch Naturen, welche beim Werten gemäss ihrer Eigenart, ihrer Individualität verfahren, d. h. eigen, individuell*) werten.

---

*) Der „Individualismus", diese Schätzung, Bethätigung und Behauptung der Individualität, wird gegenwärtig von den einen schwärmerisch, gleich einer neuen Heils-Religion, kultiviert, von anderen aber als überspannte Selbstschätzung, närrische Originalitätssucht und beleidigende Verachtung der gesunden Normalität betrachtet und demgemäss behandelt. Beide Beurteilungen haben etwas Wahres; ob ich der einen oder der anderen zustimme, hängt von der konkreten Form ab, in welcher der „Individualismus" sich darstellt. Es ist auch ganz korrekt, der unbedingten Individualitäts-Vergötterung entgegenzutreten mit der Frage, welcherlei Individualität

Da die Wertung eine Beziehung zu den Gefühlen enthält, so differenziert sie sich mit diesen zugleich.

Eigenarten im Fühlen aber sind sehr häufig, um nicht zu sagen „durchgängig", vorhanden. Zweifellos werden sie zuweilen angeboren. So wird vermutet, dass Nikolaus Lenau

---

denn eigentlich gemeint sei, — da es natürlich auch höchst unheilvolle Individualitäten giebt. Eine Verkennung der Thatsachen aber liegt zu Grunde, wenn Paul Ernst, der wiederholt gegen den „Individualismus" polemisiert, (in der „Berliner Volks-Tribüne" vom 14. November 1891) sich folgendermassen über die „Individualität" auslässt:

„Die Gedanken und Gefühle des Menschen sind die logischen Konsequenzen seiner äusseren Lage. Wenn also die äussere Lage der einzelnen Individuen völlig gleich ist, so müssen, da die logischen Gesetze unveränderlich sind, auch die Gedanken und Gefühle der Individuen völlig gleich sein. Eine sogenannte Individualität kann sich dann nur unter zwei Bedingungen entwickeln: entweder bei besagter Individualität fungieren die logischen Gesetze teilweise nicht richtig; oder dieselbe besitzt einen so hervorragenden und überlegenen Verstand, dass sie im stande ist, über die ihn meist bestimmenden Einflüsse hinwegzugreifen, wie man sagt, ‚die Sache von einem höheren Gesichtspunkt aus zu betrachten'. Leute der zweiten Gattung sind äusserst seltene Vögel, so selten, dass sie bei einer derartigen Betrachtung gar nicht in Frage kommen können. Leute der ersten Gattung sind dagegen sehr häufig, jeder hat ein Stückchen davon. Man nennt sie auf deutsch Narren, und wenn man sich die „Individualitäten", denen man begegnet, klar macht, so findet man auch, dass ihre Individualität mit ihrer Narrheit kongruent ist.

Wenn man diese Sache belletristisch oder „philosophisch" betrachtet, so findet man, dass sie nicht schön ist; bei etlichem Humor setzt man sich über die Unschönheit hinweg und überlegt sich etwa mit Jean Paul: „Narrheiten hat, sowie Eingeweidewürmer, jeder vernünftige Mensch" oder denkt daran, was für eine prächtige „Individualität" doch Don Quixote ist."

Der Verfasser ist also der Meinung, eine Individualität müsse entweder über-normal oder unter-normal, d. h. Genie oder Narr sein. Er setzt eben voraus, die Individualität entwickele sich „nur unter zwei Bedingungen", nämlich unter einer aparten „äusseren Lage" und unter einer aparten „logischen" Konstitution Ferner stellt er sich — mit bekanntem Schematismus — die äussere Lage und die intellektuelle Konstitution so differenzlos wie irgend möglich vor, — wie er sich denn in der „Modernen Dichtung" (Oktober 1860) zu der charakteristischen Behauptung versteigt:

bereits im Mutterleibe zum Melancholiker geprägt wurde. Und vielleicht war die Anlage zu einer pessimistischen Wertung des Lebens schon im Kinde Arthur Schopenhauer, sicherlich aber im Jüngling, vorhanden. Wenn man gar an jene mannigfaltigen sexuellen Eigenarten denkt, die Krafft-Ebing schildert, und die gewiss grossenteils angeboren sind, so versteht

„Es ist vielleicht überhaupt unmöglich, dass sich unter den gegenwärtigen sozialen Verhältnissen so etwas entwickelt, wie eine Aristokratie des Geistes, und dass der Individualismus zur Herrschaft kommen kann. Die Tendenz der gegenwärtigen Gesellschaftsorganisation geht doch entschieden darauf hin, Schablonenmenschen zu schaffen. Die gegenwärtige Ordnung schafft drei grosse Kategorien von Menschen: den Bourgeois masculini und feminini generis und den Proletarier. Hier differenziert sie allerdings, und sogar sehr stark. Aber innerhalb dieser Kategorien schafft sie Schablonen."

Ich wittre Götzendienst, wittre das Dogma der sogenannten „materialistischen Geschichtsauffassung", welches den Menschen nebst seinen Ideen und Bestrebungen mit starrer Einseitigkeit als das blosse Produkt seiner wirtschaftlichen Lage hinstellt, und die ausserordentlich mannigfaltigen Differenzierungen des modernen Lebens mit ein paar Rubriken (z. B. „Bourgeois" und „Proletarier") abfertigt. Solch ein hyper-orthodoxer Nachbeter von Marx und Engels („Marxististen" hat Herrmann Bahr diese Übertrumpfer der Marxisten treffend genannt) versteht einfach alle Erscheinungen; mit seinen staubigen Rubrikenkasten gelingt es ihm, den Grundsatz „nil admirari" durchzuführen; er bezeichnet z. B. (wie E. Bernstein) Max Stirner als den Ethiker des Manchestertums, oder (wie P. Ernst) Friedrich Nietzsche als den Philosophen der Grossbourgeoisie; — schade nur, dass er immer nur Ideen, die schon produziert worden sind, und niemals solche, die ihres Autors noch harren, aus seinen wirtschaftlichen Rubriken ableitet!

Zur ferneren Charakteristik der „Epigonen des Marxismus" zitiere ich aus der so betitelten Satire Hermann Bahrs („Freie Bühne", I. Jahrg. Heft 17):

„Die Marxististen unterscheiden sich, indem die Marxisten nach dem Beispiele des Meisters, seinen aus der Geschichte erlauschten Schlüssel zum Aufschlusse der beharrlich gesammelten, durchsuchten und verglichenen Dokumente verwenden, während die Marxististen — alles andere weggestrichen, geächtet und verbannt — aus diesem wunderkräftigen Zauberschlüssel selber heraus eine neue Welt der ihnen jeweilig bequemen und ihren Absichten gehorsamen Dokumente konstruieren. Sie nähren sich von dem Besteck, mit dem die Marxisten die Nahrung nahmen . . .

man, dass auf erotischem Gebiete vielerlei Wertungen vorkommen.

Eine gewisse Besonderheit im Fühlen wird dem Menschen durch seine Rasse gegeben. Das Gefühlsleben des Germanen unterscheidet sich vielfach von dem des Semiten, des Ungarn, des Romanen. Mögen diese Unterschiede von nationalistischen

---

Wie man in den Marxististen oben die lumpigste Zehn-Pfennig-Frage hineinwirft, gleich kommt unten unfehlbar ein langes Kapitel marxistischer Weisheit heraus; ein vortrefflicher und verlässlicher Mechanismus, der niemals versagt . . .

Die Marxististen . . . holen . . . die Dokumente selber gleich aus der zum Dogma ausgerufenen Methode . . .

Bei Marx, wie bei Taine und Zola, ist der Mensch ein Stück Fleisch. Dieses Stück Fleisch hat seinen Ausdruck, den Geist. An diesem Geiste arbeiten die Wirkungen der Umwelt und formen und füllen ihn. Jeder einzelne . . . ist der natürliche Mensch, wie er sich aus dem Leibe seiner Ahnen ererbt hat, plus dem ökonomischen Menschen, wie er sich aus seinem jeweiligen Verhältnisse zur Natur gestaltet hat. Der ökonomische Mensch richtet sich den natürlichen Menschen jedesmal ein.

Bei dem Marxististen ist der natürliche Mensch auf einmal verschwunden und nur der ökonomische bleibt. Nur die Wirkungen der Umwelt personifizieren sich in fügsamen und geduldigen Puppen, in welchen, ausser dem ökonomischen, sonst kein Leben ist. Ich finde das eigentlich reizend, dass das achtzehnte Jahrhundert an dem Menschen den Bürger und Arbeiter vergass; und das neunzehnte ist auf dem besten Wege, an dem Bürger und Arbeiter den Menschen zu vergessen: so herrlich hoch turnen die Akrobaten des naturwissenschaftlichen Denkens auf den Trapezen ihrer Dogmatik empor, dass sie vor lauter Materialismus am Ende die Materie des Leibes, ihren Beitrag zur Bildung des Geistes, nicht mehr sehen, und alle Menschen zu Symbolen ihrer Wirtschaft spiritualisieren."

Um die Individualität zu verstehen, darf man ihre Wurzeln nicht einseitig in der wirtschaftlichen Lage und der „logischen" Konstitution suchen; es giebt noch andere Wurzeln, z. B. die angeborene Konstitution des Fühlens und die besonderen Lebenserfahrungen.

Doch wir haben ja eine spezielle Äusserung der Individualität, die individuelle Wertung, im Auge. Drum beschränken wir uns darauf, deren Wurzeln zu untersuchen. Hierbei werden wir einigermassen sehen, in welchem Masse die Individualität bei den Wertungen sich bethätigt.

Heisssporen auch übertrieben, tendenziös gewertet und zum Vorwande bösartiger Vergewaltigungen gemacht werden, — sie zu leugnen, ist nicht minder verkehrt, als sie gehässig zu übertreiben.

Weitere Differenzierungen im Fühlen bewirkt die Lebenslage mit ihren besonderen Umständen, Ernährung und Erziehung, Verkehr und Beruf, kurz das „Milieu“ des Menschen. Wie verschieden benehmen sich z. B. ein Landmann und ein Städter angesichts eines Kornfeldes! Der Landmann denkt an den Nutzen, schätzt also an dem Felde ausschliesslich den guten Ertrag und verwirft die Kornblumen als „Unkraut“; der Städter dagegen wertet nach ästhetischen Gesichtspunkten und freut sich der blauen und roten Blütenpracht.

Dass man bei der Würdigung des Milieus die wirtschaftliche Lage betont, ist durchaus gerechtfertigt. Die verschiedenen sozialen Klassen und Stände haben gewisse von einander abweichende Interessen, nehmen daher den öffentlichen Angelegenheiten gegenüber verschiedene Stellungen ein und differenzieren sich in Parteien. Vor fünfzehn Jahren wunderte ich mich darüber, dass Parteien im Parlament über dieselbe Frage so abweichend urteilen; „Woran liegt das eigentlich?“ dachte ich. „Die Intellekte der Parlamentarier können doch nicht derart von einander abweichen!“ Später erkannte ich, dass es wesentlich die materiellen Interessen sind, was die Parteien in der Wertung einer öffentlichen Angelegenheit trennt.

Doch auch die Differenzen in den geistigen Interessen rufen individuelle Wertungen hervor. Zunächst fallen die Wertungen häufig nach den Berufen verschieden aus. So sieht der Theologe in der Darwin-Häckelschen Anthropogenie eine Lehre, welche die Menschenwürde verletzt, — während der Naturforscher wiederum spöttisch lächelt, wenn der Theologe seinen Gott „postuliert.“ Der eingefleischte Jurist sagt: „Extra codice nulla salus“, sein Gegner aber zitiert: „Es erben sich Gesetz und Rechte wie eine ewige Krankheit fort.“

Sehr bedeutsam für die Individualisierung und somit für die individuelle Wertung ist auch die intellektuelle Kon-

stitution mit ihren angeborenen Anlagen und erworbenen Fähigkeiten. Weit mehr als die „logischen Gesetze“ sind es Gedächtnis, Phantasie, Begriffsbildung u. s. w., wodurch sich die Intellekte differenzieren, z. B. in Mathematiker und Poeten, in Naturforscher und Prediger, in Immanuel Kant und Ludwig Tieck, in Schleiermacher und Virchow.

Neben der Form des Intellekts ist selbstverständlich auch der Inhalt für die individuelle Wertung sehr massgebend. Und zwar hat diese ein so intimes Verhältnis zu den persönlichen Erfahrungen und Kenntnissen, dass gewichtige neue Erlebnisse eine Revolution unter den bisherigen Werten, eine „Umwertung aller Werte“ hervorrufen können.

So geht es z. B. dem Dr. Thomas Stockmann in Ibsens „Volksfeind“. Eine kindlich vertrauensselige Natur, hat er bis ins reifste Mannesalter hinein eine herzliche Achtung für die Bürgerschaft seiner Stadt, wie überhaupt für das Volk gehegt und wohl keinen Augenblick daran gezweifelt, dass dieses in seiner Mehrheit einen ehrlichen und thatkräftigen Sinn für Wahrheit und Gemeinwohl habe. Da macht er plötzlich die Erfahrung, dass die Menge ihre kleinegoistischen Interessen über die gesamte Moral stellt, dass ein Gewebe von Abhängigkeitsverhältnissen das Volk zusammenfesselt zu einer kompakten Masse, welche jeder gemeinnützigen, befreienden Wahrheit einen zähen und keine Gemeinheit verschmähenden Widerstand entgegensetzt, einen unabhängigen Charakter, der ihre Interessen nicht als Leitmotiv betrachtet, zum „Volksfeinde“ stempeln kann und somit ein gefährlicher Feind der Wahrheit, Freiheit und Gerechtigkeit ist. Diese Erfahrung erschüttert den Dr. Thomas Stockmann bis in die heimlichsten Kammern seines Herzens und bewirkt daselbst eine grossartige Umwälzung seiner bisherigen Wertschätzungen, eine neue, eigenartige Lebensauffassung, — jenen gewaltigen Individualismus, welcher in der Unpopularität ein Kennzeichen echter Wahrheit und Grösse, im Alleinstehen die höchste Stärke erblickt. — Ganze Zeitbewegungen, breite geistige Strömungen, können aus solchen individuellen Erlebnissen entspringen. Der Materialismus

scheint mir z. B. eine derartige Bewegung zu sein. Wenn der Zögling eines spiritualistischen, den Körper und seine Bedürfnisse geringschätzenden Zeitalters infolge individueller Lebenserfahrungen auf die Bedeutung des Materiellen, insbesondere des Magens und Gehirnes, hingelenkt wird, so ist es ganz verständlich, dass er daraufhin seine herkömmlichen Werte umwertet und nun, in extremer Opposition zu seinen spiritualistischen Erziehern, zu einer neuen Weltanschauung gelangt, welche die Materie als das Wesentliche der gesamten Wirklichkeit, also auch des Menschen, den Geist aber als eine blosse Erscheinungsform der Materie betrachtet, sich grundsätzlich an die Welt der Sinne „mit klammernden Organen" hält und demgemäss die Magenfrage und ihre volkswirtschaftliche Lösung als den Kern aller Fragen, die ideelle Seite eines Zeitalters aber als blossen Schlagschatten der materiellen Verhältnisse betrachtet. Auch die Reaktion gegen den Materialismus, der Neo-Spiritualismus, darf bei vielen Vertretern als eine inviduelle Wertung angesehen werden.

Die Wertung eines Objektes würde minder inviduell ausfallen, könnte es nur von einer Seite betrachtet werden. Es hat indessen mehrere Seiten oder Wirkungen, kann daher bald in dieser, bald in jener Beziehung gewertet werden. Die Vielheit der Wirkungen wird, wie bereits erwähnt, bei der Wertung des Mittels leicht übersehen, indem nur die eine, zweckdienliche Wirkung ins Auge fällt.

Zur Individualisierung der Werte trägt endlich noch der Umstand bei, dass die Gefühle (aus denen ja nach unserer Definition von „Wert" alle Wertungen entspringen) nicht konstant, sondern schwankend sind und überdies dem abschätzenden Subjekt ziemlich unmessbar erscheinen. So verändern sich die Werte desselben Individuums zuweilen von Heute auf Morgen: was ihm soeben reizvoll erschien, widert es nunmehr an. Und das Gefühl, dessen es sich erinnert, lässt sich schwerlich zu dem gegenwärtigen Gefühl in ein Grössenverhältnis bringen; ja es giebt bekanntlich Naturen, die derart vom momentanen Gemütszustande beherrscht werden, dass dieser bei

der Abschätzung so ziemlich über alle Gefühlserinnerungen den Sieg davonträgt.

Wir sehen, die Natur und Lage des Menschen enthält ziemlich kräftige Tendenzen zur Individualisierung der Werte. Indessen wird diesen Tendenzen auch stark entgegengearbeitet.

In erster Linie ist es die Gleichartigkeit der menschlichen Natur, welche eine gewisse Normalität des Fühlens und Denkens, daher der Wertung hervorruft.

Hierzu kommt die Gleichartigkeit der Lebensverhältnisse, welche die Angehörigen desselben Zeitalters, derselben sozialen Gemeinschaft, zumal derselben Gesellschaftsschicht, oder gar desselben Standes umgeben.

Eine hervorragende Rolle unter den Mächten, welche Fühlen und Denken schablonisieren, spielen die Herrschaften, die Autoritäten auf geistigem Gebiete. So giebt die elterliche Herrschaft, überhaupt die Autorität der gesamten Familie den Kindern gewöhnlich ein normales Gepräge. Ferner pflegen die Lehrer ihren Zöglingen das einzutrichtern, was sie selber als Wahrheit, Weisheit, Sittlichkeit und Schönheit betrachten lernten*), zumal gerade dasjenige, was sie gelernt haben, das Instrument ihres Broterwerbes ausmacht. Staatlicher Centralismus auf dem Gebiete des Unterrichts verstärkt natürlich die normalisierende Tendenz der Schule. Aristoteles hat ganz recht, wenn er sagt: „Das wichtigste aller konservativen Verfassungselemente ist die Erziehung der Jugend".

Und nun die „öffentliche Meinung"**), die „Volksstimme",

*) Wesentlich aus diesem Umstande erklärt sich die wunderliche Thatsache, dass die hohen Schulen seit vielen Jahrhunderten einem närrisch überschwänglichen Kultus der toten Sprachen ergeben sind, und dass Generation auf Generation in der Antike die Quintessenz aller Wissenschaft und Kunst erblickt.

**) „Es leben beständig im Volke unzählige Anschauungen darüber, was vernünftig, anständig, angemessen, natürlich, selbstverständlich ist, Anschauungen, welche sich nicht selten in geflügelten Worten, Dichtersprüchen und Sprichworten krystallisieren. Diese Summe von populärer Philosophie bildet ein wichtiges Arsenal von Waffen zur Bekämpfung neuer Ideen. Diese gesamte Lebensweisheit fliegt unbesehen und ungeprüft von Mund zu Munde

die stereotype Propaganda, welche Bücher und Zeitungen ausüben, endlich Gesetz, Rechte und Pflichten, Religion! . . . Bollwerk auf Bollwerk, eine gewaltige Festung dehnt sich vor unseren Blicken aus, wenn wir Umschau halten nach all den Mächten, welche die Individuen und folglich die Wertungen normalisieren.

Ein paar dieser Bollwerke möchte ich einer nähern Betrachtung unterziehen.

Das eine besteht in der Herdennatur des Menschen: Als Glied einer Masse benimmt er sich anders wie als Einzelwesen. Freilich, sollte man nach Adam Riese erwarten, eine Menschenmasse sei die Summe ihrer Teile, der Einzelmenschen. Die Masse ist indessen noch etwas anderes. Sie ist kein mathematisches Wesen, sondern ein organischer Körper. Sie ähnelt in dieser Hinsicht dem menschlichen Körper, der sich freilich aus Zellen zusammensetzt, aber doch etwas anderes, als die Summe der Zellen ist. Der Einzelmensch hat nämlich eine

---

und bildet einen wichtigen Bestandteil der gesellschaftlichen Konversation und der öffentlichen Meinung. Dabei ist es natürlich, dass diese Schlagworte, diese allgemeinen Auffassungen und Sentenzen, wie alles, was durch Gewohnheit geheiligt wird, auch dann noch im Umlauf bleiben, wenn ihre innere Berechtigung, ihre Wahrheit und Richtigkeit längst erloschen ist. Diese populäre Weisheit nun wirklich ausser Kurs zu setzen, ist eine der schwierigsten Aufgaben der Träger neuer wissenschaftlicher Ideen. Da neue Ideen eben dazu berufen sind, in vielen Beziehungen die Vorstellungen der Menschen davon, was gut und schlecht, vernünftig und unsinnig, anständig und unanständig ist, umzugestalten, geraten sie selbst nur zu oft in die Lage, für unsittlich, absurd und lächerlich erklärt zu werden. Neue Ideen stossen unseren liebsten Vorurteilen vor den Kopf, wie sollten sie uns da nicht unsinnig und abgeschmackt erscheinen. Das Moment des Abscheus vor dem Hässlichen, Unnatürlichen, Lächerlichen, welches häufig nichts anderes ist als die Scheu vor dem Neuen, Ungewohnten, spielt in allen populären Kritiken und mündlichen Debatten über neue Ansichten eine bemerkenswerte Rolle. Vielleicht erscheinen dem Beurteiler die neuen Ideen an sich ganz plausibel und vernünftig, und er weiss kaum, was er dagegen einwenden könnte. Aber dennoch kann er sich nicht entschliessen, etwas so Sonderbares, Unglaubliches, Unmögliches, kurz, so etwas Neues für vernünftig zu halten.“ Paul von Gizycki: „Der Kampf gegen neue Ideen“ (Zeitgeist 1891, No. 41 und 42.).

Eigenschaft, die zuweilen latent ist, zuweilen aber sich stark äussert: seine Herdennatur. Wenn nun der Mensch in Masse auftritt, geräth diese Eigenschaft in hervorragende Wirksamkeit.

Der Mensch ist gar nicht verständlich, wenn man unterlässt, seine Herdennatur, seine Massengliedschaft, ins Auge zu fassen. Drum wurde er treffend schon in alter Zeit ein „*ζῶον πολιτικόν*“ genannt. Und auf ganz richtigem Wege ist die moderne Psychologie, wenn sie, anstatt einseitig die Einzelseele zu secieren, auch den Zusammenhang des Individuums mit seiner Umgebung, seinen Mitmenschen bedenkt, also sociologisch und völkerpsychologisch verfährt. Wer diese Methode nicht befolgt, dem ist das menschliche Leben ein Buch mit sieben Siegeln. Insbesondere haben Redner, Politiker, Strategen und „Seelsorger“ mit der Massengliedschaft zu rechnen.

Die Herdennatur des Menschen ist in gewisser Hinsicht vielfach gepriesen worden, und mit Recht. Denn wäre der Mensch kein geselliges Wesen, so würde er — falls er überhaupt im Kampfe ums Dasein sich hätte halten können — jedenfalls nicht durch Vernunft ausgezeichnet sein und nicht eine hochausgebildete Sprache, Wissenschaft, Kunst, Technik, Sittlichkeit besitzen. Indessen darf die Herdennatur des Menschen nicht einseitig gelobt werden. Sie trägt nämlich nicht bloss zum Wohlsein, zur Vernünftigkeit und Sittlichkeit der Menschheit bei, sondern wirkt andererseits auch hemmend und unterdrückend auf das höhere Geistesleben ein; der Mensch ist als Massenglied nicht bloss Mensch, sondern auch echtes Tier, ja wenn er in innigem Kontakte mit einer Menge sich befindet, oft höchst unvernünftiges Tier: Herdentier.

Um diesen Begriff anschaulich zu machen, weise ich auf eine zoologische Thatsache hin: Das zahme Pferd kann durch den Anblick einer Herde wilder Pferde derart hingerissen werden, dass es sich den wilden Genossen fest anschliesst und nun alles mitmacht, was die Herde unternimmt. Und das Schaf hält bekanntlich derart zu seiner Herde, dass es mit ihr, blind gegen die Gefahr, in Abgründe, Feuer und Wasser läuft. Solche unvernünftige Folgsamkeit, wenigstens ein Zug dazu, ist auch

dem Menschen eingeboren; und nicht leicht vermag er diese Naturanlage durch Vernunftenergie zu überwinden. Fühlt sich der Einzelmensch als Glied einer Masse, so macht er gewöhnlich die seelischen, gedanklichen oder körperlichen Bewegungen der Masse mit und lässt seine Selbständigkeit und Individualität fallen.

Wer eine Probe hierauf machen will, versetze einen Knaben in eine Menschenmenge. Befindet sich die Menge in gespannter Erwartung, so ist auch der Knabe gespannt, jubelt die Menge „Hurrah!“, so schreit der Knabe mit, stürzt die Menge furchtsam von dannen, so wird auch das Kind von dem allgemeinen Entsetzen gepackt. — Leider wird diese Herdennatur, welche im Kinde besonders ausgeprägt ist, von der üblichen Pädagogik nicht bekämpft, sondern eher bestärkt.

Vor ein paar Jahren ereignete sich unter den „hellen“ Kindern von Berlin ein lächerlicher Fall epidemischen Aberglaubens. In einer Gemeindeschule waren schriftliche Ankündigungen eines „Gespenstes“ von bedrohlichem Charakter gefunden worden. Als nun während des Unterrichts ein Kind vom wehenden Fenstervorhang berührt wurde, schrie es entsetzt: „Die Totenhand!“, und — von Panik ergriffen, stürmt die ganze Klasse zur Thür hinaus, selbst die anderen Klassen werden vom Herdentrieb zur Gefolgschaft hingerissen.

Gerade im Glauben an solche „übernatürlichen“ Vorgänge *)

*) Als einen Typus der wunderbaren Erscheinungen, an dem wohl ersichtlich ist, welche Rolle die Massengliedschaft des Menschen spielt, möchte ich folgende mir erzählte Begebenheit vorführen: An einem Sommerabend, während die Kirchenglocke melancholisch über die Felder klingt, gehen ein junges, geistig wohl etwas verkümmertes Mädchen und ein Kind — beide einem katholischen, vom Kulturtreiben wenig berührten Dorfe angehörig — an einem Walde vorbei. Plötzlich bleibt das Kind stehen und heftet überrascht sein Auge auf einen Eichenstamm, in dessen verworrenen Linien seine aufgeregte, von Heiligenbildern erfüllte Phantasie eine „Muttergottes“ zu erkennen glaubt. Die Begleiterin des Kindes wird zunächst durch den schreckhaft starrenden Blick in Aufregung versetzt. Und als nun das Kind „Die Muttergottes!“ stammelt, wird das Mädchen von dieser packenden Vorstellung, in der sich all seine von Priestern, Eltern, Lehrern und Büchern

zeigt sich die Herdennatur mit Vorliebe. In einer Zeitung las ich, dass ein einsames Licht in einem Weinberge zuerst einem alten Weibe und schliesslich — durch Übertragung vermöge der Herdennatur — der Bevölkerung des ganzen Städtchens als eine spukende „arme Seele“ erschienen sei.

Wer Gelegenheit hatte, einer spiritistischen Sitzung beizuwohnen, wird vielleicht bemerkt haben, wie ansteckend dort Phantastik, Aberglaube und Unvernunft wirken. Es ist bezeichnend, dass die „Geister“ gewöhnlich eine „Kette“ d. h. eine Mehrheit von Personen zur Bedingung ihres Erscheinens machen.*)

erzeugten religiösen Gefühle vereinigen, auf die Knie geworfen, und nun, in seinem heiligen Entsetzen, glaubt es die Muttergottes gleichfalls gesehen zu haben. Bestürzt, doch zugleich stolz, einer göttlichen Erscheinung gewürdigt zu sein und nun eine Rolle im Dorfe spielen zu können, eilen die Beiden heim und verkünden allenthalben: „Die Muttergottes ist uns am Walde in einer Eiche erschienen“. Dies Wort findet eine Anzahl gläubiger Gemüter, die nun unter Führung der „Begnadeten“ zum Walde ziehen. Während es bereits dämmert, nähern sich die einfältigen Leute dem verschwommenen Baume, indem sie beten und daselbst eine Erscheinung erwarten. Plötzlich kreischt ein altes Weib auf, alles erschrickt, schreit mit, stürzt auf die Knie und plärrt Gebete. Nun ist es ausgemacht, dass die Muttergottes erschien. Im Fluge verbreitet sich die Mähr nach den umliegenden Ortschaften, und Wallfahrten beginnen. Mit elementarer Gewalt strömen die Menschen zusammen, Kopf an Kopf umgeben sie, in ehrerbietiger Zurückgezogenheit, den Gnadenort. Jede Äusserung der Phantasie pflanzt sich wie ein Lauffeuer durch die ganze Masse fort. Und wie sehr neigt diese Masse zu phantastischen Ausgeburten! Brauen doch Aberglaube, körperliche und geistige Erschöpfung, Sensationsbedürfnis, Eitelkeit und Verlogenheit zusammen. Ist erst eine auf das „Wunder“ bezügliche Einbildung oder Lüge geäussert, so findet sie auch Glauben, Boden in der ganzen Masse. Denn der Einzelne hat, wofern er nicht gar selber etwas zu sehen glaubt, die Meinung, die anderen sehen etwas; und hinterher glaubt er vielleicht selber etwas gesehen zu haben. — So lässt der Mensch als Massenglied sich fortreissen von den Stimmungen und Meinungen seiner Mitmenschen.

*) Es liegt mir fern, aus dieser Beobachtung ein Verdammungsurteil für den gesamten Spiritismus zu konstruieren. Vielmehr halte ich den Occultismus trotz mancherlei Irrungen und Betrügereien, die selbstverständlich mit unterlaufen — für eine Bewegung von individualistischem Wert und einiger wissenschaftlichen Ergiebigkeit, und jene Leute, die ihn ohne nähere Prüfung rundweg ablehnen, für Dogmatiker.

Ohne Berücksichtigung der Herdennatur sind viele Kapitel der Geschichte unverständlich; ich meine z. B. die Kreuzzüge, die Völkerwanderungen, die mittelalterliche Tanzwut, das Flagellantentum, die Judenverfolgungen, die Hexenverfolgungen und andere Massenkundgebungen des religiösen Fanatismus.*)

Mit grosser Lebendigkeit tritt die Herdennatur des Menschen im Kriege hervor. Ausserhalb des Heeres ist der Mensch noch ein Individuum, in mancher Beziehung ein freies und selbständiges Wesen. Ist er aber in das Heer eingestellt und durch die Disziplin dem Riesenkörper als Glied eingefügt, so hat er seine Selbständigkeit verloren. Sogar die unsolda-

---

*) Dr. O. Snell (Hexenprozesse und Geistesstörung", München bei Lehmann 1891) teilt nach dem Traité clinique et thérapeutique de l'hysterie (Paris 1859) mit: „Briquet fand, dass bei 7 von 591 Hysterischen, welche er beobachtete, die Krankheit durch den Anblick von hysterischen oder epileptischen Krampfanfällen zum Ausbruch kam. Er erzählt, dass nach Bailly in einer Kirche während der Messe ein junges Mädchen einen hysterischen Anfall erlitt, worauf binnen einer halben Stunde fünfzig bis sechzig Frauen von demselben Übel befallen wurden. Auch führt er die Mitteilungen von Boerhave, Andral und Landouzie an, dass sämtliche Bewohner eines Kinderspitales und eines Pensionates durch die hysterischen Krämpfe angesteckt wurden, von welchen ein Mädchen befallen wurde" . . . etc. — Daselbst heisst es: „Zu Friedeberg in der Neumark wurden im Jahre 1593 nach und nach 150 Menschen vom Teufel besessen. Vielleicht stand diese Erscheinung damit in Zusammenhang, dass es damals in der Mark Sitte wurde, heftig gegen den Teufel zu predigen, was früher nicht geschehen war. Um der immer mehr um sich greifenden Besessenheit zu steuern, wurden öffentliche Gebete um Befreiung von der Macht des Teufels angeordnet." Moehsen sagt in seiner „Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg" (Berlin und Leipzig 1781): „Das Übel aber wurde dadurch (durch Gebete) nicht gehoben. Es nahm vielmehr den Weg einer ansteckenden Krankheit des Verstandes. Wenn an einem Orte ein Besessener war, so fanden sich gleich mehrere, die sich ebenso hatten." Snell teilt unter zahlreichen ähnlichen Fällen mit. Antoinette Bourignon (geb. 1616 in Flandern), Inhaberin eines Mädcheninstituts, habe sich eingebildet, mit dem Teufel zu thun zu haben, und durch ihr Beispiel bewirkt, dass fast alle Mädchen des Instituts, mehr als 50, sich für Hexen und Teufelsgenossinnen hielten. Sie wurde der Zauberei angeklagt, entkam aber. ‚Spötter schalten sie eine Verrückte, die, selbst eine Närrin, auch aus ihren Zöglingen Närrinnen gemacht habe'."

tische Natur lernt da soldatisch fühlen und denken. In der Schlacht, wenn das Bataillon vorwärts stürmt, ist es hauptsächlich die Herdennatur, was den Einzelnen treibt, die Bewegungen der Gesamtheit mitzumachen.*)

Und wer hätte nicht schon die Kraft der Masse, den Einzelnen ihrem Fühlen, Denken und Wollen zu unterwerfen, an sich selbst erfahren? Manch ein Rationalist zog vor dem „Allerheiligsten" der Katholiken, das in feierlicher Prozession vorübergetragen wurde, seinen Hut, als er die Menge in Verehrung auf die Kniee stürzen sah, — und that dies nicht etwa bloss „aus Anstand", sondern zugleich deswegen, weil er als Massenglied sich von der allgemeinen Stimmung angesteckt fühlte. Und manch politischer Heisssporn empfand in einer gegnerischen Versammlung, während die Masse ihrem Führer — seinem Gegner — stürmisch zujubelte, gleichfalls eine Zustimmung in seinem Innern und erkannte, dass daselbst etwas Unberechenbares, ein Antipode der Vernunft, wohnt.

Damit der Mensch sich als Massenglied benimmt, ist keineswegs nöthig, dass er im sinnlichen Zusammenhang mit der Masse steht. Es genügt oft schon, wenn der Zusammenhang ein bloss gedachter ist. So empfindet wohl Jedermann beim Anblick des Domes zu Köln eine gewisse Massengliedschaft. Über die Kolossalität dieses Monumentes staunend, gedenkt er dunkel der Menge von Gläubigkeit, die nötig war, um ein derartiges Bauwerk zu schaffen, und fühlt sich — mehr oder minder — hingerissen von jener gläubigen Masse. In dieser Weise wirken wohl alle imposanten Kirchen etwas glaubenstärkend, nämlich als Demonstrationen einer Menschenmasse, die, obgleich verstorben, doch die Nachlebenden durch die Spuren ihrer Kraft mit sich fortreisst. Wer einen grossstädtischen Riesenkirchhof betritt, spürt beim Anblick des Gewimmels von Grabkreuzen, die zum „ewigen Leben" deuten, gleichfalls die Demonstration einer gläubigen Masse. Und im

*) Treffliche Beispiele finden sich in Leo Tolstois realistischem Roman „Krieg und Frieden".

politischen Leben ist es zuweilen nur die Vorstellung von dem grossen Umfang einer Partei, wodurch „denkende Menschen“ zum Anschluss an diese Partei bewogen werden.

Die Wurzeln der Herdennatur mögen sich teilweise durch das „Unbewusste“ hindurch bis in die rohtierische Vergangenheit des Menschengeschlechtes erstrecken, folglich ein Problem der Tierpsychologie sein. Eine andere Wurzel ist zweifellos durch die Erforschung des Hypnotismus und der Suggestion blossgelegt; ich vermute, dass die Masse ihre Stimmungen dem Einzelnen vielfach auf dem Wege der Suggestion beibringt. Jedenfalls beruht die Herdennatur auf Mitleidenschaft und auf der hieraus entspringenden Nachahmung. Es ist allgemein bekannt, dass Gähnen ansteckend wirkt, dass der Anblick eines herzlich lachenden Gesichtes die Umgebung erheitert, dass wir mit Weinenden trauern und vor einem Bilde, das den Zorn recht lebendig darstellt, unwillkürlich die Zähne zusammenpressen und die Hände ballen. Unsere Lebenserfahrungen haben eben eine feste Ideenassociation zwischen der Äusserung eines Gefühls und diesem Gefühl gebildet, derart, dass die Wahrnehmung dieser Äusserung in uns das Gefühl erzeugt. Endlich liegt dem Herdentrieb wohl auch die Autorität der Mehrheit zu Grunde. Jedenfalls ist es eine weit verbreitete, wenn auch ganz falsche Meinung, dass viele Köpfe zusammen stets klüger sind und mehr Recht haben, als ein Kopf. Sieht nun der Einzelmensch gar eine Masse in gleicher Weise fühlen oder denken oder handeln, so folgt er ihr in blinder Autoritätsgläubigkeit.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass die Herdennatur insofern gefährlich ist, als sie blinde Folgsamkeit bedeutet, dass sie jedenfalls der Selbständigkeit des Einzelnen im Fühlen und Denken, dass sie dem „freien Vernunftmenschen“ entgegenarbeitet. Doch es handelt sich vorläufig nicht um die Wertung der Herdennatur, sondern um die Faktoren, welche die Wertungen normalisieren. Dass die Herdennatur, obwohl sie stellenweise individualisierend wirken mag, doch im grossen ganzen diesen Faktoren beizurechnen ist, ergiebt sich aus der

Erwägung, dass die Herde, die Masse gewöhnlich den Durchschnitt, das Normale darstellt.

Es erübrigt, die normalisierende Wirkung der Gewohnheit zu betrachten. Dass die „Amme“ des Menschen, wie Goethe die Gewohnheit nennt, in bedeutendem Masse für Konstanz und Einförmigkeit der Wertungen sorgt, hat wohl jedermann zur Genüge erfahren. Wenn ich gleichwohl dies Thema einer näheren Betrachtung unterziehe, so geschieht es, weil hierdurch gleichzeitig auf das Verhältnis der individuellen und normalen Wertung zum freien Vernunftmenschen Lichter geworfen werden.

In seiner „Philosophie als Denken der Welt gemäss dem Princip des kleinsten Kraftmasses“ giebt Dr. Richard Avenarius folgende einleuchtende und hier verwendbare Psychologie der Gewohnheit:

„In einer gewohnheitsmässigen Apperception werden 1. nicht mehr Vorstellungen zur Apperception herangezogen, als nötig sind; 2. die geeigneten Vorstellungsmassen sogleich ergriffen, ohne erst durch Nachdenken (durch weitere, vermittelnde Apperceptionen) gesucht zu sein; und endlich 3. werden die solcherart beschränkten und beschafften appercipierenden Vorstellungsmassen nicht einmal in allen ihren Teilen zu vollem Bewusstsein gehoben, wie sich am deutlichsten bei der Ausführung complizierter, aber gewohnheitsmässiger Bewegungen zeigt — es wird auch der Intensität nach Bewusstsein gespart. — Das erste und letzte dieser drei Momente werden wir später noch einmal zu berühren haben.

Dass somit die Gewohnheit das Streben der Seele nach Kraftersparnis illustriere, wird uns noch deutlicher, wenn wir den Gegensatz des Gewohnten, das Ungewohnte ins Auge fassen. Ich glaube kaum, dass jemand die Vorstellung ‚Ungewohntes‘ denkt, ohne einen wenn auch noch so leisen Anklang von Unlust in sich zu fühlen; jedenfalls fühlte er diese Unlust, wenn er Ungewohntes wirklich denken soll. Einfach, weil Ungewohntes denken ein ungewohntes Denken, d. h. ein das Gewohnheitsmass überschreitendes Denken ist. Eine jede

Vorstellung, welche nicht in dem System unserer bereits erworbenen, unter sich fest verbundenen Vorstellungen enthalten ist, und welche zu denken wir dennoch durch irgend welche Verhältnisse — sei es eine Entdeckung oder ein Gespräch oder ein neues Buch oder was immer — genötigt werden, lässt uns deutlich die Scheu oder Abneigung der Seele vor dem Ungewohnten empfinden, vor dem Zwang, neben dem Alten ein Neues zu denken. Ein solches Denken, eine solche Vorstellung ist uns ‚unbequem' und wir reagieren darauf mit Unlust."

Ich füge diesen treffenden Ausführungen hinzu, dass die Unlust, mit welcher der Durchschnittsmensch auf das Ungewohnte, also auf das Anormale, reagiert, leicht den Charakter der Gehässigkeit annimmt, und in Unduldsamkeit ausartet, wenn das Ungewohnte in Abhängigkeit von einer Person auftritt, was gerade bei der individuellen Wertung der Fall ist. Wehe dem, der es wagt, anders zu fühlen, zu denken, zu werten, z. B. sich anders zu kleiden, zu nähren, zu benehmen, als der gewöhnliche Mensch! Ihm droht das Schicksal des Sperlings, dem eine boshafte Hand ein Abzeichen gab, und der deshalb vom Spatzenschwarm grimmig verfolgt wird. Der plumpe Normalschädel findet eben zur Überwindung der vom Anormalen erweckten Unlust kaum ein anderes Mittel, als Entrüstung, Gehässigkeit, Steinigung, Verfolgung. Das ist natürlich ein unreines Mittel — wie jegliche Intoleranz. Das reine Mittel besteht in geistiger Bewältigung des Anormalen, im Begreifen, im überzeugungsvollen Eintreten für oder wider das Anormale. Indem die individuelle Wertung die höheren Intelligenzen zu dieser Reaktion veranlasst, belebt, befruchtet, bereichert sie offenbar die Ideenwelt.

Obwohl nun, wie wir gesehen haben, das Bollwerk der normalen Wertung gar gewaltig ist, so wüsste ich doch nicht, dass es dieser Macht gelungen wäre oder gelingen könnte, der individuellen Wertung auf irgend einem Gebiete mit totalem, dauerndem Erfolge entgegenzuarbeiten. Und so erscheint mir die Idee konstanter, allgemein gültiger, absoluter Werte als eine niemals realisierbare Imagination, als eine Utopie.

Hiermit eröffnet sich eine peinliche Perspektive für die Dogmatiker aller Geistesgebiete, jene Fanatiker der absoluten Giltigkeit, welche meinen, beim Fallen ihrer Dogmen müsse die Kulturwelt untergehen oder mindestens erbeben; und vollends für jene Herrschaften, die sich auf geistige Knechtung und Schablonisierung stützen, und daher in der individuellen Wertung, in der Selbständigkeit des Einzelwesens eine Auflehnung gegen ihre Satzungen und Hoheitsrechte wittern.

Welche Stellung aber nehmen wir zur individuellen Wertung ein? — Wir sind entweder Sklaven irgendwelcher Heiligkeit, Götzendiener herkömmlicher Wertungen, und betrachten alsdann natürlich den Individualisten als Ketzer, — oder aber wir sind selber Individualisten und dann werten wir die individuelle Wertung wiederum individuell.

Der Verfasser des „Buddhistischen Katechismus“*) wertet den Individualismus folgendermassen: „In der physischen (sinnlichen) Welt, sowie wir sie kennen, geht der ganze Zug der Natur vom Allgemeinen zum Besonderen, von der Einheit zur Vielheit, von der Einfachheit zur Mannigfaltigkeit durch Entwickelung, Differenzierung, Umgestaltung, Specialisation, sowohl in der Form wie in der Leistung, kurz durch Evolution. Und in der psychischen (übersinnlichen) Welt, soweit wir uns selbst kennen, gehen ganz dieselben oder doch parallele Prozesse und Verursachungen vor sich; die ganze Bewegung aber ist dabei auf die Individuation der Charaktere (der eigenartigen Erscheinungen) gerichtet und dadurch auch auf die Trennung jedes Menschengeistes oder jeder Menschenseele von jeder anderen. So viel die Menschen auch mit einander gemeinsam haben mögen, mehr ist doch immer das, oder kann das sein, was jedem besonders eigen ist; und solche Individualisation scheint einer der Zwecke unseres gegenwärtigen Zustandes zu sein, wie sie sicherlich eines der Ergebnisse desselben ist. Zugleich ist es auch ein Beweis von der Kraft des Geistes und seiner unendlichen Möglichkeiten, im Vergleich mit den

*) Leipzig, Griebens Verlag.

niederen Thatsächlichkeiten jener mechanischen und chemischen Kräfte, welche uns umgeben.“

Da mein Ziel der „freie Vernunftmensch“ ist, so untersuche ich, was die individuelle Wertung hierfür bedeutet, — ob Förderung oder Beeinträchtigung.

Da sehe ich denn zunächst, dass der Gegensatz der individuellen Wertung, nämlich die überkommene und übernommene Wertung, in zahllosen Fällen die Freiheit beeinträchtigt.*) Denn ein Wesen ist nur dann frei, wenn es seinen individuellen Bedürfnissen gemäss leben kann; da aber die ihm aufgedrungenen Wertungen häufig nicht für seine Eigenart passen, so fühlt es sich, sobald dieser Widerspruch zwischen Normalität und Individualität aktuell wird, bedrückt, gehemmt, vergewaltigt. Alsdann handelt es sich darum, wer stärker ist, die Normalität oder die Individualität; ist es die erstere, so hat das Individuum seine Freiheit und wohl auch eine Portion Freiheitssinn eingebüsst und wird nun in der Knechtschaft des Philistertums mit sklavischem Behagen vegetieren, oder im Joche dahin siechen und verkümmern.

Mancherlei Gestalten ziehen mir vorüber, die den Kampf zwischen normaler und individueller Wertung sowie die Naturgeschichte und Bedeutung der Umwertung darstellen. Da die meisten dieser Persönlichkeiten meiner engsten Lebenserfahrung angehören, daher nicht ohne weitläufige Erklärung dem Leser verständlich sein würden, so beschränke ich mich auf die Betrachtung einer Gestalt, welche der Dichtung angehört, also jedermann zugänglich ist. Ich meine Frau Alving in Ibsens „Gespenstern“. Sie ist in den engen Schranken des religiösen Glaubens, der strengen Moral und „guten Sitte“ erzogen und hat sich vor diesen heiligen Autoritäten beugen gelernt. Als gehorsame Tochter heiratet sie den jungen vermögenden Hauptmann Alving. Die kecke, ungebundene Lebenslustigkeit dieses Mannes ist ihrem unreifen, in strenger Be-

*) Alles, was von einem anderen abhängt, verursacht Schmerz und alles, was von mir selbst abhängt, gewährt Vergnügen.“ Manu.

schränktheit erzogenen Mädchensinn unbegreiflich. Sie ist eben gewöhnt, alles mit den normalen Werten, ihren moralischen Idealen, zu messen. Charakteristisch lautet ihr Geständnis: „Man hatte mich etwas gelehrt von Pflichten und dergleichen, an die ich bisher geglaubt hatte; alles mündete in Pflichten aus, — in meine Pflichten und in seine Pflichten.“ So ist es denn erklärlich, dass sie auf die Lebenslust ihres Gatten nicht kameradschaftlich einzugehen vermag, sondern ihr mit kalter Abweisung entgegentritt. Peinlich berührt und immer mehr abgestossen, sucht der Mann Entschädigung in seinen Junggesellen-Vergnügungen und entwickelt seine Lebenslust, die unter dem Einfluss einer teilnehmenden Gattin hätte veredelt werden können, zu widerlicher Roheit. Das Unglück der Ehe ist somit fertig, heraufbeschworen durch traditionelle Wertung. Von einer Ahnung dieses Zusammenhangs erfüllt, rafft sich Helene Alving in plötzlichem Freiheitsdrange auf zur Empörung gegen die ihr aufgedrungenen Pflichten. Doch alsbald erlahmt ihre Widerstandskraft, sie beugt sich wieder der alten Moral, da ihre Erfahrungen noch nicht zur energischen Bethätigung ihrer Individualität, zur Umwertung der Lebensverhältnisse ausreichen. Weitere Jahre, Leiden und Kämpfe indessen reifen die Selbständigkeit ihres Fühlens und Denkens, und nun entwickelt sich in stürmischem Tempo ihre Emanzipation von den „Gespenstern“, den traditionellen, normalen Wertungen.*)

---

*) Ich schildere diesen Prozess mit feinsinnigen Worten von Lou Andreas-Salomé („Henrik Ibsens Frauen-Gestalten“, Berlin 1892 bei H. Bloch):

„Es beginnt ihr klar zu werden, dass die Lebenspflicht, für die sie kämpft und leidet, eine ihr von aussen aufgedrungene ist, dass sie nicht aus ihrer eigenen Überzeugung stammt. Sie hat die ideale Losung nicht selbst über den Eingang zu ihrem Leben geschrieben, sie hat nur gläubig gewähnt, eine göttliche Hand habe sie dort in unvergänglicher, unauslöschlicher Goldschrift eingegraben. Die erste, instinktive Entscheidung ihrer Natur hat anders gelautet, ist eine unwillkürliche Abwehr und Flucht gewesen. Nun musste sie sich an einem ihr fremden, ihr aufgezwungenen Massstab entwickeln, zu sich selbst gelangen im Kampfe

Die Morgensonne taucht empor aus Nacht und Nebeln, als die „Gespenster", jene traditionellen, normalen Wertungen, sich ihr letztes Opfer aus der heimgesuchten Familie holen, Frau Alvings Sohn, den armen Oswald; und diese glühende Sonne ist ein Symbol jener Freiheit und höhern Wahrheit, die in der individuellen Wertung liegt, in der aus eigenartigen Lebenskämpfen und Erfahrungen gewonnenen Neuwertung.

Und solch eine Sonne ist die individuelle Wertung nicht allein für das wertende Individuum, sondern in gewisser Hinsicht für die gesamte Menschheit. Denn gleichwie die physische Sonne dem Pflanzenreich, das unter des Winters Herrschaft erstarrt lag, neue Triebkraft einflösst, so wirkt jede Emanzipation der Individualität anregend auf die Entwicklung des gesamten geistigen Lebens. Verkommen würde ja die Ideenwelt in all der Knechtschaft, wenn nicht individuelle Auflehnungen gegen das Normale immer wieder neues Leben,

---

um etwas, das sie selbst weder war noch wollte. So kommt es, dass ihre Handlungen noch dem übernommenen traditionellen Ideal gelten, während schon die Erkenntnis und die Einsicht, die sich ihr in ihnen erschliessen, sich jedesmal tadelnd und zweifelnd gegen ihr eigenes Thun kehren. Und so kommt es, dass jedem Siege, den sie in ihren Handlungen über sich selbst erfochten, das klare Bewusstsein davon folgt, dass eine tragische Verwechslung sie gegen ihre eigene Sache und Gesinnung hat kämpfen lassen. Deshalb steigert sich jene erste instinktive Flucht vor dem Pflichtzwang langsam und furchtbar zu einem tragischen Zwiespalt ihres ganzen innern Lebens, der am Schluss aller Opfer und Preisgebungen ausmündet in die Erkenntnis, dass sie einen Irrkampf gekämpft, und dass die Götter, unter deren Banner sie gestritten, Gespenster und wesenlose Schattengebilde waren . . .

Es klingt und jubelt . . . wie eine Versöhnung des Zwiespaltes ihres ganzen Lebens. Denn was die erzwungene Heilighaltung der traditionellen Ideale nicht vermochte: sie dem Geist, dem Wesen ihres Gatten liebevoll zu nähern, ihm ihre Seele milde zu erschliessen, — das vermag die volle, vorurteilsfreie Erkenntnis zu gewähren. Die Wahrheit, die bisher idealzerstörend, unerbittlich durch ihr Leben hindurchschritt, und der sie dennoch immer wieder unerschrocken folgte, mit dem heissen Drang und Durst ihrer Sehnsucht, — strahlt endlich auf über ihr in einem alles umfassenden Glanze, in welchem sie Ideal und Wahrheit in einem neuen, grossen und sieghaften Zusammenhange schaut."

frische Triebkraft hineinbrächten. Denn Normalität, Gleichmacherei bedeutet im geistigen Leben Stillstand, Starrheit, Tod, — Individualität, Differenzierung aber Entwickelung, Leben. Drum erscheint mir so treffend das Wort, welches Ibsen in einem Briefe gebraucht: „Worauf es ankommt, das ist die Revolutionierung des Menschengeistes.“ Und zwar verstehe ich darunter nicht die Revolutionierung in einer Richtung auf einem bestimmten Lebensgebiete, sondern die ewige Revolutionierung gegen jegliche Stagnation, auch die „Umwertung der Werte“.

Den Wert der Revolutionierung gegen das Normale zeigt auch die Geschichte der Organismen. Bei dem Wechsel, welcher sich in den äusseren Umständen der Pflanzen und Tiere beständig vollzog und welcher natürlich häufig die Existenz einer ganzen Art bedrohte, wäre deren Dasein wohl nicht erhalten worden, hätte nicht die Differenzierung innerhalb der Art gewisse Rettungswege eröffnet. Je reichlicher nun die Differenzierung ist — das gilt sowohl von den Wertungen wie von den Lebewesen, — desto grösser ist die Aussicht auf eine flotte Fortentwicklung. Denn die Wertungen konkurrieren mit einander, und wie der „Kampf ums Dasein“ in der Welt der Organismen gewöhnlich zum Siege des Stärkeren führt, und wie die Konkurrenz auf volkswirtschaftlichem Gebiete eine Elite von Kapitalisten erfolgreich hervorgehen lässt, so bringt auch der Wettbewerb der verschiedenen Wertungen eine Auslese derjenigen zu stande, welche am brauchbarsten sind, während die unpassenden, verkehrten Wertungen ad absurdum geführt und aufgegeben werden. Je grösser aber die Zahl der Konkurrenten, desto mehr Aussicht dafür, dass die Sieger wirklich tüchtig sind, dass also die Erleuchtung, Befreiung und Beglückung des Menschengeschlechtes gefördert wird.

Man könnte aus dieser Betrachtung einen Einwand gegen meine Schätzung der individuellen Wertung schöpfen, könnte nämlich sagen: wenn der Ausgang der Konkurrenz gewöhnlich in dem Siege und der Erhaltung des Tüchtigen besteht, so ist Wahrscheinlichkeit vorhanden, dass diejenigen Wertungen,

welche die grösste Verbreitung, die Herrschaft, besitzen, also die normalen Wertungen, auch die tüchtigen sind.

Indessen ist dieser Schluss zunächst formell falsch. Denn daraus, dass alle Tüchtigen ihr Dasein und ihre Wirksamkeit erhalten, folgt nicht, dass alles, was Dasein und Wirksamkeit hat, auch tüchtig ist. Sodann kann man gewiss nicht sagen, dass die herrschenden Werte ihre Anerkennung immer ihrer Tüchtigkeit verdanken; vielmehr wird ihre Herrschaft oft durch brutale Gewalt erzwungen; — ich erinnere nur an die christlichen Wertungen zur Zeit der üppigsten Kirchentyrannei. Endlich kommt es sehr häufig vor, dass eine Wertung einst, als sie noch individuell war, wirklich befreiend wirkte, späterhin aber, seit sie normal wurde, nur noch eine veraltete Satzung bedeutet. Diese Beobachtung führt Ibsens Dr. Thomas Stockmann zu der Äusserung:

„Die Mehrheit hat niemals das Recht auf ihrer Seite, sage ich. Das ist eine jener landläufigen Gesellschaftslügen, gegen die jeder freie, denkende Mann sich auflehnen muss. Wer bildet denn die Mehrheit der Bewohner eines Landes, die Klugen oder die Dummen? Ich denke, wir alle sind darin einig, dass die Dummen die geradezu überwältigende Majorität bilden rings um uns her auf der ganzen weiten Erde. Aber das kann doch nie und nimmer das Richtige sein, dass die Dummen über die Klugen herrschen sollen . . . Die Mehrheit hat die Macht — leider — aber das Recht hat sie nicht. Das Recht hab' ich und einige wenige, einzelne. Die Minderheit hat immer Recht . . .

Ich denke an die Wenigen, die Einzelnen unter uns, welche sich all die jungen keimenden Wahrheiten angeeignet haben. Diese Männer stehen gewissermassen draussen unter den Vorposten, die soweit vorgeschoben sind, dass die kompakte Majorität bis dahin noch nicht hat nachrücken können — und dort kämpfen sie für Wahrheiten, die noch zu jung sind im Bewusstsein der Welt, als dass sie bereits eine Mehrheit hätten für sich gewinnen können . . .

Ich gedenke Krieg zu führen gegen die Lüge, dass die Mehrheit im Besitz der Wahrheit sei. Was sind denn das für Wahrheiten, um welche die Majorität sich zu scharen pflegt? Es sind die Wahrheiten, die so hoch zu Jahren gekommen, dass sie sich bereits abgelebt haben. Ist jedoch eine Wahrheit so alt geworden, so ist sie auf dem besten Wege eine Lüge zu werden. Ja, ja, ihr mögt mir glauben oder nicht, aber die Wahrheiten sind nicht so zählebige Methusalems, wie die Menschen sich einbilden. Eine normal gebaute Wahrheit lebt — nun

sagen wir: in der Regel fünfzehn, sechzehn, höchstens zwanzig Jahre; selten länger. Aber solche bejahrten Wahrheiten sind stets entsetzlich dürr und mager. Und dennoch macht sich erst dann die Mehrheit mit ihnen zu schaffen und empfiehlt sie der Menschheit als gesunde geistige Nahrung. Aber ich kann euch versichern: es ist nicht viel Nahrungsstoff in einer solchen Kost, und darauf muss ich mich als Arzt verstehen Alle diese Majoritätswahrheiten gleichen dem überjährigen ranzigen Speck; sie sind wie verdorbner, grün angelaufener Schinken; und daher kommt all der moralische Skorbut, der rings um uns her in der Gesellschaft grassiert . . .

Ich halte mich so eng an den Gegenstand wie nur möglich, denn wovon anders red' ich hier, als dass die Masse, die Mehrheit, die verwünschte kompakte Majorität es ist, welche unsre geistige Lebensquelle vergiftet und den Boden unter uns verpestet?"

Und als ihm eingewendet wird, dass es doch besonnen sei, nur den sichern, anerkannten Wahrheiten zu huldigen, entgegnet Stockmann:

„Ach, reden Sie doch nicht von sichern Wahrheiten! Die Wahrheiten, welche die Masse anerkennt — das sind die, für welche in den Tagen unsrer Grossväter gekämpft wurde. Wir, die jetzt lebenden Vorposten des Wahrheitskampfes, anerkennen dieselben nicht mehr, und ich glaube auch nicht, dass es irgend eine andere sichere Wahrheit giebt, als die, dass keine Gesellschaft von solchen alten marklosen Wahrheiten gesund zu leben vermag."

Aber, so wird vielleicht des Weitern eingewendet, steckt denn nicht in den traditionellen Wertungen eine Fülle von Weisheit, nämlich die Weisheit unserer Vorfahren? — Zuweilen allerdings; ich gebe auch zu, dass die Weisheit der Vorfahren für die Nachwelt befreiend wirken kann; indessen — nur unter Umständen!

Gerade unser Interesse an der Weisheit führt uns vom Normalismus ab, dem Individualismus zu. Denn der Weise, der Geniale ist doch kein durchschnittlicher, normaler, sondern ein seltener, durchaus individueller Mensch, während die Beschränktheit normal und die Normalität, die grosse Masse beschränkt ist. „Wie auf dem Düngerhaufen am Wege eine Blume wächst voll reinen Duftes, den Geist erfrischend, so strahlt aus dem dummen Haufen des Volkes der Weise hervor. . . . Wie der auf hohem Berg Stehende ruhig die Ebene

zu seinen Füssen überschaut, so blickt der Weise auf die thörichte Menge. . . Wie der starke Fels unbeweglich im Sturm dasteht, so wird der Weise vom Tadel und Beifall nicht bewegt", sagt Buddha.

Parabeln vom Individualismus.

Die Wahrheit.

Auf einer Palette waren allerlei Farben versammelt. Vor der Staffelei aber stand der Maler und wollte die Wahrheit malen. „Nimm mich!" rief ihm das Grasgrün zu; „ich bin die Farbe der Wahrheit!"

„Nein, ich bin die Farbe der Wahrheit!" versetzte das Himmelblau.

„Aber seht ihr anmassenden Tröpfe denn nicht, dass die Wahrheit braun ist?" meinte das Braun.

Und so behaupteten Rot und Schwarz und Weiss, überhaupt alle Farben dasselbe.

Der Künstler aber kümmerte sich nicht um dies Gezänk, sondern schaute mit geistigem Auge tief die Wahrheit an, wie er sie im Innern trug, nahm mit breitem Pinsel Himmelblau, dann zu den Wolken Weiss und Grau, mischte Grün mit Gelb und auch mit Braun, gebrauchte ein Tüpfelchen Rot und wandte so alle Farben an, jede für eine bestimmte Stelle, bis das Gemälde fertig war — und sieh, es war Wahrheit!

Lichter und Schatten.

Auf der Strasse einer Grossstadt stand eine Anschlagsäule. Der Abend begann zu dämmern, und so ward der benachbarte Juwelierladen für die Kunden erleuchtet. Hierdurch erhielt auch die Säule einige Beleuchtung, — was den Laden veranlasste, mit Genugthuung zu sagen: „Ich erkenne die Säule; ich weiss, welches ihre helle, und welches ihre dunkle Seite ist."

Bald darauf blitzte das elektrische Licht der Strassen-

laterne auf und beleuchtete grell die Säule, welche nun eine neue Licht- und eine neue Schattenseite hatte.

Und als nach einiger Zeit der Vollmond vom Dach eines Hauses herab lugte, erhielt die Säule auf einer dritten Seite Licht und den entsprechenden Schatten.

Nun war es merkwürdig zu sehen, wie die verschiedenen Lichter und Eigenschatten der Säule sich mischten, bekämpften oder verstärkten, und wie von ihr drei zarte, verschieden gefärbte Schlagschatten nach verschiedenen Richtungen ausgingen. — Das konnte freilich nur ein gut beobachtendes Auge entdecken.

Der Pfadfinder.

Aus der Waldlandschaft ragte ein schroffer, kahler Felsen empor. Keine Blume, kein Strauch, kein Baum schenkte ihm Achtung. Wenn die Pflanzen ihren Samen den Winden zur Verbreitung übergaben, so galt es als selbstverständlich, dass der Felsen völlig unfruchtbar und daher zu meiden sei.

Ein unscheinbares Moospflänzchen aber sagte zu seinen Samenstäubchen: „Fliegt, wohin ihr wollt, Kinder, sei's auch auf den kahlen Felsen, die anderen Pflanzen halten ihn zwar für ewig unfruchtbar; doch wer weiss?“

So liess sich denn ein Samenstäubchen von der Luft auf den Felsen tragen. Er war in der That sehr ungeeignet für Pflanzen; dennoch bot sich dem Samenstäubchen in einer Ritze ein wenig Sandboten dar, es keimte und ward ein Moospflänzchen. Die Pflanzen im Thale, welche hiervon durch die Luft erfuhren, liessen ihm sagen: „Du einsamer Sonderling! Wir begreifen nicht, was Du Gutes an dem garstigen Felsen finden kannst?“ Das Moos aber liess den Zweiflern erwidern: „Ich weiss, was ich weiss, mögt ihr's begreifen oder nicht!“

Indem nun das Moos seine Wurzeln eingrub, zerbröckelte es das Gestein und bereitete Erde; einige Gräser kamen ihm bei dieser Arbeit zu Hülfe; das eingedrungene Wasser sprengte, indem es zur Winterzeit gefror, vom Felsen manchen Brocken ab; eines Frühlings sah man sogar, dass ein Birkenkind sich

droben angesiedelt hatte; und als aus dem Kinde ein Bäumchen geworden war, bedeckte den Felsen bereits eine beträchtliche Humusschicht nebst einer Pflanzenkolonie.

Nach einer Reihe von Jahren, sieh, da galt es als selbstverständlich für alle Pflanzen, dass man auf dem Felsen ebenso wohl gedeihen könne, als im Thale.

Der Archaeopteryx.

Auf der Heide hockte schwatzend ein Krähenschwarm. Ein Witzbold hatte soeben die Geschichte von jener Krähe, die sich mit Pfaufedern schmückte, erzählt, und nun lachten die versammelten durcheinander: „Ha, die Närrin! Ihr geschah ganz recht, dass man sie zerzauste! Warum wollte sie auch mehr sein als die anderen Krähen?“

Finster blickend hörte eine greise Krähe dies Geschwätz. „Vernehmt eine andere lehrhafte Geschichte!“ begann sie. „Es war einmal eine Eidechse, die wollte auch mehr sein, als Ihresgleichen, etwas ganz Besonderes wollte sie sein, nämlich — ein Vogel!“ —

„Ha, ha, hört doch, hört!“ lachten die Krähen; „eine Eidechse war so verrückt, dass sie ein Vogel sein wollte! Und was geschah mit dieser Grössenwahnsinnigen?“

Ruhig und gewichtig versetzte die Greisin: „Was mit ihr geschah? Sie ward ein Vogel, der Urvogel unserer Erde, der Archaeopteryx, von dem wir alle abzustammen die Ehre haben!“

5. Individuelle Mittelwertungen.

„Um die Erfinder von neuen
Werten dreht sich die Welt: —
unsichtbar dreht sie sich."
Friedrich Nietzsche.

Ausser der gewollten Wirkung, dem „Zweck" — falls er überhaupt erreicht wird — hat das Mittel, wie gesagt, noch andere Wirkungen; und diese Nebenwirkungen sind zuweilen recht schädlich, indem sie den Zweck beeinträchtigen, vielleicht gar vernichten, oder indem sie andere, hohe, ja höhere Zwecke verletzen. Da heisst es denn all die verschiedenen Wirkungsströme des Mittels überschauen, ermessen, vergleichen, um das Facit, die Mittelwertung, zu gewinnen. Und das ist nicht leicht.

Freilich wer sich kritiklos, ein geistiger Knecht, der normalen Wertung hingiebt, findet bei der Beurteilung der Mittel wenig Schwierigkeiten, verfolgt sorgenlos und sicher den vorgeschriebenen Weg, — wie das Zugpferd im Banne der Landstrasse. Selbstverständlich, vernünftig, sonnenklar ist ihm die herkömmliche Mittelwertung, verschroben, unsinnig, vermessen jede Abweichung davon.

Anders das Individuum. Seine Besonderheiten im Fühlen, in der Lebenserfahrung u. s. w. offenbaren ihm an den Mitteln allerlei neue Seiten, Nebenwirkungen, die vom normalen Menschen nicht bemerkt oder nicht gewürdigt werden, und geben diesen Nebenwirkungen eine aussergewöhnliche, vielleicht gewichtige Bedeutung. So gelangt es zuweilen dazu, ein vom Herkommen geschätztes Mittel umzuwerten, in seiner Unreinheit

zu durchschauen, daher zu verwerfen oder wenigstens mit Vorsicht zu gebrauchen.

Ja einzelne Individuen werden durch wiederholte Erfahrungen dieser Art schliesslich an den normalen Mitteln, an der ganzen zeitgenössischen Wertung und Einrichtung des Lebens so irre, dass sie die vorgebahnten, bequemen Wege verlassen, mit kühner Selbständigkeit abseits, entgegen dem Stern ihrer Eigenart, dringen, unter Schwierigkeiten und Sorgen neue Pfade suchen. Das ist der individualistische Skeptizismus, und das ist sein Martyrium. Der Naturphilosoph Alexander Wiesner*) meint: „Der Menge sind die Worte Räder, die sie leicht über alle Schwierigkeiten hinwegtragen, dem Denker — Steine, an denen er bei jedem Schritte den Fuss stösst.“ Was hier von den Worten gesagt ist, das gilt auch von den Werten: der Menge sind sie „Räder“, dem Individuum „Steine“. Und wie der Skeptizismus auf philosophischem Gebiet eine Befreiung von überkommenen Dogmen, gleichsam ein Ausschwitzen alter Krankheitsstoffe, eine gewisse Gesundung darstellt, so bedeutet die skeptische Behandlung der Mittel ein Durchbrechen morscher Schranken, eine Revolution, eine Entwickelung der Lebensauffassung, die vielleicht eine Neugestaltung des Lebens einleitet.

Mag auch das Martyrium des individuellen Mittelwertes gelegentlich abschreckend sein, wie das eines Friedrich Nietzsche, der mit dämonischer Zweifelsucht vom Normalen wich, um ruhelos und labyrinthisch von Neuwertung zu Neuwertung zu irren und schliesslich erschöpft zusammenbrechen: — wo Schöpfersorgen, da auch Schöpferfreuden! Und mag die individuelle Mittelwertung zuweilen geradezu lebensfeindlich erscheinen, wie Leo Tolstois Neuwertung der Sinnlichkeit und Ehe in der „Kreutzer-Sonate“, welche bei ihrem Erscheinen eine gewisse Entrüstung erregte: — solche anscheinenden Bedrohungen des Lebens erinnern mich an Krankheitskrisen.

Wenn nun auch der Individualist — wie gerade Nietz-

*) „Das Atom oder das Kraftelement der Richtung als letzter Wirklichkeitsfaktor.“

sches Beispiel zeigt — in die Lage des kühnen Göttersohnes Phaëton geraten kann, der, den Sonnenwagen lenkend, von der normalen Bahn abwich, dann die scheuen Renner nicht mehr zu zügeln vermochte, alle Schrecken des Firmaments kennen lernte und schliesslich zur Erde geschmettert ward, — so ist es doch in der Regel nur Beschränktheit, wenn die Menge vom individuellen Mittelwerter sagt, er sei verrückt. Ich verweise auf Paul von Gizyckis Aufsatz*) „Der Kampf gegen neue Ideen", worin es heisst: „Es dürfte kaum jemals eine neue weltbewegende Idee aufgetreten sein, die nicht von sonst ziemlich urtheilsfähigen Männern mit dem wenig schmeichelhaften Schlachtrufe: „Blödsinn!" empfangen worden wäre." Was dieser Bezichtigung häufig zu Grunde liegt, ist der simple Trugschluss: weil das Verrückte anormal ist, muss das Anormale verrückt sein.

Hat eine individuelle Mittelwertung den Umfang einer Sektenbewegung angenommen, so verfährt die öffentliche Meinung gegen ihre Vertreter ein wenig milder; man nennt sie nicht mehr geradezu toll, aber doch verschroben, mindestens sonderbar. In dieser Lage dürften in Deutschland die Vegetarier, Jägeraner, Temperenzler, Dissidenten, Spiritisten u. a. sich befinden. Ist die Bewegung schliesslich zu einer machtvollen Massenströmung geworden, nun so bequemt sich alle Welt, mit ihr zu rechnen und sie als etwas Selbstverständliches, Vernünftiges und Berechtigtes zu behandeln; Beispiele hierfür sind die Antisklaverei-Bewegung in Nordamerika zu Lincolns Zeit und der deutsche Sozialismus nach dem Fall des Ausnahmegesetzes.

Ja die genannten Strömungen beruhen, wie überhaupt alle neuen Tendenzen, Sekten- oder Massenbewegungen, auf individueller Mittelwertung und können daher nur mit Hilfe der Philosophie des reinen Mittels sowie des Individualismus verstanden und gewürdigt werden. An einigen Beispielen werden wir das sehen.

---

*) „Der Zeitgeist" 1891, No. 41 und 42.

Die Anhänger des Naturheil-Verfahrens sind gewöhnlich von individuellen Lebenserfahrungen ausgegangen, welche ihnen die verschiedenen Heilmittel in einem neuen Lichte gezeigt haben: hier hat ein Arzt Gelegenheit gehabt, Fälle zu beobachten, wo chemische Heilmittel durch unerwartete Nebenwirkungen grosses Unheil anrichteten; dort hat ein Kranker durch Erfahrungen am eigenen Leibe das Naturheil-Verfahren günstig werten gelernt. Wir können uns das verdeutlichen an der Auslassung eines Physiaters*) über chemikalische und natürliche Heilung: „Keine Krankheit wird durch den Mangel an irgend einer Drogue oder an einem chemischen Mittel . . . veranlasst, sondern durch die Nichterfüllung der für den menschlichen Organismus geltenden Lebensbedingungen . . . also durch den Mangel an frischer Luft, richtiger Nahrung, genügender Hautpflege, zweckmässiger Kleidung, gesunder Wohnung, normalen sozialen Lebensbedingungen u. s. w. Daher lässt sich keine Krankheit durch dem Körper fremde (Arznei-)Stoffe heilen, sondern höchstens wird durch ein chemisches Mittel die Reaktionskraft des Organismus wachgerufen, der mit dem (als Gift aufzufassenden) Fremdstoff die durch den Krankheitsprozess gebildeten abnormen Stoffwechselprodukte, welche das Krankheitsgefühl bedingen, aus dem Körper ausscheidet, wobei aber immer die Möglichkeit obwaltet, dass der Organismus durch diese Fremdstoffe direkt geschädigt werde.“ — Da sehen wir die Philosophie des reinen Mittels: an dem chemischen „Heil“-Mittel wird, offenbar infolge individueller Erfahrungen — eine Nebenwirkung („Vergiftung“) betont, welche die Tendenz hat, den Zweck des Heilverfahrens zu vereiteln oder doch zu beeinträchtigen; demgemäss wird die chemische Medizin umgewertet, als unreines Mittel angesehen, während sich die „naturgemässe“ physikalisch-diätetische Behandlung als das reine Mittel darstellt. Und wie der Individualist Veranlassung hat, in der herkömmlichen Beurteilung, den normalen Werten, die Todfeinde seiner geliebten Wahr-

*) Dr. med. H. Lahmann in den „Lichtstrahlen“ (Berlin, O. Harnisch).

heit zu erblicken, so betrachtet auch der Physiater die traditionelle, herrschende Medizin als widerwärtiges Hemmnis und lehnt sich mit bitterer Polemik dagegen auf. So sagt Lahmann: „Ich kenne einen Menschen, der zu sagen pflegt: Es ist schlimm, dass die Menschen Eltern haben müssen. So komisch dieser Satz klingen mag, es liegt eine traurige Wahrheit in ihm. Von unseren Eltern bekommen wir, da sie auf dem Gebiete der Kinderpflege nicht belehrt sind, beziehungsweise nach dieser oder jener „Methode" handeln, die mehr oder minder falsch ist (denn sonst würde die Kindersterblichkeit nicht eine so grosse sein), einen mehr oder minder kranken Körper mit auf den Lebensweg . . . Von unsern Eltern haben wir auch unsere Spezialansichten über unser körperliches Heil, d. h. über die Mittel und Wege, gesund zu bleiben oder, wenn krank, wieder gesund zu werden. Und wenn uns nun diese Spezialansicht in die Irre geführt hat, wir krank geworden sind und wir plötzlich sehen, dass es zahllose angebliche Heilsysteme giebt, so rufen wir angstvoll aus: Welcher Weg ist der rechte, welches Heilverfahren macht uns gesund? — Wir probieren und probieren, bis — wir in den meisten Fällen ausprobiert haben; denn der rechte Weg wird selten gefunden — dafür sorgt eben unsere Erziehung."

Das Gesundheitswesen ist es ganz besonders, wo wir Beispiele von individueller Mittelwertung im Sinne unserer Philosophie finden. So beruht die wachsende Strömung zu gunsten der Feuerbestattung auf der Erwägung, dass mancherlei schädliche Nebenwirkungen, nicht nur auf sanitärem, sondern auch auf volkswirthschaftlichem, moralischem und ästhetischem Gebiet, das Begraben der Toten zu einem unreinen Mittel machen, während das Verbrennen untadelhaft erscheint.

Eine treffliche Illustration unserer Theorie bietet der Vegetarianismus. Das Wesen dieser Bewegung besteht, kurz definiert, darin, dass die Fleischnahrung als ein unreines Mittel gewertet wird. Charakteristisch für diese Philosophie sind folgende Erklärungen*) bekannter Vegetarier. Hufeland, der

*) Einem vegetarischen Flugblatte entnommen.

Verfasser der „Makrobiotik“, sagt in derselben, die Menschen, welche nachweislich das höchste Lebensalter erreichen, seien nicht die Fleischesser, sondern diejenigen, welche von Vegetabilien (Gemüse, Obst, Körnern) und Milch leben. — Hyrtl, der rühmliche Anatom, bemerkt in einer seiner Vorlesungen: „Ich selbst geniesse von animalischen Nutrimenten seit einer langen Reihe von Jahren nichts als Suppe, hierzu Reis und Maccaroni — und ich versichere Sie, meine Herren, dass ich jetzt viel klarer und ruhiger denke, dass ich froheren Mutes und arbeitslustiger bin als in meiner Jugend.“ — Lahmann hat in der „Vegetarischen Rundschau“ auf die pulsbeschleunigende, nervenerregende und lebenverkürzende Wirkung des Fleischgenusses hingewiesen. Dr. med. Fränkel sagt in der „Wiener Tagespresse“, die heutzutage übliche allzureichliche Fleischkost sei fast die alleinige Ursache der allergewöhnlichsten und verderblichsten Krankheiten und des frühzeitigen Todes. „Ich habe, wenn ich auch zu den sehr mässigen Fleischessern gehöre, seit Jahren keine Gelegenheit verabsäumt, die überaus erheblichen Nachteile, welche aus dem wenn auch noch so geringen Fleischgenusse für jeden menschlichen Organismus entspringen, genau zu verfolgen, zu kontrollieren und kritisch zu würdigen. Ja, noch mehr: ich habe monatelang, des Versuches wegen, mich lediglich und ausschliesslich nur von Pflanzenspeisen genährt, und der strengen Wahrheit gemäss muss ich gestehen, mich nie so gut und wohl befunden zu haben, als eben zu jener Zeit. Meine Muskelkräfte hatten beträchtlich zugenommen und mein Aussehen war der Art, dass viele meiner Bekannten nur mit Mühe glauben konnten, dass man bei monatelanger Entbehrung aller Fleischnahrung ein so gutes und blühendes Aussehen haben könne.“ Prof. Dr. med. Trall verwirft die tierische Nahrung, weil alles, was damit zusammenhänge — die Züchtung, das Schlachten, das Kochen und das Essen — jeder Gefühls-Verfeinerung entgegenwirke. „Menschenmord wurzelt im Tiermord.“ — Alex. von Humboldt sagt: „Die Gewohnheit des Tierfleischessens vermindert unsern natürlichen Abscheu vor dem Kannibalismus.“ G. Frdr. Dau-

mer: „Ein reiner Kulturzustand, eine durchgreifende Entwilderung und Verfeinerung der Menschheit ist bei einem so allgemein herrschenden, förmlich organisierten Mord- und Leichenfrass-System offenbar nicht möglich“. Lamartine meint, die Zeit werde kommen, wo die Menschen den Genuss von Tierfleisch ebenso verabscheuen werden, wie jetzt den Genuss von Menschenfleisch. — Richard Wagner, der „mitten unter dem Rasen der Raub- und Blutgier“ auf seiner ästhetischen Bahn noch kurz vor seinem Tode bei der Frage nach einer wirksamen sittlich-ästhetischen Regeneration der Menschheit anlangte, bemerkt, in „Religion und Kunst“: „War uns der Anblick des den Göttern geopferten Stiers ein Greuel geworden, so wird nun in sauberen, von Wasser durchspülten Schlachthäusern ein tägliches Blutbad der Beachtung aller derer entzogen, die beim Mittagsmahle sich die bis zur Unkenntlichkeit hergerichteten Leichenteile ermordeter Haustiere wohl schmecken lassen sollen.“ — Bogumil Goltz: „Es ist ein himmelschreiender Widerspruch mit unserer Verehrung der Natur, dass wir die lebendige Kreatur ums Leben bringen, um unser eigenes Leben mit deren Leben zu fristen. Es ist ein himmelschreiendes Unrecht, dass wir ihnen Leid anthun, ohne dass wir es müssen!“ — Shelley der edle Dichter und Mensch, spricht in seinen Noten zur »Queen Mab« die Worte: „Bei allem, was heilig ist in unseren Hoffnungen für die Menschheit, beschwöre ich diejenigen, welche Glückseligkeit und Wahrheit lieben, dem vegetarischen System Anerkennung zu verleihen!“ —

Unter den zahlreichen Beispielen individueller Mittelwertung sei hier noch eins erwähnt, welches die Unterscheidung zwischen reinen und unreinen Mitteln mit besonderer Deutlichkeit hervorschimmern lässt. Der Internationale Verein zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Tierfolter versandte ein Flugblatt, in welchem es von den Vertretern der Vivisektion heisst: „Man glaube den Priestern solcher Wissenschaft nicht, wenn sie auf die hohen Ziele hinweisen, welche sie verfolgen. Und gesetzt, sie hätten solche, so sollten sie sich vor der Majestät der ewigen Gerechtigkeit, der Liebe und des Erbarmens beugen.

„Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele!“ „Weh dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld! Sie wird ihm nimmermehr erfreulich sein“ . . . Sie behaupten, es geschähe das alles zum Besten der leidenden Menschheit und im Dienste der Wissenschaft. Wir jedoch lehnen ihre Bemühungen und ihren Dienst zu unserem Besten ab, wenn er mit solchem empörenden sündhaften Thun verbunden ist, und meinen, man könne nur dann der Menschheit dienen, wenn man menschlich verfährt.“ Endlich heisst es von der vivisektorischen Wissenschaft, nachdem deren Fruchtbarkeit bestritten worden ist: „Wäre sie aber auch fruchtbringender, wir müssten sie doch aus höheren Gründen verdammen. Wir stellen gegen solche entartete und selbstsüchtige, materialistische Wissenschaft eine viel höhere und ältere Wissenschaft, die Wissenschaft von Gut und Böse. Der von den Vivisektoren vorgeschobene „nützliche Zweck“ ihrer Tierquälereien entschuldigt die letzteren nicht. Denn einen, wenn auch oft nur eingebildeten „nützlichen Zweck“ hat schliesslich alles in der Welt, auch das Schlechteste. Einen Zweck, und dadurch scheinbare Berechtigung, können auch alle übrigen Tierquälereien vorschützen. Aber der vermeintlich gute Zweck kann nimmer die bösen Mittel heiligen!“

Die Kette von Beispielen individueller Mittelwertung unter Beherzigung des „reinen Mittels“ liesse sich erheblich verlängern. Eine Menge ideeller Tendenzen in der Weltgeschichte*) lassen sich erst durch die Philosophie des reinen

*) Auf der Philosophie des reinen Mittels beruht die buddhistische Ethik, indem sie lehrt, dass die Befriedigung der Begierden ein unreines Mittel ist; Der „Buddhistische Katechismus“ sagt hierüber: „Da alle körperlichen Leidenschaften, Begierden und Neigungen nur immer wachsen und zunehmen, je mehr sie gehegt und gepflegt werden, und da die Befriedigung der körperlichen Begierden nur auf Kosten dieses vergänglichen und hinfälligen Körpers selbst geschehen kann, so folgt hieraus, dass man durch Befriedigung der Begierden nicht deren Aufhören bewirkt, sondern nur das Mittel hierzu zerstört. Zunahme der Leidenschaften und zugleich Abnahme der Mittel zu deren Befriedigung, das ist das grausame Gesetz, dem alle

Mittels recht verstehen. Besonders gegenwärtig scheint mir der Kalkül des reinen Mittels als gemeinschaftlicher Grundzug so vielen interessanten Bestrebungen innezuwohnen, dass ich das Recht zu haben glaube, geradezu von einer Bewegung des reinen Mittels zu reden.

Ich möchte noch bemerken, dass ich jenen Bestrebungen, an denen ich exemplifiziert habe, deswegen nicht ohne weiteres beipflichte. Ich betrachte und schätze sie als Ergebnisse der individuellen Wertung und der Kalkulation des reinen Mittels. Doch aus der Richtigkeit ihrer Methode folgt noch nicht die Richtigkeit ihrer einzelnen Ideen. Und wenn ich selbst im einzelnen ebenfalls des Wertvollen viel an ihnen finde, so mag ich diesen Bewegungen doch nicht als ein „. . . aner“ oder „. . . ist“ nachlaufen. Solange sie als individuelle Mittelwertungen auftreten, mögen sie frei sich bethätigen; sobald aber ihre Anhänger ihr eigenes Fühlen und Denken den Leuten aufdrängen und normal machen wollen, mag die Welt sich wehren gegen Aufdringlichkeit und Einseitigkeit.

---

sinnlichen Begierden unterworfen sind; daher die Unmöglichkeit, sein Selbst jemals ganz zu befriedigen; daher die Thorheit, die in dem Streben danach liegt, und daher auch der Grund, warum man nicht nach irdischen Genüssen streben soll . . . Es ist eine allgemeine, aber irrige Auffassung, zu glauben, seine Leidenschaften dadurch ertöten zu können, dass man dieselben befriedigt, oder indem man sich den Gegenstand seiner Wünsche verschafft; so wie z. B. das Bedürfnis nach Nahrung verschwindet, sobald der Hunger durch Essen gestillt ist. Diese Anschauung ist unrichtig; alle Begierden werden durch ihre Befriedigung nur neugeboren — nicht ertötet. Nahrung ist nur Öl für das Feuer des Körpers, welches denselben befähigt, aufs neue Nahrung zu verlangen. Keine Begierde erstirbt, ehe denn die Macht, welche sie aus der Befriedigung neu erstehen lässt, gebrochen ist. Shiva, der Zerstörer, ist auch der Wieder-Erschaffer. Daher liegt die Ertötung der Begierden nicht in deren Befriedigung, welche ja nur wiedererschafft, indem sie befriedigt, sondern nur in der Entfremdung seiner selbst von der Leidenschaft.“ — Auch insofern beherzigt der Buddhismus die Philosophie des reinen Mittels, als er es für verkehrt hält, Böses mit Bösem zu vergelten. „Wenn mir jemand thörichterweise Unrecht thut — sagt Buddha — so will ich ihm ohne allen Groll liebevoll beistehen; je mehr Böses er mir zufügt, um so mehr Gutes will ich ihm erweisen.“

6. Das Schwert oder die physische Autorität.

„Unsere bisherige Weltgeschichte der Eroberungen und Vergewaltigungen wird erst durch eine Kultur-, eine wahre Menschheitsgeschichte abgelöst werden müssen. Die Weltgeschichte kann uns nur mit Grauen erfüllen, sie ist nur das Spiegelbild einer Übergangsperiode aus dem tierischen in den menschlichen Zustand. Der Mensch hatte sich noch nicht in seine Befreiung gefunden. Jetzt erst, durch die Naturwissenschaft wird er über seine wahre Wesenheit aufgeklärt. Was als dunkler Drang in den edelsten seines Geschlechtes sich fühlbar machte, erglänzt im hellen Lichte der Erkenntnis. Auch die Menschenschlächtereien werden aufhören, und der Mensch wird sein eigentliches Reich der Freiheit mit unbefleckter Hand betreten." J. G. Vogt.

Nachdem Begriff und Bedeutung des reinen Mittels sowie der individuellen Wertung erörtert worden sind, kann ich dazu übergehen, eine Anzahl derjenigen Mittel, welche das moderne Leben zur Erreichung seiner Zwecke anwendet, individuell, d. h. mit Bezug auf mein Ziel, zu werten. Da dies Ziel die Gestaltung des freien Vernunftmenschen ist, so werde ich im allgemeinen festzustellen haben, welche Wirkungen die Objekte meiner Kritik für Freiheit und Vernunft haben; scheinen sie in überwiegender Weise den freien Vernunftmenschen zu beeinträchtigen, so sind sie mir unreine Mittel. —

In welcher Beziehung zum freien Vernunftmenschen steht nun das Schwert als Vertreter der physischen Vergewaltigungsmittel? — Die nächstliegende Antwort lautet: Das Schwert

tötet und verbreitet Todesfurcht; seine direkte Wirkung ist also der Freiheit und Vernunft entgegengesetzt.

Doch vielleicht fördert die Waffe indirekt Freiheit und Vernunft?

„Der Gott, der Eisen wachsen liess,
Der wollte keine Knechte;
Drum gab er Säbel, Schwert und Spiess
Dem Mann in seine Rechte",

so sangen ja die Männer der Freiheits-Kriege, indem sie das Schwert als Mittel zur Befreiung werteten. Doch ich finde Grund genug, das Lied auch im entgegengesetzten Sinne umzuprägen: „Der Gott, der Eisen wachsen liess, Der wollte Herrn und Knechte". Ich halte nämlich die bewaffnete Macht für eine Quelle der Knechtschaft, ja für die wesentliche Quelle.

Die Recken der alten Zeiten wandten Beil, Spiess und Schwert nicht nur gegen reissende Tiere, sondern auch gegen Menschen an. Die Erschlagenen blieben vor Knechtschaft bewahrt, die Überlebenden aber wurden irgendwie ausgebeutet, — stellenweise nur vorübergehend beraubt, von klügeren Siegern aber unterjocht, d. h. unter der Bedingung vom Schwerte verschont, dass sie, nebst ihren Nachkommen, dem Sieger einen Teil ihrer Arbeit überliessen, — als Sklaven oder als Tributpflichtige.

Nicht nur gegen fremde Horden und Völker gingen die Recken in dieser Weise vor, sondern auch gegen den eigenen Stamm. Allerdings nicht plötzlich und unvermittelt — denn das würde ihnen verhängnisvoll geworden sein — sondern allmählich, zollweise, schleichend. Der „Dienst" pflegte die Maske der aufstrebenden Tyrannei zu sein. Sie, die Starken, Kühnen, Klugen und Wohlgerüsteten, liessen sich herbei, ihrem Stamme Vorkämpfer- und Führerdienste zu leisten. Ehrfurcht und hohe Beute wurden ihnen dafür gezollt. Die Ehrfurcht setzte sie in den Stand, sich mancherlei herauszunehmen, ohne den Unwillen des Volkes zu erregen. Der Reichtum aber wurde grösstenteils in guten Rüstungen, Waffen, Burgen und Vor-

ratsspeichern angelegt, ferner in Helfershelfern, Kriegsknechten, die teils aus Furcht, teils aus Gewinnsucht sich dem persönlichen Dienste der Mächtigen widmeten; und solchergestalt gelangten die Führer in die Lage, dem Zorn ihrer Volksgenossen ein Schnippchen zu schlagen und ihnen folglich als Herrscher, als ausbeutende Herren gegenüber zu treten. Die Entwicklung des Feudalismus und der Leibeigenschaft illustriert diesen Vorgang.

Einmal auf den Geschmack des Herrschens geraten, empfanden die Tyrannen keine dauernde Stillung ihres Herrscherdurstes, sondern mit jedem Trunke eine neue Reizung. Und jeder ihrer Erfolge ebnete den Weg zu einem neuen Vorstosse gegen die Geknechteten. So wurde die unterdrückte Volksmasse der Waffen beraubt und jenes Mittel der Bewaffnung herangebildet, welches in vielen Ländern bis auf den heutigen Tag herrscht.

Ein anderes, gewaltiges Werkzeug der Herrscher bildete die wirtschaftliche Abhängigkeit, oder — so kann man auch sagen — die Hungerpeitsche. Leo Tolstoi giebt in seiner Schrift „Geld“ eine Schilderung der Art, wie die wirtschaftliche Abhängigkeit der Volksmasse von einer kleineren Anzahl Herren hier und dort entstanden sein mag. Das litterarische Dokument, auf welches er sich dabei stützt, ist die biblische Erzählung von Joseph in Ägypten (Genesis, Kap. 41, Vers 48 — Kap. 47, Vers 26). Hier wird berichtet, wie der schlaue Israelit Joseph in Voraussicht einer Hungersnot dem ägyptischen Volke durch Bedrohung mit dem Schwerte einen Teil der Ernte abnehmen und in Pharaos Speicher sammeln liess. Als nun die „sieben mageren Jahre“ gekommen waren, sahen sich die hungernden Ägypter genötigt, das ihm abgenommene Getreide von Joseph wieder zurück zu kaufen; anfangs zahlten sie mit Geld; als aber „das Geld gebrach im Lande Ägypten und Kanaan“, brachten sie ihr Vieh; als es ihnen schliesslich auch daran fehlte, die Hungersnot aber fortdauerte, kamen sie zu Joseph und sprachen: „Wir wollen unserm Herrn nicht verbergen, dass nicht allein das Geld, sondern auch alles Vieh

dahin ist zu unserem Herrn, und nichts mehr übrig ist, als unsere Leiber und unser Feld. Warum lässt du uns vor dir sterben und unser Feld? Kaufe uns und unser Land ums Brot, dass wir und unser Land leibeigen seien dem Pharao . . .“ Also kaufte Joseph dem Pharao ganz Ägypten; die Ägypter verkauften ein jeglicher seinen Acker; denn die Teuerung war zu stark . . . Da sprach Joseph zum Volk: „Sieh, ich habe heute gekauft euch und euer Feld dem Pharao. Da habt ihr Korn, nun besäet das Feld. Aber von dem Getreide sollt ihr den Fünften Pharao geben; vier Teile mögen euer sein, zu besäen das Feld zu eurer Speise“ . . . Und sie sprachen: „Lass uns nur leben und Gnade vor dir, unserm Herrn finden; wir wollen gerne Pharao leibeigen sein“. Also machte Joseph ein Gesetz bis auf diesen Tag über der Ägypter Feld“ . . . Indem also die bewaffnete Übermacht den Schwachen ihre Vorräte abnahm, in Speicher einschloss und diese bewachte, zwang sie die Ausgebeuteten zu dauernden Abgaben. Statt den Einzelnen mit der Peitsche und dem dahinter lauernden Schwerte zur Arbeit anzutreiben, brauchte nunmehr der Herrscher bloss Wachen vor seine Speicher zu stellen, und das Volk wurde vortrefflich in der Knechtschaft gehalten, — nicht mehr direkt durch das Schwert, sondern indirekt, durch Vermittelung des Hungers. Denn weil es das ihm abgenommene Getreide, besonders nach schlechten Ernten, nötig hatte, zur Nahrung, sowie zur Aussaat, fühlte es sich gezwungen, den Willen des Tyrannen zu erfüllen. Die wirtschaftliche Knechtung beruht also darauf, dass die bewaffneten Gewalthaber einen unentbehrlichen Teil der Nahrungs- oder Produktionsmittel des Volkes mit Beschlag belegt haben. Der Vorzug, den diese Form der Unterjochung im Vergleich zur Sklaverei für den Gewalthaber besitzt, besteht nach Tolstoi hauptsächlich darin, dass er nicht mehr nötig hat, die Arbeiter mit direkter Gewalt zur Arbeit und Abgabe zu zwingen, sondern dass diese selbst kommen und sich ihm verkaufen; sodann darin, dass eine geringere Anzahl von Menschen sich seiner Herrschaft zu entziehen vermag; und endlich darin, dass die Unterjochten einen

gewissen Schein der Freiheit haben, eine gewisse persönliche Bewegungsfreiheit, obwohl sie stärker gefesselt sind, als in der persönlichen Sklaverei. Einen Nachteil für den Herrscher erblickt Tolstoi in dem Umstande, dass dieser ausser den Kriegsleuten noch eine zweite Klasse von Helfershelfern nötig habe, „ein Heer von grossen und kleinen Josephen", nämlich von Beamten, welche die Ablieferung der Abgaben überwachen, die Speicher verwalten und die Vorräte verausgaben, mit denen der Herrscher also irgendwie teilen müsse; ausserdem liege es in der Natur der Sache, dass nicht nur die Beamten nebst ihrer Sippe, sondern auch alle diejenigen, welche selbst Vorräte besitzen, Teilhaber der Ausbeutung werden. Das ist allerdings richtig, aber Tolstoi übersieht, dass der Herrscher gerade in diesen Mitausbeutern die ergebensten Helfershelfer hat, welche ihm die Herrschaft wesentlich erleichtern durch ihr gleich gerichtetes Interesse und durch ihre netzartige Verbreitung über das Land.

Doch auch die gewaltigsten Herrschaftsmittel schlossen nicht die Möglichkeit aus, dass die Unterthanen infolge unerträglicher Ausbeutung zur Empörung gelangten. Kluge Gewalthaber sahen das und bemühten sich daher, die ausgebeutete Masse mit ihrer Lage zu versöhnen. Sie hingen also ihrer Tyrannei ein moralisches Mäntelchen um, liessen sich durch die Erzieher zu hehren Autoritäten machen und die bestehende Ordnung der Dinge als die Ausgeburt höchster Weisheit bezeichnen, sie bestrickten die Masse durch Pomp und Leutseligkeit, verbanden die Interessen der einflussreichen Leute mit den ihrigen, kurz, sie verbreiteten die Meinung, das Volk habe allen Grund, für ihre Regierung, die ja nur zum „allgemeinen Besten" diene, dankbar zu sein. Durch dies System erzeugten sie einen Gemütszustand, welcher eine gewisse Garantie für dauernde Unterthänigkeit bildet, nämlich die Knechtseligkeit.

Doch ich möchte nicht ungerecht sein; das herrschende Schwert half zuweilen seine Unterthanen schützen vor fremdem Kriegsvolk, vor ungesetzlichen Räubern und Dieben, oft be-

reicherte es sie durch Eroberungen, hat ausserdem ja regiert — und die meisten Menschen wollen regiert sein — zuweilen sogar gnädig, milde regiert, sich also auch „verdient“ gemacht um seine Unterthanen, — ähnlich wie der Herdenbesitzer der Wohlthäter seiner Kühe ist, die für ihn gemolken, verkauft oder geschlachtet werden. Ja ich bin überzeugt, könnte das Stallvieh menschlich denken, reden und Lebensweisheit predigen, so würden die Kühe den Kälbern sagen: Wir alle sind von Natur Stallwesen; der Hirt, der Kuhjunge mit dem Stecken und der kläffende Köter, die Magd mit dem Melkeimer, der Stall, die Umzäunung, das Joch, ja selbst die Schlachtbank ... das alles ist von gütigen, weisen Mächten zum Wohle des Rindergeschlechtes eingesetzt und angelegt.

Doch, so wird von vielen Seiten eingewendet, in der That würde sich das Leben der Menschen minder vernünftig und freiheitlich gestaltet haben, wenn kein Schwert sie regiert hätte; und gar unsere heutige Gesellschaftsordnung vermöchte nicht zu bestehen ohne die bewaffnete Macht, ohne Heer, Polizei und Gericht. Von anderer Seite wiederum wird mir entgegengehalten, die Waffe sei doch nicht allein von Tyrannen, sondern auch von Freiheitsmännern gehandhabt worden. — Später, wenn ich nämlich speziell „Gesetz“, „Regierung“ sowie die Gewaltanwendung freiheitlicher Revolutionäre bespreche, werde ich auf diese Einwände eingehen.

Der Vernunft ist das Schwert, wie überhaupt jede physische Gewalt, nicht förderlich. Der uralte Widerstreit zwischen Tierischem und Menschlichem, zwischen Tatzenhieb und brüderlichem Handschlag, blutigem Gebiss und klarer Stirn, stellt sich auch in der körperlichen Vergewaltigung eines Menschen einerseits, in der Begründung, Belehrung andererseits dar. Und so waren gewöhnlich die Männer des Schwertstreiches und der Herrschaft Antipoden der Denker. Statt auf die Vernunft einzuwirken, also Gründe anzuführen, pflegten sie auf den seitlich angegürteten Degen, auf das unreine Mittel, die körperliche Vergewaltigung zu pochen!

Dass die Wurzeln dieses unreinen Mittels in der tierischen

Natur des Menschen liegen, meint auch J. G. Vogt in seinem Buche „Die Menschwerdung“. Er verweist auf den gewaltigen Kampf, den die werdende und auch noch die gewordene Menschheit mit der Tierwelt zu führen hatte, und fragt: „Und aus diesem Riesenkampfe, den die freien Sprösslinge der organischen Welt gegen die alten Formen tierischer Artmodelle unternommen, sollte der Organintellekt ohne eine Schlappe davongekommen sein? Der Sieg der Freiheit sollte keine Opfer gekostet haben?“ Will man aber das „Allgemein-Menschliche“ der Gewaltanwendung gegen vernünftige Wesen durch die Hindeutung erweisen, dass wir doch in unserm gepriesenen Zeitalter der Kultur noch Militär, Polizei und Gericht haben, so entgegne ich mit dem erwähnten Denker: „Ist wirklich unsere europäische Kultur etwas so Grossartiges, dass sie nicht mehr zu überbieten wäre? und vor allem: wie alt ist sie denn überhaupt? Wie lange ist es denn her, seitdem sie sich aus der Mutterlauge der Barbarei herauskristallisiert hat? Einige Jahrzehnte ist es her ... Man wird doch nicht etwa eine Zeit als kulturell bezeichnen wollen, die mit Inquisition, Folter und Scheiterhaufen hantierte, und diese Zeit sitzt uns noch hart auf dem Nacken. Und was wollen wir uns selbst heute viel mit Kultur brüsten, heute, da wir auf dem europäischen Kontinente bis an die Zähne bewaffnet stehen, um jeden Augenblick gleich reissenden Bestien auf einander loszustürzen?!“

Ja die moderne Soldateska hält uns noch weit zurück vom „freien Vernunftmenschen“. Und nicht allein durch ihre lebensvernichtende Tendenz, sondern auch durch den Drill, den sie bedingt. Natürlich, wenn es keine hinreichenden Vernunftgründe giebt, um den Menschen zur freiwilligen Übernahme einer Thätigkeit zu bestimmen, so bleibt kein anderes Mittel übrig, als der Zwang. Am liebsten wäre es wahrscheinlich gewissen Heerführern, könnten sie dem Rekruten Herz und Hirn ausnehmen und stählerne Räder einsetzen. „Ihr habt nichts zu meinen, habt nichts zu denken!“ Diese militärische Losung kennzeichnet das Verhältnis der Soldateska zum freien

Vernunftmenschen. Und konsequent ist es, wenn moderne Militärstaatsmänner es lieber sehen, dass Soldaten überhaupt nicht lesen können, als dass sie oppositionelle Blätter lesen.

Bedeutender noch als die Verkrüppelung der freien Vernunftmenschen durch den Drill, dürfte das Übel sein, welches der Krieg in dieser Beziehung hervorbringt. „Der Krieg macht mehr schlechte Menschen, als er hinwegrafft", sagt schon Antisthenes.*) Aber freilich, Staatsschwärmer halten das für Unsinn, behaupten vielmehr, der Krieg entwickele die edelsten Eigenschaften der menschlichen Natur. Welche Eigenschaften mögen sie eigentlich meinen? — Etwa Mitleid, Barmherzigkeit? Leid ruft allerdings auch Mitleid hervor, und zwar oft nach Massgabe seines Umfanges. Doch wäre es nicht besser, gäbe es gar keine Veranlassung zu Mitleid? Nicht Mitleid liegt im Interesse des freien Vernunftmenschen, sondern Mitfreude. Und so betrachtet er das Christentum mit seiner Verherrlichung des Leidens und Mitleidens in dieser Hinsicht als eine Religion der Knechtschaft. Wer das noch nicht anerkennt, möge doch bedenken, dass die christliche

*) Wer im Kriege seinen tierischen Instinkten freien Lauf lassen, z. B. morden musste, wird auch im Frieden zur Brutalität neigen, vielleicht gar sein brutales Benehmen durch Berufung auf den Lorbeer des Krieges rechtfertigen. Hier eine Illustration: Aus Bordeaux schrieb man 1892 der „Frankfurter Zeitung": Am Dienstag wurde hier der ehemalige Soldat Aurusse guillotiniert, weil er das Schäferpaar Barbe und deren Onkel Bregut . . . aus Rache ermordet hatte. Zum Tode verurteilt, war er gleichwohl lustig und guter Dinge, weil er überzeugt war, dass ihm, „einem dekorierten Soldaten, der in Tonkin einem Offizier mit grosser Bravour das Leben rettete", nichts geschehen könne. Aber Monsieur Deibler, der Pariser Scharfrichter, holte ihn doch . . . Er liess alles ruhig mit sich geschehen, trank ein Gläschen Rum, das der Aufseher ihm darbot, schüttelte nur hier und da den Kopf und stieg festen Schrittes in den Wagen, der ihn zum Richtplatz führte. Erst da, als er die Menschenmenge sah und ihm die Hände auf den Rücken gebunden wurden, löste sich's wie ein Schrei aus seiner Brust: „Was?" rief er, „in Tonkin habe ich gegen vierzig Menschen getötet und bin dafür dekoriert worden, und wegen der drei Kerle soll ich geköpft wer . . ." Das Messer fiel und schnitt ihm mit dem Kopfe das Wort ab.

Lehre Armut und Elend nicht nur selig preist, sondern fast zu allen Zeiten als eine Institution bezeichnet hat, die notwendig sei, damit die Barmherzigkeit stets Gelegenheit habe, sich zu bethätigen. Über diese Auffassung lächeln wir. Nun, ihr Kriegsschwärmer, dann ist auch euer Argument gerichtet.

Indessen noch an andere Tugenden denkt ihr, an Energie, Mut, Tapferkeit, Treue. Ich gebe zu, dass diese Eigenschaften durch den Krieg zur Bethätigung gebracht werden; doch mussten sie nicht bereits vorhanden sein, um sich bethätigen zu können? Beruft ihr euch aber darauf, dass sie durch die Gelegenheit zur Bethätigung gesteigert werden und als Vorbilder ihren Samen in die Gegenwart und Folgezeit streuen, so werfe ich die Frage auf, ob diese Wirkung nicht mindestens neutralisiert wird durch die Brutalität, den Dünkel, die Rücksichtslosigkeit, Rachsucht, Mordlust, Vernunftbetäubung und dergleichen Schädigungen des freien Vernunftmenschen?

Um diesen Wirkungen des Krieges den Schein ihrer Schlechtigkeit zu nehmen, verweist ihr auf die Heiligkeit der Sache, in deren Dienste das Schlechte steht. Hierauf erwidre ich: die Philosophie des reinen Mittels liefert den Nachweis, dass der Grundsatz „Der Zweck — oder wie es treffender heissen müsste der heilige Zweck — heiligt das Mittel“ unhaltbar ist. Das richtige Verfahren bei der Wertung des Mittels besteht darin, dass man nicht einseitig die gewollte Wirkung ins Auge fast, sondern auch sämtliche Nebenwirkungen. Doch gesetzt, die Heiligkeit des Zweckes wiege alle Nebenwirkungen auf, so kann mir doch solche „Heiligkeit“ durchaus nicht imponieren. Weiss ich doch, dass der Heiligenschein eine Tyrannenkrone ist und die kritische Vernunft zu blenden bezweckt.

Übrigens würdet ihr Schwärmer für den heiligen Krieg selber höchst enttäuschte Gesichter machen, wenn euch dessen wahre Motive offenbar würden. Denn was sich hinter moralischen Phrasen wie „Ehre, Selbsterhaltung der Nation“ verbirgt, ist ein gieriger Geldbeutel. Um die Milliarden

pflegen sich die armen unwissenden Armeen zu balgen, für das Interesse gewisser Geldmänner, gewisser Industrieller und Händler, gewisser Bureaukraten und Militärs, gelegentlich auch gewisser Fürsten; und so kann manches Kriegsheer eine Ausbeutungsmaschine genannt werden, die dorthin geschoben wird, wo den herrschenden Klassen des Staates eine gute Ernte winkt. Dieser Grundgedanke war es, welcher Herzen nach dem Jahre 1848 veranlasste, der modernen Gesellschaft zuzurufen: „Seht, ihr habt den Sozialismus nicht gewollt, — nun werdet ihr den Krieg haben, den dreissigjährigen, den fünfzigjährigen Krieg.“ Wenn man unter Sozialismus eine wirtschaftliche Interessengemeinschaft der Volksgenossen und Völker versteht, welche die Ausbeutung beseitigt, dürfte dieser Ausspruch eine umfangreiche Zustimmung finden.

Doch es könnte scheinen, als betrachte ich das stehende Heer lediglich als ein passives Werkzeug. Dieser Auffassung widerspreche ich. Das Heer hat auch Initiative; seine blosse Existenz tendiert zum Kriege. Gebt dem Knaben einen Stock in die Hand, und eine atavistische Neigung wird erwachen, wird ihn antreiben, Menschen oder Tiere zu schlagen oder wenigstens Blumen zu köpfen. So verlangt auch der soldatische Beruf nach einer Waffenprobe, einem ernsthaften Manöver. Hierzu kommt der Umstand, dass die grossen und kleinen Heerführer häufig nach Unterbrechung des monotonen Friedens nach Carriere und Ruhm dürsten; jenes Säbelgerassel, welches vor einigen Jahren in Frankreich und Russland erscholl, entsprang teilweise dieser Ungeduld.

Unter diesen Gesichtspunkten erscheint das stehende Heer keineswegs als eine Garantie des Friedens, vielmehr als ein unreines Mittel. Im Interesse der Wahrheit scheint es mir zu liegen, den Satz „Si vis pacem, para bellum“ zu übersetzen: „Rüste, — und der Krieg wird nicht lange auf sich warten lassen.“

Die angedeuteten Übel werden noch potenziert durch jene Fortpflanzungskraft, wie sie allem Unkraut in bedeutendem Masse verliehen ist. Das ist auch des Krieges Fluch, dass er

„fortzeugend Böses muss gebären.“ Denn aus den Blutstropfen, die der Völkermord versprengte, spriesst neuer Mord hervor. Den Besiegten treiben die brennenden Wunden zu Chauvinismus, „Erbfeindschaft“ und „Revanche“. Der Sieger aber pocht stolz auf seine Waffe, der Degen steigt in der Achtung, gilt wohl gar als höchstes Ehrenzeichen, das Soldatenspielen, das militärische Vereinswesen wird epidemisch, schon kleine Kinder werden durch ihre Lehrer an Menschenblut gewöhnt und feiern bei patriotischen Akten zum Gaudium der Versammlung die Kanonen:

„Sie haben Tod und Verderben gespieen . . .“

Wenn man Nationen so eifrig für den Krieg Propaganda machen sieht, so möchte man fürwahr am Durchdringen der Vernunft und Freiheit verzweifeln. Hoffnung aber giebt die Thatsache, dass die überspannte Konkurrenz der europäischen Staaten auf dem Gebiete der Wehrhaftigkeit, hauptsächlich die rapiden Fortschritte der Mord-Technik den Krieg mehr und mehr als ein entsetzliches, wahnsinniges, ja lächerliches Unternehmen erscheinen lassen, und dass die moderne Soldateska trotz allen Drills nicht aus blankem Maschinenstahl besteht, sondern noch Herz und Hirn besitzt, beobachtet, denkt und liest, ja dass sowohl aus Herrschenden wie aus Beherrschten sich das wachsende Häuflein derer zusammensetzt, welche mit dem Dichter des „starken Jahres“ denken:

„Bald weigern wir uns, zu gebieten
Und zu gehorchen, — und es fällt
Nach tausend hoffnungslosen Nieten
Der Preis uns zu der freien Welt.“

7. Die Rute oder die pädagogische Autorität.

„Alle fürchten den Stock, alle fürchten den Tod, — ein Beweis, dass man nicht schlagen, nicht töten soll." Buddha.

Ein Seitenstück des Schwertes, ein Sprössling derselben Sippe vom unreinen Mittel, ist die Rute. Schwert und Rute — aus dieser Ehe geht kein freier Vernunftmensch hervor, wohl aber eine Brut von Antipoden der Freiheit und Vernunft.

Dennoch steht die Rute, wie das Schwert, in hohem Ansehen; und zwar nicht nur bei den professionellen Gewaltmenschen, sondern auch bei den meisten „Erziehern". „Wer sein Kind lieb hat, der züchtige es," dieser Grundsatz der „heiligen Schrift" leuchtet den Trägern und Bewahrern der bürgerlichen Ehrbarkeit und „alten, guten Sitte" gewöhnlich derart ein, dass sie die Rute als eine Art Familienheiligtum betrachten, würdevoll hinter dem Spiegel hervorschauen lassen — als Symbol „guter Zucht", und nicht versäumen, ihrem zarten Sprössling als Weihnachtsangebinde ein buntbebändertes Birkenreis zu bescheeren.*)

*) Wenn man sich auf C. P. Thunbergs Reisebeschreibung (Berlin 1792) verlassen kann, findet man unter den Asiaten „doch bess're Menschen", nämlich in Japan. „Öffentliche Schulen zur Unterweisung der Kinder sind an den meisten Orten eingerichtet. Man lehrt aber darin hauptsächlich nur Lesen und Schreiben. Die Erziehung kennt man hier nicht als eine Wissenschaft oder Kunst; man übt sie aber nach desto richtigern Grundsätzen und mit desto besserm Erfolge aus. Die Kinderzucht ist sehr strenge, und doch

Die körperliche Züchtigung Erwachsener freilich wird von der modernen öffentlichen Meinung mehr und mehr verworfen, und in den Strafanstalten wie Kasernen der „Kulturnationen“ ist der Knüttel seines offiziellen Rechtes entkleidet worden, — ein Fortschritt, der auch nicht verfehlt hat, eine veredelnde Wirkung auf das gesamte Volksleben auszuüben. Sonderbarerweise aber hat man die Gründe, welche gegen die Züchtigung Erwachsener sprechen, nicht zugleich auf die Kinder bezogen, obwohl sie meistens auch für diese gelten und dann sogar noch gewichtiger sind — in Anbetracht der zarten, ausserordentlich bildsamen und für Böses wie Gutes empfänglichen Natur des Kindes. Zum Teil auch dürfte sich dieser Widerspruch aus dem Umstande erklären, dass die Gesetzgeber Männer sind; wenn unter diesem Umstande der Geschlechtsunterschied zur Vernachlässigung der Fraueninteressen führen konnte, so vermag der Altersunterschied die Interessen des Kindes zu beeinträchtigen, — womit allerdings nicht gesagt sein soll, dass solche Vernachlässigung mit Bewusstsein erfolgt.

Der Kardinalfehler der Prügelpädagogen besteht darin, dass sie das Gesetz der Entwickelung*) organischer Wesen un-

---

werden die Kinder fast durchgängig ohne Schläge und andere körperliche Züchtigungen erzogen.“ In den ersten Jahren singt man den Kindern Volkslieder vor, um ihnen Bestreben nach Tugend und Tapferkeit früh einzuflössen. Hernach werden sie auf eine ernsthaftere Art zum Guten angeführt ... Kinder trifft man allenthalben, in Städten und Dörfern in Menge an. Durchgängig habe ich bemerkt, dass die Eltern sie zwar früh zu strengem Gehorsam gewöhnen, aber übrigens sie fast bloss mit guten Worten und Zureden regieren. Scheltworte oder harte Verweise habe ich selten gehört, und Stösse, Schläge und Gebrauch der Rute fast niemals gesehen“

*) Dieser Begriff wird in fruchtbarster Weise kultiviert durch das tüchtige Werk „Die natürliche Erzielung, Grundzüge des objektiven Systems“ von Dr. Ewald Haufe (Meran bei Ellmenreich, 1889). Der Verfasser sagt unter anderm: „Das Wesen der Natur ist Entwicklung. Das Ganze wie der Teil, die anorganische Natur wie die organische, das Materielle wie das Immaterielle — alles ist Entwickelung ... Entwicklung ist das Merkmal wirklichen Seins und Geschehens; sie ist auch dem Menschen körperlich und

genügend ins Auge fassen, dass sie die Erziehung als eine gewaltsame Bildung von Aussen nach Innen betrachten, nicht aber als Anregung des Zöglings zu freier Entwickelung, nicht im Sinne Fichtes, welcher so treffend sagt: „Erziehung ist Aufforderung zur freien Selbstthätigkeit," nicht im Sinne Nietzsches, welcher die herrlichen Worte spricht: „Das ist das Geheimnis aller Bildung: sie verleiht nicht künstliche Gliedmassen, wächserne Nasen, bebrillte Augen — vielmehr ist das, was diese Gaben zu geben vermöchte, nur das Afterbild der Erziehung. Nein, Befreiung ist sie, Wegräumung alles Unkrauts, Schuttwerks, Gewürms, das die zarten Keime der Pflanzen antasten will, Ausströmung von Licht und Wärme, liebevolles Niederrauschen nächtlichen Regens; sie ist Nachahmung und Anbetung der Natur, wo diese mütterlich und barmherzig gesinnt ist; sie ist Vollendung der Natur, wenn sie ihren grausamen und unbarmherzigen Anfällen vorbeugt und sie zum Guten wendet, wenn sie über die Äusserungen ihrer stiefmütterlichen Gesinnung und ihres traurigen Unverstandes einen Schleier deckt." Wollte jemand den Fortschritt des Frühlings dadurch beschleunigen, dass er an den grünen Blättchen zupft und die Blütenknospen aufbricht, so würden wir ihn wahrscheinlich für einen Idioten halten. Dieselbe Thorheit aber begeht der Prügelpädagoge, so oft er durch Gewalt ein Ergebnis zu gewinnen sucht, das nur die Entwickelung, nur das natürliche Wachstum des Zöglings zu zeitigen vermag*); so oft er z. B. Wahrheitsliebe einzubläuen, geistiges Interesse und Erkenntnisse durch Brutalität einzuflössen sucht. Unreine

---

seelisch eingeboren, und auf keinem Gebiete des Wissens und Könnens kann er sich des Principes der Entwicklung entschlagen. Die wahre Menschenbildung wird durch die natürliche Erziehung gewonnen, welche es wird durch die Methode der Entwicklung . . . Die natürliche Erziehung wird zum lebendigen Bildungsprozess." „Das Natürliche ist Leben; Leben ist Entwicklung, und die natürliche Erziehung muss mit natürlicher Entwicklung identisch sein."

*) „Die Menschen können zur Erkenntnis nicht gezwungen werden", meint Kungfutse.

Mittel sind das, welche keinen Erntesegen, sondern nur Scheinerfolge, taube Ähren, dazu allerlei böses Unkraut erzielen! „Ihr mögt die Weltkugel über und über drehen und das Menschengeschlecht, das vergangene wie das heutige, mit einem Siebe durchsuchen, ihr werdet keinen finden, der durch Schläge ein braver Mensch geworden ist. Dem Weibe — heisst's im Sprichwort — schlägt man mit einem Streich einen Teufel heraus und neun hinein. Wer nur einmal untersuchen wollte, wie viele man deren dem Kinde hineinschlägt.“ So sagt — ganz im Sinne der Philosophie des reinen Mittels — der als Pädagoge wie als Dichter fein gesinnte Rosegger.

Der Erzieher, welcher z. B. Verlogenheit mit der Rute bestraft, will hierdurch erwirken, dass der Zögling, sobald er wieder einmal in Versuchung gerät, zu lügen, an den ihm zugefügten Körperschmerz denkt und sich von der Lüge abschrecken lässt. Die Abschreckung wird auch wohl erzielt, bedeutet aber keine Förderung, sondern eine Beeinträchtigung des freien Vernunftmenschen. Denn sie bringt dem Kinde das Bewusstsein bei: Die Lüge ist gefährlich, weil sie bestraft wird, sie ist unrecht, weil sie verboten ist. Über die innere Natur der Lüge, über ihre soziale Gefährlichkeit fühlt sich so das Kind nicht im geringsten aufgeklärt, ja seine Aufmerksamkeit wird von diesen Problemen, von den gegen die Lüge sprechenden vernünftigen Erwägungen abgelenkt auf jene von aussen willkürlich hinzugefügte Wirkung, als welche die Strafe ihm erscheinen muss. Demnach ist die Prügelstrafe ein Appell an die Gedankenlosigkeit, eine Bestärkung der Unvernunft, eine Propaganda des brutalen Autoritätswesens.

Und zugleich ein Appell an die Feigheit, eine Bestärkung der Knechtseligkeit! Denn während ein freiheitlicher Sinn aus Liebe zur Wahrheit wahrhaftig ist, wird der Prügelknabe durch Furcht vor Strafe von der Lüge abgeschreckt. Diese Furcht aber prägt dem bildsamen Kindergemüt gar leicht den Sklavenstempel auf und streut die Saat vieler Untugenden aus, welche der Sklavennatur eigen sind. Drum meint Schleiermacher: „Je mehr ein System von Strafen organisiert ist, desto

mehr wird sich ein knechtischer Sinn entwickeln.“ Paulus hat sehr recht, wenn er sagt: „Ihr Väter erbittert eure Kinder nicht, dass sie nicht scheu werden.“ Und recht beherzigenswert sind die Worte von K. Schmidt*): „Mache die Furcht nicht zum Motive von des Zöglings Thun. Du machst sie dazu, wenn du dich mit all deinen Befehlen an die Vorsicht wendest und die Vorsicht rege machst, d. h. Strafen androhst, um Fleiss und Befolgung der Gebote zu erlangen.“ „Gehorsam, durch Schläge eingebläut, ist etwas Tierisches und entzieht dem Menschen das Schönste, was er hat, das Bewusstsein einer freien Unterwerfung unter das Gesetz. Daher schlugen auch die Alten nur ihre Sklaven“ — meint Jacobs*), und ich stimme ihm bei (wenn ich auch den Begriff „Unterwerfung unter das Gesetz“ perhorresciere).

So macht gerade die körperliche Züchtigung den Zögling zum Lügner, und mit bitterer Ironie offenbart sich die Natur des unreinen Mittels in dem Umstande, dass dieselben Schläge, welche die Lüge austreiben sollen, diese Untugend gewöhnlich noch bestärken, — gleichwie die Enthauptungen, die Herakles an jenem Ungeheuer vollzog, an Stelle des abgeschlagenen Kopfes zwei neue hervorwachsen liessen. Indem nämlich das Kind nicht das Vergehen selbst, sondern nur dessen Entdeckung scheuen lernt, wird es darauf ausgehen, die Entdeckung mit allen Mitteln zu verhindern, folglich sein Vergehen durch Lüge zu verstecken. So habe ich in meiner pädagogischen Praxis die Erfahrung gemacht, dass hauptsächlich aus den Prügelknaben sich jene Charaktere rekrutieren, welche philosophieren: „Thue dreist das Verbotene, nur lass dich nicht fangen“, und die folglich in der Lüge geradezu eine Existenzbedingung für ihr Wesen erblicken. Dieselbe Beobachtung mag den Pädagogen Schumann zu dem Ausspruche veranlasst haben: „Ist das Lügen Folge der Schüchternheit und Furchtsamkeit, welche durch harte und tyrannische Behandlung entsteht, so muss dem scheu gewordenen Kinde wieder Mut gemacht werden.“

*) Maass: „Erziehungsweisheit“, Breslau, 1890.

Eine andere Sklaveneigenschaft, die sich Hand in Hand mit der Verlogenheit zu entwickeln pflegt, ist die Unverbesserlichkeit, die Verhärtung der mit der Rute bestraften Fehler. Es ist ja ganz natürlich, dass ein Zögling, der nur deswegen das Schlechte meiden gelernt hat, weil im Falle der Entdeckung Züchtigung erfolgt, unbedenklich das Schlechte thun wird, sobald er keine Strafe zu befürchten hat, sobald er z. B. sich vor Entdeckung sicher wähnt oder erwachsen ist. So ist denn die Züchtigung eins jener Elemente, in denen der Sünder „hartgesotten" wird.

Sklavisch ist auch die Abneigung, welche in dem Zögling erwacht vor körperlichen, geistigen und sittlichen Thätigkeiten, zu deren Triebfedern man Körperschmerzen gemacht hat. Wie häufig werden aus jenen Stätten, Persönlichkeiten und Verrichtungen, welche die Bestimmung haben, den unentwickelten Menschen mit Wachstum an Geist und Gemüt zu segnen, Gegenstände des knechtischen Widerwillens, des versteckten Hasses. Und wer einmal dahin gebracht worden ist, sein Herz zu prostituieren, sich ohne Auflehnung zu einer antipathischen Verrichtung zu bequemen aus Furcht vor Strafe, der hat kein rechtes Talent mehr zu einem freiheitlichen Charakter.

Dass der Perserkönig Xerxes das widerspenstige Meer mit Ruten peitschen liess, wird in den Schulen als ein Zeichen bornierter Barbarei betrachtet. Doch eine ähnliche Barbarei bekundet der Erzieher, wenn er durch Schläge die Gesinnung des Zöglings zu bessern sucht. Zu diesem Zweck sind eben die Schläge ein unwirksames, unreines Mittel. Denn sie treffen die Fehler der Gesinnung nicht; diese weichen vielmehr, wie ein Pädagoge sagt, den Schlägen katzenhaft aus. Die Gesinnung lässt sich nicht durch plumpe Applikation von Körperschmerz verbessern; denn sie hängt auf das Intimste zusammen mit der ganzen Natur des Zöglings, mit seiner körperlichen Organisation, seinem Triebleben und seinen Lebenserfahrungen, kann also nur durch eine umgestaltende Entwicklung dieser Bedingungen abgeändert werden. Das Einzige, was körperliche Züchtigung zu erreichen vermag, ist äusserliche Besse-

rung, gehorsame Verrichtung gewisser äusserer Handlungen, „Werkheiligkeit“. Die Werkheiligkeit aber bedeutet nicht nur etwas Niedriges im Vergleiche zur guten Gesinnung, sondern sogar etwas Schädliches, das nämlich die Verbesserung der Gesinnung unterdrückt; „die Wunde wird — wie Locke bemerkt — durch körperliche Strafe höchstens verkleistert und zugeheilt; aber das innere Geschwür bleibt unangetastet.“

Ein weiteres Argument gegen die Prügelstrafe liegt in der Thatsache, dass Körperschmerz und Gemütsschmerz sich gegenseitig beeinträchtigen. So ist z. B. Zahnschmerz ein bewährtes Linderungsmittel für unglückliche Liebe, und wenn Verzweiflung ein Bedürfnis weckt, die Haare auszuraufen, so ist das insofern ganz rationell, als der Körperschmerz das Herzeleid übertäubt und hierdurch den Verzweifelten vielleicht vor Selbstmord bewahrt. Schädlich aber wirkt der physische Schmerz, wenn er heilsame Schmerzen der Psyche erstickt; und das ist der Fall bei körperlichen Züchtigungen. Ein Zögling, der noch nicht durch Prügel verdorben ist, hat meistens ein feinfühliges Gemüt — und nimmt sich einen Fehler, der ihm als solcher klar wird, leicht zu Herzen. Die derben, massiven Körperschmerzen aber verschütten diese zarten Seelenregungen, so dass sie verkümmern, gleichwie musikalisches Gehör durch das beständige Poltern einer benachbarten Fabrik beeinträchtigt wird. Oft habe ich Väter sagen hören: „Ich mag meinen Jungen noch so sehr schlagen, es hilft nichts; er schüttelt die Schläge ab; er hat kein Ehrgefühl!“ Ja ihr thörichten Väter, der Junge hat eben deswegen kein Ehrgefühl, weil ihr ihn so sehr schlaget; und je mehr ihr schlaget, desto weniger ist zu erwarten, dass Ehrgefühl in ihm erwacht.*) Schon ein altgriechisches Sprüchwort sagt: „Wen das Wort nicht schlägt, den schlägt der Stock auch nicht“. Und selbst im rohen Mittelalter gelangte ein deutscher Dichter zu der Einsicht:

---

*) „Wo das Ehrgefühl anfängt, muss die Rute unter allen Umständen ihren Dienst einstellen.“ Julius Kupfer.

„Nieman kan mit gerten
Kindes zuht beherten:
den man zêren*) bringen mac,
dem ist ein Wort als ein slac.
Dem ist ein Wort als ein slac,
den man zêren bringen mac,
Kindes zuht beherten
nieman kan mit gerten."

Wenn ich Ehrgefühl schätze, so meine ich allerdings nicht das Produkt von Lohn und Strafe, Lob und Tadel, das man häufig mit diesem Namen bezeichnet, sondern das Gefühl der Würde, das Streben nach Freiheit und Selbständigkeit.

Wie das Schwert, so macht auch die Rute Propaganda für die Brutalität. „Das Empörendste und Betrübendste unter den Menschen" — so meint ein denkender Pädagoge — „das erschreckendste Wahrzeichen des Tierischen, des Wilden und Rohen ist die physische Gewalt. Es ist etwas Ungeheuerliches, wenn ein Mensch gegen den andern den Arm erhebt! Und der Erwachsene, der Lehrer, ausgerüstet mit allen Vorteilen der Erfahrung, der Intelligenz, soll kein anderes Mittel haben, über das schwache ziellose Kind Herr zu werden, als die physische Gewalt?" Und vollends sie, die dem Kinde mit gutem Beispiel voranzugehen, seiner erwachenden Vernünftigkeit die erste Nahrung zu reichen, die Keime seiner Individualität behutsam zu pflegen, vor allen andern berufen sind, deren Benehmen das nachahmungssüchtige Kind aufmerksam belauscht und an deren Vorbildern es seinen Geist, sein Gemüt, seinen Charakter hauptsächlich heranbildet — Vater und Mutter meine ich, — sie sollten das Bild, das sie dem jugendlichen Geiste einprägen, verunreinigen durch den Makel einer brutalen Handlung? Jedenfalls empfindet meinen Erfahrungen zufolge das geschlagene Kind diese Züchtigung stets als Brutalität. Es hat das Bewusstsein, missverstanden, verkehrt behandelt, im Bereiche seiner Neigungen und Gedanken durch heterogene, garstige Mächte vergewaltigt zu sein. Hat doch schon die

*) zu Ehren.

zarte Jugend ein lebhaftes Bedürfnis nach Verständnis, nach Vernünftigkeit, wie ihr beständiges Fragen „Was ist das?“ und „Warum?“ anzeigt. Sie schlagen, anstatt ihren Geist mit Kenntnissen und Gründen, ihr Gemüt mit edeln Gefühlen zu erfüllen, heisst einem Hungrigen Steine statt des Brotes reichen, einen Fisch seinem Elemente entreissen. „Je mehr einer danach strebt, durch Gewalt auf andere zu wirken — sagt Schleiermacher — desto deutlicher zeigt er, dass er Vernunft und Liebe, wodurch allein der Mensch gelenkt werden soll, nicht anzuwenden weiss“. Ich halte es für unausbleiblich, dass der erste empfindliche Körperschmerz, welchen der Erzieher dem Kinde zur Strafe beibringt, das zarte Gemüt tief erschüttert und verstört und den Grund zu einer Entfremdung zwischen ihm und jenem legt, die, einmal vorhanden, gewöhnlich zunimmt, fast nie zurückgeht. Diese Entfremdung aber ist etwas sehr unheilvolles, nämlich ein bedeutendes Hindernis der Erziehung. Um ein Kind erziehen zu können, müssen die Erzieher Gelegenheit haben, es zu überwachen, müssen sie wissen, was das Kind erlebt und thut. Da sie nun nicht stets in eigner Person die Überwachung ausüben können, so sind sie darauf angewiesen, von dem Kinde selber zu erfahren, was es erlebt und gethan hat. Sobald aber das Kind sein Vertrauen, seine Freundschaft zu den Erziehern eingebüsst hat, berichtet es ihnen nicht mehr seine Erlebnisse und Thaten; es wird versteckt, oder es lügt! Folglich sind die Erwachsenen nicht mehr in der Lage, es zu überwachen.

Die Prügelstrafe lässt aber das Kind in den Abgrund menschlicher Brutalität nicht bloss schauen, sondern oft genug sogar hinabstürzen, — insofern nämlich die Züchtigung einen Jähzorn und eine Rauflust in ihm erweckt, welche sich zwar wieder legen, jedoch nur, um bei neuen Misshandlungen, wie sie ja nach erfolgtem Anfang sich bald einzustellen pflegen, immer wilder und hitziger, wenn auch vielleicht verstohlen, sich zu erheben. Kann der Zögling die so erweckte Wut nicht an seinen Peinigern auslassen, so verfällt er bald darauf, Unschuldige zu peinigen; das niedergedrückte Selbstbewusstsein

sucht sich dadurch wieder zu heben. Thatsächlich benehmen sich misshandelte Kinder gewöhnlich sehr brutal gegen schwächere Wesen, und militärische Vorgesetzte, welche in früheren Zeiten roh behandelt wurden, pflegen die ärgsten Rekrutenschinder abzugeben. Den verrohenden Einfluss der empfangenen Misshandlung habe ich, abgesehen von anderen Fällen, deutlich beobachtet an folgendem Knaben-„Spiele“: Eine Schar fing einen Knaben ein und prügelte ihn; hierdurch erhielt der Geprügelte das Recht, sich am Einfangen und Durchprügeln neuer Opfer zu beteiligen. Ich bemerkte nun, wie jeder Geprügelte, weit entfernt, sich von der rohen Gesellschaft loszusagen, von seinem erworbenen Rechte mit einer Brutalität Gebrauch machte, zu der er sicherlich nicht fähig gewesen wäre, wenn ihn nicht die empfangenen Schläge gereizt hätten, neue Schläge auszuteilen.

Doch nicht allein den Zögling, sondern auch den Erzieher verroht die Prügelstrafe.*) Fast stets, wenn ich einen Erwachsenen ein Kind prügeln sah, bemerkte ich, dass er jähzornig und folglich in seiner Vernunft getrübt war, und häufig beobachtete ich, wie die ausgeteilten Schläge die Wut des Austeilenden noch steigerten, — ganz ähnlich, wie vergossenes Blut den Urheber zuweilen mit rasender Mordlust erfüllt.

Das sind keineswegs alle übeln Wirkungen der Rute. So finde ich in einer Abhandlung über die Prügelstrafe die Bemerkung: „Ein weich und zart geartetes Kind macht die körperliche Züchtigung in der Schule, auch wenn dieselbe nicht an ihm, sondern an seinesgleichen ausgeübt wird, stutzig, ängstlich, unbeholfen, heuchlerisch, kopfhängerisch und blöde. Ein derber angelegtes Kind, das der Roheit zuneigt, macht sie trotzig, tückisch, feindselig, gefühllos und roh. Für ein Kind mit oberflächlichem und leichtem Naturell ist nichts geeigneter,

*) Pestalozzi ist nicht dieser Meinung, wenn er sagt: „Wir wähnen, unsere Humanität habe sich zu einer Zartheit erhoben, die uns in keinem Falle mehr erlaube, an das rohe Mittel des Schlagens auch nur zu denken. Aber es ist nicht die Zartheit unserer Humanität, es ist ihre Schwäche, die uns leitet. Unsere Liebe ist nicht kraftvoll, nicht rein.“

diesen Leichtsinn auszubilden und eine vollständige sittliche Stumpfheit und Gleichgiltigkeit zu erzeugen, als eine immerwährend herbe Behandlung. Unsere Kinder sind froh, die Schulzeit hinter sich zu haben, denn man betrügt sie systematisch um ihre Jugend. Mögen sie später auch edel und gemütvoll werden, eine Saite wird in ihrem Herzen nicht klingen, und der vollen Harmonie werden sie nicht mehr inne.“ Schliesslich möchte ich auf einen Gesichtspunkt des Wiener Pädagogen Franz Jäger aufmerksam machen. Der Zögling empfängt nicht nur die Erziehung, welche man ihm angedeihen lässt, sondern eignet sich auch die Erziehungsmethode seines Meisters für die Zukunft an. Diese Aneignung ist gleichsam ein sekundäres Ergebnis jeder Erziehungsthätigkeit. Die Behandlungsweise, welche der Mensch als Kind von seiner Umgebung erfährt, überträgt er später als Erwachsener auf seine Mitmenschen wieder. War diese Behandlungsweise milde, geduldig, versöhnlich, verständig, belehrend und ohne Gewaltthätigkeit, so wird auch der erzielte Einfluss diese guten Eigenschaften in sich schliessen. Ebenso ergiebt sich naturgemäss das gegenteilige Erziehungsresultat aus einer entgegengesetzten Erziehungsweise. —

„Aber soll denn die Rute radikal verworfen werden? Ist nicht vielleicht auch hier die goldene Mittelstrasse eine massvolle Anwendung der Prügelstrafe ...?“ — Was heisst massvoll? Entweder erzeugt die Rute einen empfindlichen oder einen unerheblichen Schmerz. Im ersteren Falle treffen alle gegen die Prügelstrafe sprechenden Argumente zu. Im letzteren Falle aber ist die Rute mindestens überflüssig; denn was bei einem blossen Anfluge von körperlicher Züchtigung allenfalls im Sinne des Erziehers wirken könnte, ist der seelische Schmerz; dieser aber kann ohne die Rute ebenso gut, ja besser, nämlich reiner, hervorgebracht werden. Übrigens ist die „Mässigkeit“ häufig die Mutter der Unmässigkeit. Wie der Trinker, der Raucher, der Morphinist von geringen Dosen des holden Betäubungsmittels gewöhnlich zu immer stärkeren übergeht, so sieht sich der Prügelpädagoge oft genötigt, leichten

Züchtigungen derbere, schliesslich wohl gar masslose folgen zu lassen.

Viele Pädagogen sind nun zwar Gegner der Prügelstrafe für grössere Kinder, halten aber die Rute zur Erziehung kleiner Kinder für unentbehrlich. So meint Kehr: „Es ist ein weitverbreiteter Irrtum, dass man kleine, 1—2jährige Kinder nicht strafen dürfe. Das ist grundfalsch! Für kleinere Kinder ist die (natürlich vernünftig bemessene) körperliche Züchtigung eine Art Anschauungsunterricht, denn sie müssen dabei erfahren: Thue nichts Böses, so widerfährt dir nichts Böses. Auf die Erziehung der Kinder bis zum sechsten Lebensjahre sollte man darum entschieden viel mehr Wert legen, als dies thatsächlich der Fall ist. Die späteren körperlichen Züchtigungen sind meist nur deshalb unnütz, weil sie zu spät kommen.“ Die Begründung, welche Kehr beibringt, qualifiziert sich offenbar nicht spezifisch für die Kleinkinder-Pädagogik; der Satz: „Thu nichts Böses, so widerfährt dir nichts Böses“, ist so allgemein, dass er eben zur Verteidigung des Strafsystems überhaupt angeführt werden kann. Wenn aber von anderen Pädagogen darauf hingewiesen wird, ein- bis zweijährige Kinder hätten für moralische Strafe (Missbilligung) noch kein rechtes Verständnis, müssten daher körperlich gezüchtigt werden; ja nur physische Züchtigung könne im Menschen das Verständnis und die Empfänglichkeit für moralische Strafen wecken, — so gebe ich die psychologischen Voraussetzungen, nicht aber die Notwendigkeit des daraus gezogenen Schlusses zu. Muss denn durchaus gestraft werden? Kann sich nicht der Erzieher darauf beschränken, das Kind derart zu beaufsichtigen und zu beraten, dass es weder Schaden nimmt, noch Schaden anrichtet? Kann er, um verkehrte und schlechte Regungen des Kinderwillens zu bekämpfen, sich nicht damit begnügen, die Durchsetzung des verkehrten Willens einfach zu vereiteln, oder aber das Kind durch die natürlichen Konsequenzen seiner verkehrten Handlung von dieser abschrecken, also „durch Schaden klug“ werden lassen?

Volksschullehrer suchen die Prügelstrafe dadurch zu recht-

fertigen, dass sie auf die Verdorbenheit ihrer Zöglinge hinweisen; bei den Kindern armer, ungebildeter und roher Eltern, in deren Häuslichkeit der Prügel so recht heimisch sei, richte der Lehrer durch feine, geistige Erziehungsmittel nichts aus und könne seine „Autorität“ eben nur durch den Stock wahren. — Es ist dies ein Argument, mit dem man ebensowohl die Prügelstrafe Erwachsener verteidigen kann, — das mir denn in der That gerade mit dieser Tendenz entgegengehalten wurde von orientalischen Herrschaften und deutschen Gutsverwaltern, und welches natürlich auch damals nicht hinter dem Berge hielt, als Scharnhorst das Stock-Regime aus dem preussischen Heere entfernen wollte. Und doch ist die Welt da, wo dieses Regime fallen gelassen wurde, nicht rückwärts, sondern vorwärts gegangen! Welch eine „Logik“ liegt ferner in der erwähnten Befürwortung der Prügelstrafe! Man giebt zu, dass die Menschen durch den Stock verdorben seien, und will, um sie zur „Raison“ zu bringen, den Stock weiter handhaben! Heisst das nicht den Teufel durch Beelzebub vertreiben! „Nie soll man die körperliche Züchtigung anwenden. Die Prügelstrafe ist nur durch die Nachlässigkeit der Erzieher entstanden“, sagt Quintilian. Und ich füge hinzu: Auch zur Konservierung der Prügelstrafe trägt die Nachlässigkeit der Erzieher sehr viel bei; es ist ja so bequem, dem alten Schlendrian zu huldigen, so bequem, blosse Werkheiligkeit, äusserliche Erfolge, zu erstreben, so unbequem dagegen, das Martyrium pädagogischer Reformation auf sich zu nehmen und mit ungewohnten, mit reinen Mitteln zu arbeiten. Solche Mittel scheinen nur auf den ersten Anblick erfolglos. Aber aus eigener Erfahrung weiss ich, dass die Abschaffung des Schulstockes und die Beschränkung des Pädagogen auf feine, rein geistige Erziehungsmittel selbst bei Kindern, die an Prügel gewöhnt sind, den besten Erfolg hat. Als Sprecher und Lehrer der Freireligiösen Gemeinde zu Berlin unterrichtete ich etwa 500 Knaben und Mädchen, die grösstenteils die Volksschule besuchten und vielfach dort oder auch zu Hause die übeln Einflüsse der Rute in sich aufgenommen hatten. Meine Zög-

linge wussten, dass ich Züchtigungen durchaus verschmähe, hatten auch meine Gründe einigermassen begriffen, und waren mir deswegen herzlich zugethan. Und niemals sind im Unterrichte andere Störungen erfolgt, als harmlose Ausbrüche der Schwatzhaftigkeit und des kindlichen Übermutes. Allerdings wäre manch gestrenger Schulinspektor unzufrieden gewesen mit der Haltung meiner Schule und hätte die Donnerkeile seiner Autorität geschwungen, wenn er hier und dort ein munteres Wispern oder ein ungezwungenes Benehmen wahrnahm. Ich aber ziehe diesen Zustand jener knechtischen Atmosphäre, wie sie bei büttelhaften Schulmeistern waltet, weit vor und bin mir überdies bewusst, dass Unaufmerksamkeit, Trägheit und dergleichen „Unarten" wesentlich auf den schematischen, nicht für die Individualitäten berechneten Unterrichtsstoff, sowie auf den Lehrer selbst zurückzuführen sind, dem es nicht gelingt, das Interesse der Schüler zu wecken und zu fesseln.

Mir wird nun wohl eingewendet, dass sich diese Bedenken gegen die Prügelstrafe schliesslich auf jegliche Strafe und auch auf die Prämien ausdehnen lassen. Ich stimme dem völlig bei. In der That sehe ich in allen künstlichen Strafen und Belohnungen unreine Erziehungsmittel; denn sämtlich haben sie die Tendenz, an Stelle der natürlichen Charakteristik, d. h. des Leides und der Freude, welche aus der Handlung naturgemäss entspringen, fremde, von aussen willkürlich angeknüpfte, derbere und konkurrierende Gefühle zu setzen und sklavische Furcht wie sklavische Lohnsucht hervorzubringen.*)

*) In seiner „Erziehungsweisheit" zitiert Wilh. Maass: „Die ideale Menschenwürde verabscheut beides, Belohnung wie Strafe . . ."

„Eine Belohnung, selbst in ihrer leichtesten Form, dem blossen Ausdruck der Billigung, darf nie so erteilt werden, dass sie dem Kinde als Zweck erscheinen kann, für welchen das Rechtthun nur Mittel ist, sondern die ganze Zucht muss erkennen lassen, dass nicht das rechte Handeln an sich, sondern das Motiv zum Handeln sittlichen Wert hat." Nach Palmer.

„Sind Belohnungen auch eine angenehme Medizin, so sind sie doch eine Medizin und also schädlich, wenn das Kind gesund ist, — sie stören dann immer den natürlichen Entwicklungsgang." Zerrenner.

Um das zu erklären, mache ich Gebrauch von J. G. Vogts Begriff der „empirischen Korrektur“. Dieser Denker sagt*): „Der wirkliche wahre Träger alles menschlichen Kulturlebens und der unerschütterliche Grundpfeiler alles Fortschrittes ist das Prinzip der empirischen Korrektur. Dieses Prinzip hat den Menschen aus seinem Urzustande heraus und durch alle Kulturstufen hindurchgeführt, es ist sein einziger und ausschliesslicher Lehrmeister gewesen und wird es für alle Zeiten bleiben. Wir . . . wissen, dass seine Wirkung eine unfehlbare ist. Das Kind mit dem verbrannten Finger ist das einfachste, greifbarste und doch zugleich allgemeingültigste Schema dieses Prinzipes.“ Das Prinzip der empirischen Korrektur ist es also, was das Sprüchwort „Durch Schaden wird man klug“ meint, und was der allgemein anerkannte Satz „Eigne Erfahrung macht weise“ bedeutet. Indessen bemerkt J. G. Vogt mit Recht, dass neben der empirischen Korrektur, neben der eigenen Erfahrung, auch die erzieherische Korrektur, die mitgeteilte Erfahrung von hohem Kulturwerte ist.

„Durch die Sprache . . . liessen sich die empirischen Korrekturen, die der einzelne Mensch erfahren, dem gesamten gesellschaftlichen Verband mitteilen und in einem allgemeinen Gedächtnis fixieren, in dem sie nach dem Tode des Einzelnen nicht verloren gingen. Die Eltern konnten sie in erster Linie für die Kinder verwerten und so wurden die empirischen Korrekturen zu erzieherischen Korrekturen.“ So weit bin ich mit dem Verfasser einverstanden. Ich weiche aber von ihm ab, wenn er sagt:

„Die erzieherische Korrektur wird stets zuerst angewandt,

„Geschenke müssen nicht Lohn oder Belohnung genannt werden, sondern unter dem Namen eines Andenkens gegeben werden, wenn sie nicht mehr schaden als nützen sollen.“ Overberg.

„Je mehr sich die Kinder frei glauben, je weniger also die Freiheit ihrer Anstrengungen in Worten und Handlungen durch eine Menge von Geboten und Gesetzen eingeschränkt wird, desto früher entwickelt sich in ihnen ein sittlicher Charakter.“ Niemeyer.

*) In der „Menschwerdung“.

wirkt sie nicht, so wiederholt sich die empirische Korrektur in Form von Strafe". Die Strafe ist keine „Wiederholung" der empirischen Korrektur, sondern ein verfehlter Versuch, die empirische Korrektur zu ersetzen. Zur Erläuterung nehme ich das Beispiel vom Kinde, das bestimmt werden soll, mit Feuer vorsichtig umzugehen. Das reine Erziehungsmittel besteht nach meiner Meinung darin, dass man durch Demonstration und Abstraktion das Kind über die Natur des Feuers belehrt und, falls diese „erzieherische Korrektur" ihren Zweck nicht erreicht, es „durch Schaden", durch den „verbrannten Finger" klug werden lässt. Um grösseres Unheil zu verhüten, mag man darauf halten, dass das Kind nicht ohne Aufsicht mit dem Feuer spielen kann. Der verbrannte Finger nun repräsentiert eine Belehrung von solcher Gründlichkeit, wie sie keine Strafe zu erreichen vermag! Denn die Strafe -- desgleichen die Belohnung — belehrt den Zögling nicht im Geringsten über die natürlichen Folgen seiner Handlung, bringt ihm vielmehr nur eine künstliche, willkürlich hinzugefügte Folge zum Bewusstsein, und zwar nicht einmal eine Folge der Handlung selbst, sondern ihrer blossen Entdeckung oder Angeblichkeit. Doch ich mag mich nicht wiederholen; ich habe ja an der Prügelstrafe eine Reihe von Übelständen festgestellt, die man an den Strafen (und in entsprechender Umgestaltung an den Belohnungen) überhaupt beobachten kann.

Wie auf dem Gebiete der Sittlichkeit, so sind auch auf dem Gebiete des Unterrichts Strafe und Belohnung unreine Mittel. Sie gewöhnen den Schüler daran, nicht aus freier Neigung zu lernen, sondern aus Lohnsucht und Furcht. Unsachlichkeit ist die Folge davon. Treffend bemerkt Paul Rée*) „Die Lektüre der Klassiker wird von den Meisten nicht als Genuss empfunden, sondern als langweilige Arbeit, mit der sie fertig zu werden suchen. Sie lesen jene, um soviel zu lernen, als jeder gebildete Mensch kennen muss, wenn er nicht gering geschätzt werden will. Diese Unsachlichkeit wird durch unsere

*) Der Ursprung der moralischen Empfindungen. Chemnitz, 1877.

Schulen (d. i. durch Marteranstalten, in denen geistlose, mit Einzelkenntnissen ausgestopfte Lehrer uns die Freude an allem Geistigen verleiden) möglichst kultiviert. Der Schüler lernt aus Furcht vor Strafe oder in der Hoffnung, andere zu übertreffen, und so gewöhnt er sich daran, keine Erkenntnis mit sachlichem Interesse aufzunehmen.“ Kein Wunder, dass aus solcher Pädagogik Leute hervorgehen, die in ihrem Berufe unsachlich sind, d. h. wesentlich der äusseren Vorteile halber, die er bietet, ihm obliegen.

„Indessen wie soll ein Gewissen entstehen können in Zöglingen, die nicht bestraft, nicht belohnt werden?“ — Allerdings, ein Gewissen wird nicht entstehen; das böse, warnende oder reuige, sowie das gute, auffordernde oder befriedigte Gewissen ist ja nichts anderes, als die Nachwirkung von Strafen und Belohnungen. Aber ich schätze auch das Gewissen gering, sehe in ihm eine niedrige Stufe der Sittlichkeit. Der freie Vernunftmensch ist gewissenlos. Wer sich entsetzt ob dieser Ketzerei, möge sich einstweilen selber die Frage beantworten, ob nicht schon die autoritäre, warumlose und herrische Form des Gewissens — „Du sollst!“ — der Vernunft und Freiheit zuwider ist.

Schliesslich wendet mir wohl mancher Schulmann ein, dass meine freiheitliche Pädagogik zwar da am Platze sein möge, wo es sich um angenehme Leistungen, um einen Lehrstoff handle, welcher der Neigung und dem Verständnis des Zöglings angemessen ist, dass aber meine „reinen Mittel“ unzulänglich seien, angesichts jener Fülle uninteressanten Gedächtniskrams, welchen die Schulprogramme doch vorschreiben. — Ja freilich! Und hier zeigt sich abermals die Wahrheit: „Das eben ist der Fluch der bösen That, dass sie fortzeugend Böses muss gebären.“ Die Erziehung zur Vernunft und Freiheit ist allerdings mit unseren Schulen, ihren Pensen und Programmen nicht gut vereinbar. Denn die Gelahrtheit, welche par ordre de Mufti eingetrichtert wird, entspricht grösstenteils nicht dem geistigen Appetit der Schüler, den Bedürfnissen ihrer Geistesentwickelung, bedeutet also eine Vergewaltigung der Freiheit

und Vernunft. „Der geistige Magen des Kindes, sagt A. von Humboldt, kann viel vertragen; allein zu dem, was man heutzutage der Jugend zumutet, gehört ein wahrer Straussenmagen.“ Und mit Recht klagt Hermann J. Meyer unsere Schulen der Konkurrenz an, weil sie nichts als zweibeinige Encyklopädien herausgebe. Und darum mögen — die Schulprogramme fallen, darum thut überhaupt eine Revolution des gesamten Unterrichtswesens not. Dass die Schulmänner Beamte, Untergebene einer Centralleitung sind, ist nachgerade unheilvoll geworden. Denn dieser entwickelte Centralismus macht dem Lehrer sowohl eine freie Bethätigung der eigenen Individualität als auch ein Eingehen auf die Eigenarten der Zöglinge, ein zwangloses, dem gegebenen Falle angemessenes Auswählen und Gestalten des Lehrstoffes fast zur Unmöglichkeit. Die Schulprogramme sind nicht Anregungen, sondern grossenteils verwüstende Schablonen. Und die Examina prüfen nicht, ob die Schüler reif, sondern ob sie gleich gemacht sind, ob sie in die vorgeschriebenen Formen und Normen soldatisch hineinpassen. Endlich bedeuten Programme und Examina — welcher Lehrer, welcher Schüler hätte das nicht empfunden? — Folterwerkzeuge, welche Angst und sklavische Gesinnungen verbreiten.

„Aber der Schulzwang, die allgemeine Schulpflicht, sind die etwa auch unvereinbar mit Freiheit und Vernunft?“ — Allerdings, und wo dieser Zwang empfunden wird, — er wird glücklicherweise nicht allenthalben und nicht stets empfunden — da erzielt der Lehrer in der That wenig gute Früchte, wohl aber viel Unkraut. Ich leugne nicht, dass bei den realen Verhältnissen unseres sozialen Lebens der Schulzwang allein imstande ist, ein gewisses Mass von Bildung zum Allgemeingut des Volkes zu machen. In der That würden die ländlichen und städtischen Arbeiter, überhaupt die notleidenden

*) „Alumneen und ähnliche Anstalten verkümmern die Freiheit um der Ordnung willen, und sie können auch nicht anders, denn sowie 30 oder 40 junge Leute beisammen leben, muss Kasernenzucht eintreten. Dies ist aber für das junge Gemüt kein natürlicher Zustand.“ v. Nägelsbach (siehe Maass „Erziehungsweisheit“.)

Volksgenossen — und sie bilden ja die grosse Mehrheit — wohl lieber ihre Kinder zum unmittelbaren Broterwerb als zum Lesen und Schreiben anhalten. Aber woran liegt das? Eben am wirtschaftlichen Notstand! So zieht ein Übel das andere nach sich; „das eben ist der Fluch . . .“

Die ganze Schule mit ihren Strafen und Drohungen, ihren Pensen, Aufgaben und Prüfungen, ihrem „Versetzen“ und „Sitzenbleiben“, ihrer Bureaukratie, Autorität, Zucht und strengen Ordnung erscheint mir als ein unreines Mittel zur Heranbildung freier Vernunftmenschen, und ich bin der Meinung, dass eine völlig zwanglose Unterweisung der Jugend sehr wohl möglich ist. Die Jugend hat von Natur reichlich genug Trieb, zu lernen und zu begreifen, was ihr Interesse weckt. Um nun das Interesse für den gesellschaftlich notwendigen Fond von Bildung, die sogenannte „allgemeine Bildung“ zu wecken, genügen die geistigen Anregungen, welche von der Volkswirtschaft, Technik, Wissenschaft, Kunst, überhaupt der ganzen Konstitution des Gesellschaftskörpers unmittelbar ausgehen. Interessiert sich aber ein junger Mensch von nur gewöhnlichen Fähigkeiten für irgend ein Problem, und hat er Gelegenheit, sich durch Fragen, Diskutieren, Lesen und zwanglosen Besuch von Vorträgen hierüber zu unterrichten, so wird er dies mit einem Erfolge thun, den kein Zwangsmittel zu erreichen vermag. Auch zur Erzielung spezialistischen Wissens, Forschens und Arbeitens bedarf es keines Zwanges. Denn sobald individuelle Neigungen und Erfahrungen ein spezialistisches Interesse geweckt haben, wird der Interessent gerade vermöge seines freien Interesses seine spezialistischen Fähigkeiten in denkbar bester Weise entwickeln, wofern ihm nur die Bildungsmittel zu Gebote stehen.

Um dem Vorwurf, ich negiere einseitig, zu begegnen, will ich wenigstens in knappen Umrissen mein Erziehungsideal „positiv“ schildern. Ein „reines Mittel“ wäre die folgendermassen skizzierte Pädagogik: Die Erwachsenen suchen im Verkehr mit der Jugend diese auf sokratische Art zum Lernen und Begreifen sowie zur Übung all ihrer Fähigkeiten anzuregen. Allerlei

Museen, Theater und öffentliche Werkstätten, Spaziergänge und Reisen erteilen einen Anschauungsunterricht. Grossartige Bibliotheken und Lesezimmer bieten unentgeltliche Lektüre jeder Art. Ähnlich wie auf unseren Universitäten, d. h. ohne obligatorisch zu sein, werden Vorträge gehalten und wissenschaftliche Übungen theoretischer wie praktischer Art veranstaltet. Um die Pädagogen bilden sich zwanglos Gruppen von Zöglingen, und im Zusammensein dieser Menschen waltet die zarteste Höflichkeit, die feinste Rücksichtnahme, zu der sich in vielen Fällen innige Freundschaft gesellen wird. Aus freien Stücken bilden die Zöglinge allerlei Studienvereine, in denen diskutiert und gemeinschaftlich gearbeitet wird.*)

Um mein Erziehungsideal zu illustrieren, zitiere ich die pädagogischen Gedanken, welche der englische Dichter William Morris in seinem utopischen Roman „Nachrichten von Nirgendwo oder Eine Epoche der Ruhe“ niedergelegt hat (und zwar nach dem Referat, das Georg von Gizycki in der „Sonntagsbeilage Nr. 8 zur Vossischen Zeitung 1892“ giebt). Dick, ein Glied der Kulturgesellschaft etwa des zweiundzwanzigsten Jahrhunderts, führt seinen „Gast“ aus unserer Zeit spazieren.

„In einem Walde, durch welchen sie kamen, trafen sie viele Kinder von sechs bis siebzehn Jahren, die dem Gaste als besonders schöne Exemplare ihrer Gattung erschienen. Sie vergnügten sich in der mannigfachsten Weise, und der Erfolg zeigte sich in ihrer blühenden Gesundheit. Sie waren zum Teil von weither für einige Sommerwochen truppweise dorthin gewandert und führten nun in der That mit ihren Zelten ein freies Leben. Früh gewöhnten sie sich so an Selbständigkeit und wurden mit dem Leben und Weben der Natur innig vertraut. Als der Gast die Schule erwähnte, machte Dick ein erstauntes Gesicht, und es stellte sich heraus, dass die Kinder eine eigentliche Schule in unserem Sinne überhaupt nicht besuchten. „Aber ich kann

*) Ausgezeichnete Ratschläge zur Reform des Unterrichts, hauptsächlich in Bezug auf den Lehrstoff und die Lehrmethode, enthält das bereits erwähnte Buch „Die natürliche Erziehung“ von Dr. Ewald Haufe.

Ihnen versichern," sagte Dick, „unsere Kinder lernen, ob sie nun einen „systematischen Unterricht" haben oder nicht. Sie werden keins von diesen Kindern hier finden, Knabe oder Mädchen, welches nicht schwimmen kann, und jedes ist gewöhnt, sich auf den kleinen Waldponys umher zu tummeln. Alle können hier kochen, die grösseren Burschen können mähen, viele können Strohdächer machen und seltsame Zimmermannsarbeiten verrichten, oder sie verstehen sich auf das Ladengeschäft. Ich sage Ihnen, sie können eine Menge Dinge."

„Ja, aber die Geistesbildung!" entgegnete der Gast. Dick setzte ihm auseinander, dass alle jene Künste die Geistesthätigkeit anregen. Was aber das Lernen aus Büchern anbetreffe, so sei das eine sehr einfache Sache. Die Kinder sehen Bücher umherliegen und bringen es meistens mit vier Jahren dahin, darin lesen zu können. Allzu frühes Schreiben ermutige man nicht, weil das an hässliches Gekritzel gewöhne und man auf eine schöne Handschrift Wert lege. Französisch und etwas später Deutsch lernen sie alle schon in den frühesten Jahren, weil ihre Eltern diese Sprachen können, auch die ausländischen Gäste oft ihre Kinder mitbringen. Die meisten erwerben auch eine Kenntnis des Lateinischen und Griechischen. Die Geschichte lernen die, welche ein Interesse dafür haben, aus Büchern; leicht finden sie jemanden, der ihnen die besten angiebt und ihnen erklärt, was sie nicht verstehen. Vor dem vierzehnten Jahre pflegen sie nicht viel zu lesen, und frühzeitiges Studieren werde nicht ermutigt. Manche treiben Mathematik und Naturwissenschaften. Keinen zwinge man, sich mit etwas abzugeben, wozu er keine Neigung hat; daraus käme nichts Erspriessliches. Die Kinder ahmen meist die Erwachsenen nach, und wenn sie sehen, dass die meisten Menschen um sie her sich mit wirklich unterhaltender Arbeit beschäftigen, wie Hausbau, Strassenpflastern, Gartenpflege u. dgl., so ist es dieses, was sie gern thun wollen."

Um wahrhaft frei und vernünftig zu sein, muss der Jugendunterricht sich über alle Wissensgebiete und alle Fragen verbreiten, für welche der Zögling Interesse hat. Und mit völliger Offenheit muss selbst über solche Angelegenheiten verhandelt werden, die der heutigen Pädagogik heikel gelten, z. B. über sexuelle Fragen. Unsere übliche Methode, dem forschenden Kindergeist Flausen vorzumachen oder die Antwort zu verweigern oder den wahren Sachverhalt zu vertuschen, ist ein unreines Mittel. Hierdurch wird jedenfalls der Zögling in sexueller Unwissenheit gehalten, und die ist um so gefährlicher, als die frühen Regungen der Pubertät das sexuelle Problem aktuell machen.*) Ferner bewirkt die Vertuschungsmethode, dass der Zögling misstrauisch gegen seine Erzieher wird und nunmehr auch seinerseits nicht mehr offen ist. Es kann ja kaum ausbleiben, dass der Mensch noch in unreifem Alter aus seiner Lektüre, aus dunklen Andeutungen Erwachsener und aus nachdenklichen Beobachtungen sich wenigstens ein halbes Bild von den wichtigsten Thatsachen des Geschlechtslebens bildet. Haben ihm nun die Eltern dummes Zeug vorgeredet, überhaupt gezeigt, dass sie etwas geheim halten wollen, und noch dazu Thatsachen, die ganz natürliche und reine sind, mit der bekannten, halb christlich asketischen halb lüsternen Verschämtheit in Verbindung gebracht, — nun so entzieht ihnen konsequenterweise das Kind sein Vertrauen, zumal in sexuellen Angelegenheiten, um desto mehr Vertrauen seinen Altersgenossen zu schenken. Zu welch rohen Darstellungen und lüsternen Phantastereien aber diese internen Verhandlungen**) der unreifen Jugend führen, wird wohl jeder Erwachsene aus eigener Erfahrung wissen. Auch dürfte er in seiner Erfahrung Material finden, welches zeigt, wie die grosse Verbreitung sexueller Verirrungen und Reizmittel, überhaupt

*) Das Unheil solcher Unwissenheit und überhaupt die ganze Misère unserer geschlechtlichen Erziehung behandelt mit bittrer Satire Fr. Wedekind in seiner Kindertragödie „Frühlings Erwachen“ (Zürich 1892).

**) Lebenswahr, obwohl nicht mit dem ganzen Umfang ihrer unheilvollen Wirkungen, schildert sie Arne Garborg in seinem grossartigen Roman „Bei Mama“ (S. Fischers Verlag).

„unreiner Mittel“ zur geschlechtlichen Befriedigung, zusammenhängt mit dem Mangel an einer wahrhaftigen, ruhig ernsten sexuellen Pädagogik.*) Würden die Eltern das unumschränkte

---

*) Um die sexuelle Pädagogik, welche ich meinen Zöglingen (den Kindern der Freireligiösen Gemeinde zu Berlin) angedeihen liess, zu charakterisieren, zitiere ich mit einigen Änderungen ein Kapitel meines Lehrbuches für den Jugendunterricht freier Gemeinden, (Berlin 1892 bei Rubenow):

Fortpflanzung. Die lebenden Wesen haben (im Zustande der Gesundheit und Reife) die Fähigkeit (entweder allein oder im Verein mit einem andern gleichartigen Wesen), neue Wesen (Nachkommen) zu erzeugen. Die Ausübung dieser Fähigkeit nennt man Zeugung oder Fortpflanzung. Das Wort „Fortpflanzung“ leitet sich her von dem Worte „Pflanze“. In der That beruht die Fortpflanzung der Tiere und somit auch der Menschen auf ziemlich denselben Vorgängen, wie die der Pflanzen. Um uns die Fortpflanzung klar zu machen, lasst uns überlegen, woher beispielsweise der Apfelbaum stammt, der im Frühling so lieblich blüht und im Herbste so köstliche Früchte spendet. Dieser Baum war vor einer Reihe von Jahren ein kleines Reis, ein schwaches Pflänzchen, und dies Pflänzchen ist dem Apfelkern, der in die ernährende Erde geriet, entsprossen. Der Apfelkern aber stammt, als Teil eines Apfels, von einem anderen Apfelbaum. Wie aber hat dieser Baum den Apfel erzeugt? Ihr wisst, der Apfel entsteht aus der Blüte. Die Blüte enthält verschiedene Teile, (Kelch, Blumenblätter, Staubgefässe, Griffel), welche sämtlich (mehr oder minder) zur Zeugung der Frucht beigetragen. Die eigentliche Zeugung wird nun dadurch ausgeführt, dass der Blütenstaub von den Staubgefässen in den Griffel gerät. Hier bildet sich alsdann der erste Ansatz zur Frucht. Und diese Frucht wird grösser, weil sie, als Teil des Baumes, durch dessen Ernährungsorgane (Wurzeln und Blätter) eine Zufuhr von Stoffen erhält. Da hier zur Zeugung zwei verschiedene Teile (ein Paar), die sich mit einander verbinden, notwendig sind, und da auch zur Zeugung des Menschen ein Paar von verschiedenen (männlichem und weiblichem) Geschlecht gehört, so kann man an der Apfelblüte männliche und weibliche Geschlechtsteile unterscheiden. Es giebt aber auch Pflanzen, deren Blüten nicht beide Geschlechtsteile, sondern nur einen derselben besitzen; beispielsweise haben die Weide und die Dattelpalme teils Blüten, welche völlig männlich, teils solche, welche völlig weiblich sind. Wenn nun der Blütenstaub der männlichen Dattelblüte in die weibliche Dattelblüte hineingelangt (was durch Wind, Insekten oder Menschenhand herbeigeführt werden kann), so entsteht in und aus der weiblichen Blüte die Dattelfrucht. In ähnlicher Weise entsteht durch die liebevolle Verbindung von Mann und Weib ein neuer Mensch, das Kind, im Körper des Weibes (der Mutter). So lange das Kind noch ein Teil der Mutter ist, lebt es ohne

Vertrauen ihrer Kinder besitzen, so wären sie im stande die ganze geschlechtliche Entwickelung des Kindes zu beaufsichtigen, zu beraten und zum Guten zu leiten. Wie lange noch wird sich die Masse der Erzieher dieser Einsicht und der entsprechenden Praxis verschliessen? So lange die Moral der Verhüllung am Ruder bleibt! Diese ewig keusche Verhüllung ist ein unreines Mittel, insofern sie die berührten Missstände erzeugt. Möchte nur etwas klassische Nacktheit, nur etwas altgriechische Naivetät und Ungeniertheit in unser Leben, auch in das öffentliche, übergehen!*)

Bewusstsein, gleich einer Pflanze, und wird dadurch ernährt und zum Wachsen gebracht, dass der Mutter Blut durch seine Adern fliesst. Nachdem sich das Kind etwa 9 Monate in diesem Zustande befunden hat, ist es so entwickelt, dass es sich von der Mutter trennen kann. Indem dies geschieht, empfindet die Mutter Schmerzen und gerät sogar oft in Todesgefahr. Ist das Kind geboren, so wird es anfangs durch die Milch der eigenen Mutter oder eines Tieres ernährt, bis es andere Speisen verträgt. Die Fortpflanzung des Menschen verdient, von euch Kindern, wie überhaupt von jedem, mit Ernst und Wahrheitsliebe betrachtet zu werden. Es ist sehr bedauerlich, dass man anderwärts eure Altersgenossen über diesen wichtigen Vorgang nicht aufklärt. Der Fortpflanzung brauchen wir uns fürwahr nicht zu schämen, denn sie ist etwas ganz Natürliches, entspringt aus dem edlen Gefühl der Liebe, beglückt Eltern und Geschwister und erhält die Menschheit. Wenn man euch hierüber nicht aufklären würde, kämt ihr leicht in Gefahr, euch allerlei dumme und rohe Vorstellungen zu machen. Es geziemt sich durchaus nicht, rohe Scherze zu machen über einen Vorgang, dem ihr euer Leben verdankt, der aus der Liebe eurer Eltern entsprang und eurer guten Mutter so viel Schmerzen bereitet hat. Wer diese Aufklärung ins Gemeine zieht, der ist noch ein unreifes, unerzogenes Kind. Stolz könnt ihr darauf sein, dass ihr die Wahrheit kennt, und ihr sollte andere Kinder, die euch gemeine Darstellungen geben, abweisen und über das wahre Wesen der Fortpflanzung, sowie den Ernst der Sache belehren.

*) Wenn man diesen Wunsch dadurch ad absurdum zu führen sucht, dass man auf die Päderastie der Griechen verweist, so erwidere ich: Wie die Forschungen Krafft-Ebings beweisen, ist die sexuelle Entartung vielfach angeboren und krankhaft. Der angeborene Sexualtrieb aber findet ebensoviel, wenn nicht gar noch mehr, Anreizung in der christlich-asketischen Verhüllung wie in der klassischen Nudität. Und was die erst erworbene sexuelle Entartung betrifft, so scheint sie mir hauptsächlich aus der Unterdrückung des normalen Geschlechtslebens und eher aus den Anreizungen der

Die Verkettung und Fortpflanzung des Bösen hat überhaupt, wie für alle Lebensgebiete, so auch für die Jugenderziehung eine hohe Bedeutung. Jedes Gebrechen der Gesellschaft, im sanitären, wirtschaftlichen, politischen, religiösen und moralischen Leben, hat im Erziehungswesen ein entsprechendes Gebrechen zur Folge. Beispielsweise wird ein Volk, welches von der „Obrigkeit" „regiert", d. h. nicht durch Vernunftgründe, sondern durch Zwangsmittel bestimmt wird, solche Regierung auch auf die Jugend ausdehnen; wird es von der Knute beherrscht, so wird es auch den Kindern die Knute geben; wird von ihm unbedingte Unterwürfigkeit, Unterordnung des Individuums gefordert, so wird sein pädagogisches Ideal in peinlich „artigen", bei Leibe nicht eigensinnigen, vor allem „gehorsamen" Unterthanen bestehen:*) lernt es im Kriege Menschen brutalisieren, so wird auch die junge Generation brutal; hat es Respekt vor einem „strengen, eifrigen Gott", vor Himmel und Fegefeuer, so wird auch die Jugend sich hauptsächlich durch Strafen und Prämien bestimmen lassen; basiert es seine Sittlichkeit auf göttliche oder menschliche Autorität, nicht aber auf freie Neigung und vernünftige Überzeugung, so spielt auch in der sittlichen Entwickelung der Jugend das herrische, vernunftlose „Du sollst" die grösste Rolle . . . Fürwahr, die Sünden der Väter werden heimgesucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied — durch die Logik der Thatsachen, der Weltgeschichte, – die ja das „Weltgericht" ist.

Verhüllung zu entspringen, als aus einer Nudität, die naiv und alltäglich ist. Übrigens ist es noch fraglich, ob man Recht hat, dem altgriechischen Geschlechtsleben eine grössere Entartung vorzuwerfen, als dem modernen. Man sollte doch bedenken, dass die Griechen ziemlich ungeniert das offenbarten, was heutzutage Moral und Strafrecht durch strengste Verpönung versteckt halten.

*) Denn die Regierungen und ihre Helfershelfer kalkulieren mit Luther: „Wo in Häusern Gehorsam nicht gehalten wird, wird man es nimmermehr dahin bringen, dass eine ganze Stadt, Land, Fürstentum oder Königreich wohl regieret werde; denn da ist das rechte Regiment, davon einen Ursprung haben alle anderen Regimente und Herrschaften. Wo nun die Wurzel nicht gut ist, da kann weder Stamm, noch gute Frucht folgen".

8. Absolute Gewaltlosigkeit.

> Unter allen Arten des Despotismus ist der der doktrinären oder inspirirten Gläubigen der schlimmste. Sie sind in solchem Grade eifersüchtig auf den Ruhm ihres Gottes und den Triumph ihrer Idee, dass sie kein Herz behalten für die Freiheit und Würde, noch die Leiden der lebenden, wirklichen Menschen . . . Wissenschaftliche Abstraktion ist ihr Gott, die Individuen sind ihre Opfer, sie selbst die Hohenpriester.
>
> Bakunin *)

Der Titel „Befreiung durch das reine Mittel“ und besonders meine Kritik des Schwertes und der Rute möchte hier und dort die Meinung hervorrufen, ich sei ein Propagandist der absoluten Gewaltlosigkeit.**)

Indessen liegt es mir fern, absolute Grundsätze aufzustellen; ja ich halte derartige Moral-Dogmen für unvereinbar mit Freiheit und Vernunft. Meine kritischen Gedanken sind nichts anderes, als Betrachtungen, die ich unter dem individuellen Gesichtspunkt „meines Zieles“ an einem begrenzten

*) „Dieu et l'état“. — Deutsch bei John Müller New-York 167 William Street — Ein deutscher Auszug kann auch durch den Verlag des „Sozialist“ (Berlin S. Alte Jakobstr. 91) bezogen werden.

**) So vermutete die „Société Nouvelle“, ich sei ein Anarchist von ähnlichen Ideen, wie Leo Tolstoi; und die sensationslüsterne Phantasie eines Pariser Reporters, der possierlicherweise als ein Historiker des Sozialismus gilt, macht mich gar zum Gründer einer anarchistischen Kolonie im Sinne Tolstois.

Material gemacht habe. Ich weiss, dass andere Individuen vielfach anders werten und andere Lebenserfahrungen aufweisen. Ich weiss, dass meine Neigungen vom allgemeinen Flusse der Dinge bespült werden, dass jeder Tag neue Erfahrungen, neue Kombinationen von Verhältnissen, also auch neue Probleme bietet, dass es folglich eine Vermessenheit, eine Hyperbel wäre, wollte ich die bis Dato aufgenommenen Erfahrungen verallgemeinern zu absoluten Giltigkeiten.

Dennoch besteht ein Zusammenhang zwischen der Lehre Tolstois und dieser Philosophie. Tolstois absolute Gewaltlosigkeit ist nämlich eine Theorie, deren gestaltende Kraft nichts anderes ist, als die Philosophie des reinen Mittels, die sich ja, wie wir bereits an einigen Beispielen gesehen haben, auf verschiedenen Lebensgebieten in einer Weise bethätigt, dass man sie wohl als eine „Bewegung", als eine Zeitströmung bezeichnen darf.

Wendet man ein, Tolstois Ethik sei insofern unmodern, als sie die alten Sittenlehren Buddhas*) und Jesu bloss wiederhole, so entgegne ich: Die Triebfedern dieser Wiederholung liegen aber in Tolstois Persönlichkeit, und diese wurzelt in einem modernen Milieu; nicht die Autorität Jesu, sondern die eigene Erfahrung, das eigene Gemüts- und Gedankenleben ist es, was Tolstoi zur Ethik des „Widerstrebe nicht dem Übel" gebracht hat. Das moderne Leben, insbesondere das Treiben in den Regionen des Reichtums, der Aristokratie, der Bildung, erweckte in ihm, als er auf der Schwelle des Greisenalters stand, plötzlich einen grausigen Überdruss, jenes salomonische Bewusstsein „Alles eitel!" Er fühlt seitdem, dass er seinem Leben, um es fürder ertragen zu können, einen andern, einen vernünftigen Sinn geben muss. Im Streben für das kleine, enge Ich scheint ihm dies vernünftige, „wahre Leben" nicht liegen zu können, da ja der Tod den Gegenstand der

*) Buddha sagt z. B.: „Er hat mich mit Schmähungen überhäuft, hat mir Gewalt angethan, hat mich besiegt, beraubt! — wer immer so denkt, dessen Zorn kommt nicht zur Ruhe; denn nie wird Zorn durch Zorn gestillt, sondern durch Versöhnlichkeit — das ist ewiges Gesetz."

egoistischen Bemühung zerstört. „Um vernünftig zu leben, muss man so leben, dass der Tod das Leben nicht zerstören kann.“ „Das wahre Leben ist nur dasjenige, welches das vergangene Leben fortsetzt und zum Heile des gegenwärtigen und des zukünftigen Lebens beiträgt.“ „Für sich allein leben ist unvernünftig. Und deshalb, seit es Menschen giebt, suchen sie den Zweck ihres Lebens ausser sich selbst; sie leben für ihre Kinder, für die Familie, für das Volk, für die Menschheit, — für alles, was nicht mit dem persönlichen Leben stirbt.“ Da nun Tolstoi das Heil der Menschheit in allgemeiner Liebe, Friedfertigkeit, absoluter Gewaltlosigkeit, kurz im Christentum (im echten Sinne des Wortes) sieht, ist ihm das wahrhaft vernünftige, das „ewige“ Leben nichts anderes als die Beherzigung, Bethätigung der grossen ethischen Wahrheit Jesu Christi. „Ob ich mehr Verdruss haben, ob ich früher sterben werde, wenn ich Christi Lehre befolge, das schreckt mich nicht, das kann nur für denjenigen schrecklich sein, der nicht sieht, wie sinnlos und verderblich sein persönliches, einzelnes Leben ist, und der sich einbildet, dass er „nicht sterben“ wird. Ich aber weiss, dass mein Leben um eines persönlichen, einzelnen Glückes willen die grösste Thorheit ist, und dass ich nach diesem zwecklosen Leben ganz gewiss nur einen zwecklosen Tod haben werde. Und deshalb habe ich nichts zu fürchten. Ich werde ebenso sterben, wie alle, ebenso wie diejenigen, die Christi Lehre nicht erfüllen; aber mein Leben und mein Tod werden einen Sinn haben, für mich sowohl wie für alle. Mein Leben und mein Tod werden zur Errettung und zum Leben anderer beitragen ... Erfüllten alle Menschen die Lehre Christi, so würde Gottes Reich auf Erden sein; erfülle ich sie allein, so thue ich das Beste für alle und für mich.“ Tolstois Ziel ist also eine gewisse Harmonie der Menschheit; unter diesem Gesichtspunkte wendet er nun die Philosophie des reinen Mittels an, zur Reinigung seines persönlichen Lebens; und das Ergebnis ist: Thu' alles von dir, was dieses Ziel verletzt!

Doch ich möchte zunächst zu diesem Ziele Tolstois Stellung nehmen. Wie über den Geschmack, so lässt sich über

das Gefühl nicht streiten; Neigungen und Abneigungen beruhen eben nicht, wie die Gedanken, auf Gründen, die man hinweg disputieren kann. Ein Streit über individuelles Fühlen hat nur insofern Sinn, als er die Folgen, die sich aus diesem Fühlen ergeben, oder die Mittel, die zu ihm führen, betrifft. Wenn also Tolstoi lediglich noch in der Thätigkeit eines Heilandes der Menschheit sich wohl fühlt, so kann ich das verstehen und betrachte dieses Ziel als eine Thatsache, die erhaben über allen Streit ist, — es sei denn, dass über die hieraus sich ergebenden Folgen oder über die hierzu führenden Wege diskutiert werden soll. Wenn aber Tolstoi sein neues Wirken das „wahre", das einzig wertvolle und vernünftige Leben nennt, so verfällt er eben in den Fehler der Normalisierung, den ich zu vermeiden suche. Solchen Aufdringlichkeiten gegenüber wehrt man sich seiner Haut, seiner Individualität, und ist geneigt, Tolstois „wahres", „ewiges", „vernünftiges" Leben mit den Stirnerschen Spottworten „Spuk" und „Sparren" zu titulieren.

Und nun werfen wir einen Blick auf die Folgen, die sich aus dem Ziele ergeben. Da ist es denn zweifellos, dass dessen rein altruistischer Charakter leicht die persönliche Wohlfahrt, wie man sie gewöhnlich versteht, also Leben, Gesundheit und allerlei Genüsse, schmälern kann. Tolstoi ist indessen auf solche Folgen gefasst, er schreckt nicht vor Armut, schwerer Körperarbeit, Umgang mit den Elenden, Verfolgung, Krankheit und Tod zurück; denn die Seligkeit des Bewusstseins, das wahre Leben zu haben, geht ihm über alles. In dieser Weise aber gelangt er zu einer Geringschätzung des individuellen Daseins. Wie wir an Beispielen, die ich sogleich zitiere, sehen werden, liegt ihm gar nichts daran, ob er sein Leben alsbald oder spät verliert, ob seine Kinder, oder sonstige Menschen, von einem frühen Tode hingerafft werden. Hierin aber liegt eine Inkonsequenz. Denn was ihn veranlasst, die Arbeit für der Menschheit Harmonie so überschwänglich hoch zu schätzen, ist gerade das Glück, welches hieraus der Menschheit erwächst. Das allgemeine Glück aber setzt sich zusammen

aus dem Glück der Einzelwesen. Wie kann dann Tolstoi das Glück der Einzelwesen so wegwerfend behandeln? Nach Analogie des Sprüchwortes „Wer den Pfennig nicht ehrt, ist den Thaler nicht wert', möchte ich sagen: Wem es auf das Leben eines Kindes so wenig ankommt, der ist kein Heiland der Menschheit, der dient nicht den lebendigen Menschen, vielmehr einem öden Abstraktum „Menschheit", oder „Sittlichkeit" und bringt diesem Idol, diesem Götzen lebendige Menschen zum Opfer. Aus diesem Fehler, oder — so kann ich auch sagen — aus dem Umstande, dass er die Sittlichkeit, die doch nur als Mittel zur Beglückung der Menschen Wert hat, zum „Selbstzweck" macht, — hieraus entspringen manche Wunderlichkeiten seiner Ethik.

Tolstois Ethik ist eine Wiedererweckung der urchristlichen Ethik. Ich schreibe ihm das Verdienst zu, den wahrscheinlichen Sinn der Sittenlehre Jesu, die von der christlichen Kirche entstellt worden ist, erschlossen zu haben. Tolstoi hat mir eine Waffe gegeben, mit der ich denjenigen „Christen" entgegen treten kann, welche in dieser Philosophie der Befreiung, in der Verwerfung jeglicher Herrschaft, der wirtschaftlichen Ausbeutung, des Staates und der Kirche, eine „Gefahr für die Kultur" erblicken. Ich kann mich darauf berufen, dass der Stifter des Christentums ein radikaler Gegner jeglichen Zwanges war, dass er im Staate, im Fürstentum oder in einer sonstigen Obrigkeit, im Gericht, im Schwören, Verurteilen und Strafen, in den weltlichen und geistlichen Gesetzen, im herrschaftlichen Priestertum, im Reichtum, im Hoch-und-Niedrig, im Kriege und Kriegsheere, sogar in der abwehrenden Gewalt sittliche Übel erblickt, dass es die Philosophie des reinen Mittels ist, die ihn zu seinen Lehren „Widerstrebet nicht dem Übel", „Liebet eure Feinde, thuet wohl denen, die euch hassen" etc. führt, und dass sein „Reich Gottes", diese absolut gewaltlose, friedfertige, liebevolle Gesellschaft, ein Ziel ist, das gewiss mit mehr Recht, als das meinige, allzu fernliegend, hyperidealistisch und utopistisch genannt werden kann.

Tolstoi hat den Versuch gemacht, Jesu Lehre von der absoluten Gewaltlosigkeit philosophisch zu rechtfertigen.

„Sie fragen — so schreibt er einem Sozialisten*) — ‚Wie soll man den Menschen die Augen öffnen, wie soll man die Lehre der Evangelien zur Anwendung bringen? Habe ich nicht die Pflicht, für einen Menschen einzutreten, wenn er mich um Hilfe bittet, selbst dann, wenn ich zu seiner Befreiung Gewalt anwenden muss, wenn er vor meinen Augen gequält oder getötet wird?‘ Einen Menschen mit Gewalt beschützen oder befreien soll man nicht, denn man darf es nicht und zwar deshalb nicht, weil es unvernünftig ist, mit Gewalt, also mit Hilfe des Bösen — Gutes stiften zu wollen . . . ‚Wenn vor meinen Augen die Mutter ihr Kind zu Tode prügelt, was habe ich da zu thun?‘ Lassen Sie nur nicht ausser acht, dass es sich darum handelt, was ich thun soll, d. h., was gut und vernünftig ist, und nicht darum, was dabei mein erstes Gefühl sein wird. Das erste Gefühl, welches jeden beim Anblick persönlicher Beleidigung übermannt, — ist das Gefühl der Rachlust. Es fragt sich aber: ist das vernünftig? Und auch im gegebenen Falle läuft die Frage darauf hinaus: ist es vernünftig, gegen die Mutter Gewalt anzuwenden, die ihr Kind totprügelt? Wenn die Mutter ihr Kind prügelt, was thut mir dabei weh und was halte ich dabei für böse? Der Umstand, dass das Kind Schmerz empfindet, oder dass die Mutter, anstatt die Wohlthaten der Liebe, die Qual des Zornes ihr Kind fühlen lässt? Ich bin der Ansicht, dass das Böse in dem einen sowohl, wie in dem anderen liege. Ein Mensch kann nichts Böses thun. Das Böse ist die Verfeindung der Menschen. Wenn ich also handeln will, so darf ich nur in der einen Absicht handeln, die Feindschaft zu vernichten und an ihrer Stelle Versöhnung zwischen der Mutter und dem Kinde zu stiften. Was soll ich also thun? Die Mutter etwa zwingen, innezuhalten? Ich vernichte dadurch nicht ihre Feindschaft (Sünde) gegen das Kind und verursache nur eine neue Sünde, die Verfeindung mit mir.

*) „Freie Bühne“.

Was bleibt also übrig? Eins: selbst an die Stelle des Kindes treten, — das wäre nicht unvernünftig".

Was Tolstoi zu dieser Ethik geleitet hat, ist, wie hier deutlich hervorschimmert, die Philosophie des reinen Mittels. Die Gewalt erscheint ihm als ein unreines Mittel, da sie nur das Symptom des Bösen, nicht das Böse selbst bekämpft, ja das Übel noch vergrössert. Derselbe Grundgedanke, der uns bei Betrachtung der Physiatrie (Naturheilmethode) entgegentrat! Indessen, wenn auch der leitende Grundgedanke richtig ist, so kann doch das Ergebnis der Erwägungen falsch sein. Richtig ist nun allerdings die Erwägung, dass sich durch Anwendung von Gewalt die Gesinnung der Mutter nicht bessere. Aber kann ich nicht das eine thun, ohne das andere zu lassen, kann ich nicht das Kind retten und hinterher die Gesinnung der Mutter bessern? Ferner ist es allerdings richtig, dass die Gewaltanwendung zur Verfeindung der Mutter mit mir führen kann. Doch erstens ist es fraglich, ob diese Verfeindung nicht doch dem Tode des Kindes vorzuziehen ist. Zweitens ist es auch möglich, dass die Mutter sich nicht dauernd mit mir verfeindet, späterhin mir höchst dankbar dafür ist, dass ich den Mord verhütet habe. Was endlich die Meinung betrifft „Selbst an Stelle des Kindes treten, — das wäre nicht unvernünftig", so gebe ich allerdings die Möglichkeit zu, dass solche Opferfreudigkeit gepaart mit absoluter Friedfertigkeit die Rabenmutter derart erschüttert, dass sie ihre Gesinnung zum Guten wendet. Doch das ist nur eine Möglichkeit. Es ist auch möglich, dass solches Verhalten die Muttter ungebessert lässt. Wenig Eindruck würde es wahrscheinlich in folgendem Falle machen, den Tolstoi anführt: „Wenn Zulukaffern kommen, um meine Kinder zu braten, so ist das einzige, was ich thun kann, dem Zulukaffer verständlich zu machen, dass sein Thun unsinnig ist, aber gegen den Zulukaffer zu kämpfen, wäre unsinnig. Denn entweder bezwingt er mich und tötet noch mehr meiner Kinder, oder ich bezwinge ihn, meine Kinder aber können morgen krank werden und unter noch schlimmeren Qualen sterben. Einen anderen Ausgang giebt es hier nicht, denn wenn ich

mich füge, thue ich gewiss etwas besseres, wenn ich mich aber widersetze, so muss ich zweifeln, ob das besser ist". Übrigens dachte ich besonders an diesen Fall, als ich sagte, Tolstoi opfere lebendige Menschen einem Götzen, dem Abstraktum „Menschheit", dem „Selbstzweck" Sittlichkeit.

Zur Rechtfertigung seiner absoluten Gewaltlosigkeit führt Tolstoi wiederholt an, man könne doch nicht Feuer mit Feuer löschen, nicht Wasser mit Wasser trocknen, Böses mit Bösem vernichten. Doch lässt er zunächst ausser Auge, dass das Böse, mit dem man das Böse bekämpft, ein geringeres Übel sein kann, und dass dann zweifellos etwas Gutes herausspringt. Sodann betrachtet er jegliche Gewaltanwendung als etwas Böses, setzt also schon voraus, was er eigentlich beweisen sollte. Nun aber giebt es sehr verschiedene Arten der Gewaltanwendung, z. B. Unterjochung, Bestrafung, aggressive Verteidigung, blosse Beschirmung, und auf den ersten Blick sieht man, dass durchaus nicht alles, was etwa von der Unterjochung, vom Angriff gilt, auch von der Beschirmung, von der Abwehr ausgesagt werden kann. Wir haben es hier mit heterogenen Handlungen zu thun, die nur in einer Eigenschaft übereinstimmen, insofern sie nämlich physische Kraft auf Menschenkörper anwenden. Die seelischen Wirkungen aber, welche diese physische Kraft hervorruft, sind ziemlich mannigfaltig und können nicht ohne spezielle Prüfungen, schematisch als „böse" bezeichnet werden.

In gewisser Hinsicht erscheint mir Tolstois Lehre von der Gewaltlosigkeit in der That wertvoll. Es ist richtig, dass man mit physischen Mitteln nicht das psychische Übel trifft. Es ist richtig, dass Gewalt häufig Gegengewalt und Streit ohne Ende erzeugt. Es ist richtig, dass feindselige Menschen zuweilen durch Friedfertigkeit entwaffnet*) und gebessert werden.

*) In seinem Buche „William Lloyd Garrison" (Berlin 1890 bei Asher) berichtet Georg von Gizycki über eine der stürmischen Versammlungen der Antisklaverei-Bewegung in Nordamerika. „Als Garrison ein Wort über Taylor, den damaligen Präsidenten der Vereinigten Staaten, sagte, stürzte Rynders mit Geheul zu ihm auf die Plattform, und jenem folgten seine

Tolstoi richtet also das Augenmerk auf eine Art, Menschen zu behandeln, welche bisher zu wenig Würdigung und Anwendung gefunden hat, und die zweifellos einen Fortschritt von der Brutalität und Menschenverfeindung zur Vernunft, Eintracht und Freiheit bildet.

In anderer Hinsicht indessen entfernt sich Tolstois Lehre von Vernünftigkeit und Freiheitlichkeit, insofern sie nämlich den Charakter des Dogmas hat. Die absolute Gewaltanwendung ist durchaus nicht begründet worden und lässt sich nicht begründen. Wie sollte es denn möglich sein, dass Tolstoi oder ein anderer Mensch sämtliche Fälle von Gewaltanwendung übersieht? Seine Erfahrungen sind doch allzu beschränkt, als dass er aus ihnen einen allgemeingültigen moralischen Satz abstrahieren dürfte! Selbst wenn die ganze denkende Welt seit langer Zeit einen trefflichen Austausch ihrer Lebenserfahrungen hätte bewerkstelligen können, würde die Propaganda für absolute Gewaltlosigkeit nur einer voreilig verallgemeinerten Induktion entspringen, angesichts der zahllosen Modifikationen der Gewaltanwendung.

Nicht nur einen formalen Mangel, eine dogmatische Übertreibung, erblickt die Philosophie der Befreiung in dem Grundsatze der absoluten Gewaltlosigkeit, sondern einen geradezu giftigen Ideengehalt, eine Gefahr für die Freiheit. Die Ethik der widerstandslosen Duldung beruht auf einer Verkennung der menschlichen Natur, auf einer falschen Psychologie der Knechtschaft. Jesus und Tolstoi meinen, die Unterdrückung des Menschen durch den Menschen rühre daher, dass es zu

---

lärmenden Genossen. Die abolitionistischen Führer, welche dort beisammen sassen, bewahrten eine unerschütterliche Ruhe und machten es der Rotte dadurch unmöglich, physische Gewalt gegen sie anzuwenden . . . ‚Glücklicherweise', so bemerkte Garrison selbst über den Fall im ‚Liberator', ‚sind die Mitglieder der amerikanischen Antisklaverei-Gesellschaft von dem Geiste sowohl des Friedens als der Freiheit tief durchdrungen und glauben an die Überwindung des Bösen durch das Gute; denn den Beschimpfungen und Gewaltthätigkeiten des Pöbels preisgegeben, wie jene waren, hätten die beklagenswertesten Folgen eintreten können, wenn sie in ihrer Selbstverteidigung zur Gewalt ihre Zuflucht genommen hätten."

viel Eigennützigkeit, zu wenig Uneigennützigkeit gebe. Sie wollen daher die Eigennützigen zur Uneigennützigkeit, die Herren zur Herrschaftslosigkeit bekehren. Und sie glauben, zu diesem Zwecke führe die Taktik des „Widerstrebe nicht dem Uebel", führe ein von den Unterdrückten ausgehender Geist der Friedfertigkeit und Liebe. Dagegen mache ich geltend: In weit höherem Grade, als die Herren die Knechte machen, machen die Knechte die Herren, d. h. die Knechtseligkeit, der Mangel der Eigennützigkeit auf Seiten der Volksmasse, verhilft den Herren erst auf das hohe Pferd der Herrschaft und bildet die Grundlage aller Ausbeutung. Folglich kommt es weniger darauf an, dass die Herren zur Uneigennützigkeit bekehrt werden und sich ent-herren, als darauf, dass die Knechte zur Eigennützigkeit sich bekehren und ent-knechten. Widerstandslos dulden, wenn man niedergetreten wird, heisst den Ausbeutern einen Freibrief ausstellen. Lasst euch nicht knechten — mahnt die Philosophie der Befreiung — empört euch aus eurer Niedrigkeit und verschmähet nicht die Gewalt da, wo sie ein reines Mittel ist, wo sie nämlich die Freiheit zum Zwecke hat und wo es darauf ankommt, physische Widerstände zu brechen.

9. Die religiöse Autorität.

„Da die Religion teils Kindheitsphase der Menschheit, teils Geistestrübung ist, so liegt in ihr sowohl ein Mangel an Entwicklung, als auch eine Störung des gesunden Gemüts- und klaren Verstandeslebens. Sie ist der Wiegenwahn der Menschheit; aber die letztere schaukelt sich noch immer, betäubt sich das Hirn zu wüsten Träumen und verdirbt sich das Herz durch schlechte, natur- und kulturwidrige Gefühle."

Eugen Dühring.

„Die Religion ist dem Menschen so nötig wie Brot und so schädlich wie Gift." Dies französische Bonmot ist mehr als eine Witzelei, ist der Embryo einer echten Wahrheit. Ja wohl eine beschauliche Erhebung des Menschen über die Kleinlichkeit seiner gegenwärtigen Lage, über die Enge seines persönlichen Daseins, über die Beschränktheit des alltäglichen Treibens, eine Erhebung zum Grossen, zum Allgemeinen, in dem wir leben, weben und sind, zum Excelsior-Streben, ist etwas Befreiendes, Erleuchtendes, ist eine echte Leistung der Vernunft, ist das Brot eines höheren Lebens. Und die kraftvollsten Individuen aller Zeiten haben solche Erhebung gesucht und geschätzt; Buddha, Zarathustra, Laotse, Pythagoras, Sokrates, Jesus hielten das stumpfe Vegetieren im dumpfen, dunkeln Thale, im elenden Menschendorfe nicht aus; zu den freien Berggipfeln mit ihren grossen Fernsichten trieb sie der Sinn; so klommen sie hinan zum Lichte und füllten ihre weiten Seelen mit himmlischem Feuer. Aber jene dort

unten, denen die Promethiden in brüderlicher Liebe das Feuer mitteilen wollten, verstanden die Gabe nicht zu nehmen; denn anstatt durch den mitgeteilten Funken sich zum Durste nach Licht erregen zu lassen und gleich ihren Führern emporzusteigen, blieben sie an ihren Herden hocken und machten den Funken ihren jämmerlichen Interessen dienstbar; sie wähnten freilich und behaupteten, das himmlische Feuer zu nähren, aber, was sie nährten, war Finsternis, nämlich Unvernunft; sie wähnten, Ambrosia, das Brot des Lebens, zu backen, aber, was sie buken, war Gift, nämlich Knechtschaft. Sie hielten das Reine nicht rein, sie wandten unreine Mittel an, nämlich Unvernunft und Knechtschaft, oder mit einem Worte: Autorität.

Indessen ich könnte missverstanden werden. Das Wort „Religion" ist ja sehr vieldeutig; und so möchte es scheinen, als hielte ich all jene geistigen Gebilde, welche der Historiker mit diesem Worte etikettiert, in ihrer ursprünglichen Gestalt für rein und gut. Davon bin ich weit entfernt. Da mein Ziel der freie Vernunftmensch ist, so schliesse ich die religiösen Erzeugnisse unvernünftiger Phantasterei, schlauer Herrschsucht und dumpfiger Sklavengesinnung von meiner Wertschätzung aus; Baal, Jahve und Konsorten sind weder die Erzeugnisse noch die Erzeuger freier Vernunftmenschen, vielmehr Autoritäten.

Wie ich bereits früher auseinandersetzte, kann die Ursache einer Meinung vernünftig oder unvernünftig sein. Vernünftige Ursachen nennt man Gründe, und diese bestehen entweder in Wahrnehmungen oder in Wahrheiten, aus denen sie mit jener logischen, von der Erkenntnistheorie näher qualifizierten Notwendigkeit hervorgehen. So ist die Meinung, dass auf den Blitz der Donner folgt, deswegen begründet, weil sie sich auf Wahrnehmungen unserer eigenen Sinne stützt. Und die Meinung, dass es einen Erdteil Amerika giebt, ist deswegen begründet, weil eine Fülle von Wahrheiten für sie, wohl keine einzige aber gegen sie spricht. Unsere Lehrer, unsere Schulbücher treten ja dafür ein. Freilich können sie sich irren oder uns täuschen; indessen ist zu diesem Verdachte hier kein Grund

vorhanden: Die Lehre von Amerika ist nämlich mit unserer Kenntnis der Welt völlig vereinbar und findet tausend Bestätigungen; wir lesen in den Zeitungen Telegramme und Berichte aus Amerika, sehen amerikanische Postzeichen, Illustrationen, begegnen verlässlichen Leuten, die in Amerika gewesen sein wollen, — kurz, zahllose Schlüsse, die zwar im einzelnen keineswegs streng sein mögen, in ihrer Gesamtheit aber durchaus entscheidend sind, zeugen für Amerikas Existenz und für die Vernünftigkeit dieser unsrer Überzeugung.

Was solche Meinungen stützt und ihre Vernünftigkeit ausmacht, ist ihr inniger Zusammenhang mit wahren Begriffen, in denen sie begriffen sind und aus denen sie gleichsam hervorwachsen. Nun aber giebt es auch Meinungen, die nicht aus Begriffen, nicht aus vernünftigen Ursachen, nicht mit logischer Notwendigkeit hervorwachsen, sondern aus Gefühlen, aus unvernünftigen Ursachen, mit psychologischer Notwendigkeit. Betrachten wir ein Beispiel: Vor nicht langer Zeit — oder kommt es etwa noch heute vor? — wurde in deutschen Schulen gelehrt: Im Innern der Erde befindet sich das höllische Feuer, in welchem die von Gott Verdammten ewige Qualen erleiden. Wagte ein Zögling die Frage, welche Gründe für diese Meinung sprächen, so wurde er in irgend einer Weise eingeschüchtert, vielleicht bestraft, jedenfalls als ein Frevler hingestellt, der, falls er seine teuflische Vernunft nicht dem Glauben unterwerfe, seine Ungläubigkeit im höllischen Feuer büssen werde. Andrerseits wurde die Strenggläubigkeit gepriesen und als ein Mittel zur ewigen Seligkeit bezeichnet. Solche Bearbeitung des Gemütes applizierte manchem Zögling einen festen Glauben an jene theologischen Lehren. Was ihn glauben machte, waren Befürchtungen, die er an den Unglauben, und Hoffnungen, die er an den Glauben knüpfte, also nicht logische Gründe, sondern psychologische, in seiner Gefühlswelt liegende Motive, welche ihm kirchliche Herrschaft und pädagogische Tyrannei eingeflösst hatten. Solche durch irgend eine Herrschaftsform aufgedrungenen Meinungsmotive sind das Kennzeichen der Autorität; wer sie beibringt, hat

Autorität, oder — so sagt man auch — ist eine Autorität. Dass Autorität und Vernunft, Autorität und Freiheit sich verhalten wie Wasser und Feuer, dass also der freie Vernunftmensch in der Autorität seine Todfeindin, in ihrer Vernichtung seinen höchsten Triumph erblickt, liegt auf der Hand.

Die Religion ist vielfach voller Autorität, und dann so schädlich wie Gift; ihre Götter sind Autoritäten, ihre Glaubenssysteme und ihre Organisationen sind autoritär zusammengefügt ... was solche Glaubensreligion hervorbringt, ist Unvernunft und Knechtschaft, und mit Bezug auf diese Wirkung lasse ich Voltaires Wort gelten: „écrasez l'infame!"

Die Götter sind Autoritäten, sind die obersten Autoritäten, gewissermassen die höchsten Pyramiden, welche der Menschheit unvernünftiger Sklavensinn errichtete. Die Eigenschaften der sinnfälligen Herrscher in Groteske potenziert, und zu einer Person verdichtet — das ist der grossmächtige, regierende, befehlende, strafende oder gnädige Himmelsherr, der von seinen Knechten, den Menschen, die er durch das Zucken seiner Augenbrauen vernichten kann, Gottesfurcht, Unterthänigkeit, Respektierung seiner Gebote verlangt.*) Einer der kühnsten revolutionären Versuche war es, als der ideale Anarchist Jesus — Anarchie im Sinne von Herrschaftslosigkeit — an die eingewurzelte Gottesvorstellung anknüpfend, aus dem „starken, eifrigen Gott" einen liebevollen Vater, ja die Liebe selbst, ein Gegenteil der Herrschaft gestaltete. Doch der Versuch misslang; allzugross war die Knechtseligkeit der Welt. Ihn selbst, den Befreier, benutzte sie, um ihre Vorstellung vom himmlischen Herrscher noch zu nähren: Jesus — so wähnte ein unfreies Volk — ist als reines Opferlamm gestorben, um den zornigen Gott mit der sündigen Menschheit zu versöhnen. Und Gott war doch die Liebe! Die Phantasie des Volkes war eben durch die Knechtschaft allzu sehr verunreinigt; die irdischen Autoritäten blieben, und so blieb auch die himmlische Auto-

*) Proudhon bemerkt, der Gott der Juden und Christen sei ein absoluter König, der Gott der Deïsten ein konstitutioneller Souverän.

rität. Ja das Verhältnis zwischen beiden Teilen, welches in den ersten christlichen Jahrhunderten noch ein etwas gespanntes war, gewann diejenige Harmonie, zu welcher es einen natürlichen Beruf in sich trug: der Herr des Himmels ward dem Mittelalter der oberste Feldherr; er belehnte die Herren der Erde mit ihren Herrschaften, und sie dienten ihm als Vasallen.

So werden religiöse und weltliche Autoritäten einander stets stützen und fördern,*) und die

„Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt"

wird solange den Beziehungen des Menschen zum Menschen fehlen als noch lebendig ist**) der knechtselige Glaube an einen übermenschlichen Herrscher, der da herrisch und willkürlich, jedenfalls für unsern beschränkten Unterthanenverstand unfassbar regiert, bestraft und belohnt, befiehlt und sanktioniert.

Übrigens tritt dieser Herrscher keineswegs nur im theologischen, sondern auch im philosophischen Gewande auf: Jenes Suchen nach dem „Urgrund der Dinge", nach dem Welt-Prinzip, jene axiomatische Annahme eines regierenden Metaphysikum, und sei es auch nur eine „sittliche Weltordnung" oder ein „Absolutum", ist ein Ausfluss derselben Knechtseligkeit, die sich ein Leben ohne Regierung, ohne Heteronomie durchaus nicht vorstellen kann. Möchte diese schlechte Gedankenrichtung endlich total verdrängt werden durch eine Naturphilosophie, welche die Autonomie alles Wirklichen proklamiert.

Der freie Vernunftmensch ist nicht gewillt, Vorstellungen von einer kolossalen transcendenten Tyrannengewalt zu kulti-

---

*) „Alle Gewalt ist von Gott", sagt Paulus; und der Fürst leitet seine Autorität gern von der religiösen Autorität ab.

**) Ein kontradiktorisches Gegenstück zu dieser Verknüpfung von weltlicher und himmlischer Autorität ist der Umstand, dass die Ethiker der Herrschaftslosigkeit, wofern sie überhaupt ein „höchstes Wesen" kennen, diesem die Attribute der Herrschaft absprechen. So betrachtete Jesus Gott als einen liebevollen Vater, der seine Sonne über Böse wie Gute aufgehen lässt. Und Laò-tse sagt von Taò: „Er liebt und nährt alle Wesen und macht nicht den Herrn."

vieren, er bäumt sich dagegen auf, er ist Goethes Prometheus, welcher spricht:

„Ich kenne nichts Ärmeres
Unter der Sonn', als euch Götter!
Ihr nähret kümmerlich
Von Opfersteuern
Und Gebetshauch
Eure Majestät,
Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Thoren.
Da ich ein Kind war,
Nicht wusste, wo aus noch ein,
Kehrt ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne, als wenn drüber wär'
Ein Ohr, zu hören meine Klage,
Ein Herz, wie meins,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.
Wer half mir
Wider der Titanen Übermut?
Wer rettete vom Tode mich,
Von Sklaverei?
Hast du nicht alles selbst vollendet,
Heilig glühend Herz? . . .
Ich dich ehren? Wofür? . . ."

Und während Zeus nur beschränkte Sklaven bildet, hat der freie Vernunftmensch das einzig herrliche Bewusstsein:

„Hier sitz' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
Zu leiden, zu weinen,
Zu geniessen und zu freuen sich,
Und dein nicht zu achten,
Wie ich!

„Die Gottesidee — sagt Bakunin*) — ist die entschiedenste Verneinung der menschlichen Freiheit und läuft unfehlbar auf eine Versklavung der Menschheit sowohl in theoretischer als auch in praktischer Hinsicht hinaus . . . Wenn Gott

*) Gott und der Staat.

ist, so ist der Mensch Sklave; oder aber wenn der Mensch frei sein kann und will, so existiert Gott nicht . . . Ein Herr, was er auch thun möge, wie liberal er sich auch möge zeigen wollen, bleibt doch immer ein Herr, und seine Existenz schliesst notwendigerweise die Knechtschaft alles unter ihm Befindlichen ein.“ Mit verächtlichem Seitenblick auf das alte Semitentum, einen Verbreiter der herrschaftlichen Gottesidee, bemerkt Dühring*): „Der Mensch besserer Rasse stellt sich der Natur aufrecht gegenüber. Er wirft sich vor ihr nicht in den Staub. Die einzelnen Vorgänge wie das Ganze der Natur sind ihm nicht etwas, worunter er sich zu beugen hätte. Soweit er die Kraft findet, sie zu beherrschen, übt er diese Kraft auch ohne Scheu aus. Ebensowenig scheut er in seinen Gedanken das Ganze und dessen Grund. Er fühlt sich vielmehr dem Grund der Dinge gegenüber ebenfalls selbständig.“

Viele Idealisten wissen oder wittern das, mögen aber aus Pietät oder Abhängigkeit von Priestertum und Staat den „Gott“ nicht missen; so behalten sie das Wort bei und schieben ihm einen andern Sinn unter; er ist ihnen keine herrische Person, sondern der Inbegriff alles Guten, Wahren und Schönen. Ich würde gegen solche neue Auflage der Gottesidee nichts einzuwenden haben, wenn sie nicht — wie jeder Kompromiss zwischen Bösem und Gutem — zur Erhaltung des Bösen, der religiösen Autorität beitrüge, wenn sie nicht ein unreines Mittel wäre. Denn das naive ehrliche Volk meint, der „Gott“, den diese Idealisten verehren, sei sein Gott, der Herr, und wird in seinem sklavischen Gottesgedanken bestärkt. Und alles göttlich nennen, was man Grosses, Gutes und Schönes in der Menschheit, in der Welt findet, heisst, wie Bakunin fein bemerkt, unumwunden anerkennen, dass die Menschheit unfähig sei, aus sich selbst heraus es hervorzubringen; und das kommt der Behauptung gleich, sie sei, sich selbst überlassen, elend, ungerecht, niedrig, hässlich; und so wären wir „beim eigentlichen

*) Der Ersatz der Religion durch Vollkommeneres. Karlsruhe und Leipzig 1883.

Wesen der Glaubensreligion angelangt, nämlich bei Verachtung der Menschheit zum grössern Ruhme Gottes". „Und von dem Moment, wo die natürliche Unterlegenheit des Menschen und seine angestammte Unfähigkeit, aus sich selbst, ohne göttliche Inspiration, zu gerechten und wahren Ideen emporzugelangen, eingestanden wird, muss man auch die theologischen, politischen und sozialen Konsequenzen der positiven Glaubensreligionen ziehen: In dem Moment, wo Gott, das vollkommene und höchste Wesen, im Gegensatz zur Menschheit in Frage kommt, spriessen auch die göttlichen Mittler, die von ihm Erwählten, Inspirierten auf der Erde hervor, um das Menschengeschlecht in seinem Namen zu erleuchten, zu leiten, zu regieren." Und so bleibt das Volk unmündig, unselbständig, knechtisch.

Den innigen Zusammenhang zwischen dem transcendenten Herrschertum und der menschlichen Knechtseligkeit und Unseligkeit bemerkte schon Bentham, der in einer hinterlassenen Schrift*) den Gedanken ausführt: „So lange wir von Gott nicht mehr wissen, als dass er eine übermenschliche Kraft besitzt, so lange muss das Bemühen, ihm zu gefallen, dem Glück der Menschen in diesem Leben sehr gefährlich sein. Denn es ist das Wesen der Macht, Gehorsam zu erzwingen, und Gehorsam bedeutet Beraubung und Leiden für den Schwächeren. Da nun die Gottheit Macht haben soll über die ganze Menschheit, so muss die ganze Menschheit ihrer Überlegenheit einen gewissen Teil ihres Glückes opfern." Das ist denn auch geschehen, und zwar in so reichlichem Masse, dass es mir schwer fällt, die Menge und die Tragweite der Opfer zu übersehen.

Zunächst fällt mein Blick auf jene Masse materieller Güter, welche von den Gläubigen dahin gegeben wurde, um die Götter gnädig zu stimmen und den ungeheuren Tross ihres Tempelgesindes, das stets einen guten Magen hatte, zu er-

*) Siehe „Die Religion und ihr Recht gegenüber dem modernen Moralismus" von Dr. M. Keibel. Seite 23.

halten und zufrieden zu stellen. Und diese Opfer haben ein Seitenstück auf geistigem Gebiete: eine Fülle von Kraft und Arbeit wurde hier vergeudet zur Lösung der spitzfindigsten Theologenprobleme, beispielsweise der Frage, ob Christus homoousios oder homoiousios sei, oder ob die Hostie auch im Leibe einer Kirchenmaus sich in den Leib des Herrn verwandle.

Eine bedeutende Schädigung der Menschheit entsprang aus dem dualistischen, spiritualistischen Charakter des Christentums. Die Erde wurde als Sitz der Sünde und des Leidens, als ein unverbesserliches Jammerthal, als eine verächtliche Station auf der Wanderung zur wahren Heimat, zum Himmel, betrachtet; so machte das Jenseits dem Diesseits eine schlimme Konkurrenz, unter dem lockenden Himmel verkümmerte die Erde, die Gläubigen liessen manchen Sperling aus der Hand, um die Taube auf dem Dache zu haschen. Der Körper mit seinen Bedürfnissen und Freuden wurde systematisch verachtet, kasteit, abgetötet. „Welch grössere Lust giebt es als Ekel vor jeglicher Lust?“ so fragt Tertullian, und ein von der Kirche heilig gesprochener Bekenner meint: „Die Liebe zu dem Erlöser muss jeden Wunsch verzehren. Wer ein rechter Nachfolger Jesu sein will, muss Vater und Mutter, Weib und Kind, Bruder und Schwester, ja selbst das eigene Leben hassen“.

Zwar enthielt das Christentum gewisse Tendenzen zur irdischen Wohlfahrt, Tendenzen zur Freiheit, zur Herrschaftslosigkeit, und für ein neues Jerusalem auf Erden haben sich die ersten christlichen Generationen begeistert, welche noch zu hoffen vermochten, dass „das Ende aller Dinge nahe gekommen“ sei, und dass der Erlöser bald wiederkehren werde, um sein Reich einzurichten. Indessen bald entsagten die Christen dieser Hoffnung, betonten die Lehre „mein Reich ist nicht von dieser Welt“ und versetzten ihr Ideal einer sklavenlosen, brüderlichen Gesellschaft in den Himmel.

Ich nannte Jesus einen idealen Anarchisten. Nun möchte ich diese Bemerkung einschränken. Er war's, insofern sein Ziel, „das Reich Gottes“, die liebevolle Menschengesellschaft, völlig herrschaftslos ist. Archist aber war Jesus in der Wahl

seiner Mittel, insofern nämlich seine Ethik eine Sklavenmoral ist. Dulden, sich ergeben, sich erniedrigen, die Begierde, das Fleisch, das Ich ertöten, sich kasteien, Zerknirschung, Flehen um Gnade, sein Kreuz auf sich nehmen, Leiden mit Wollust, Dahinsterben in Widerstandslosigkeit . . . das ist die asiatische buddhistisch*)-christliche Ethik, — eine archistische Ethik, insofern sie gegen die Herrschaft keine andere Waffe verwendet, als das „Widerstrebe nicht dem Übel!", ein Schwert ohne Klinge und ohne Heft. Um die Menschen aus dem Sumpfe der Knechtschaft zu retten, thut vielmehr eine Ethik der Würde not, eine Ethik, welche Selbstbewusstsein, Kraft, Freisinn, Autonomie erweckt, stärkt und auf alle Lebensgebiete ausdehnt.

„Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden!" Dieser Vorstellung von einem Weltregenten misst die christliche Theologie eine ausserordentlich tröstliche Wirkung bei, und in der That haben zahllose Gläubige aus dem Bewusstsein, „in Gottes Hand" zu ruhen, reichen Trost geschöpft. Indessen giebt es auch einen schlimmen Trost, einen giftigen Balsam; und wenn ich auch nicht exakt nachweisen kann, dass der Trost des Gläubigen durch unheilvolle Nebenwirkungen übertroffen wird, so erblicke ich doch solche Nebenwirkungen und betrachte sie als gewichtig.

Zu der Unterthänigkeit, auf die ich bereits hingewiesen habe, gesellt sich als eine weitere Folge des Glaubens an einen himmlischen Regenten eine gewisse Verminderung unseres Selbstvertrauens, unseres Machtbewusstseins, die das Wachsen

*) Dagegen muss anerkannt werden, dass der Buddhismus zur Gottesidee eine freiheitliche Stellung einnimmt, — wie ja auch Jesus im Gegensatze zum alten Semitentum. Der „Buddhistische Katechismus" (Braunschweig bei Schwetschke) sagt: „Einen persönlichen Gott betrachten die Buddhisten nur als ein Riesen-Gespenst, das wie ein unförmlicher Schatten von der Einbildungskraft unwissender Menschen auf den Hintergrund des leeren Weltraumes geworfen wird . . . ‚Gott schuf den Menschen zu seinem Ebenbilde', heisst es, und setzen wir hinzu, um dem Werke des Schöpfers Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, war der Mensch so verbindlich, dies in seiner sinnlichen Vorstellungsweise zu erwidern."

der menschlichen Macht und Freiheit hemmt. Was die Menschheit an Macht, an Freiheit bisher gewonnen hat, ist hauptsächlich die Errungenschaft ihrer Erkenntnis, der Erkenntnis, dass die Welt sich nach Regelmässigkeiten, nach bestimmten, konstanten „Naturgesetzen" entwickelt, sowie der Erkenntnis dieser Gesetze selber. Daher ist gerade die wissenschaftliche Weltanschauung der Neuzeit der Freiheit förderlich, — ich meine besonders das Bewusstsein, dass alles Wirkliche natürlich, d. h. regelmässig, „gesetzlich", berechenbar ist, und dass es von dieser Regelmässigkeit keine willkürliche Abweichung, also nichts Wunderbares, „Übernatürliches", „Göttliches" giebt. Die Lehre aber, dass eine übernatürliche, folglich unberechenbare, unerforschliche Macht das All beherrscht, dass sie in das Uhrwerk der Welt willkürlich eingreift, dass ohne ihren Willen kein Haar von unserm Haupte fällt . . . diese Lehre erzeugt das Bewusstsein:

„Mit unsrer Macht ist nichts gethan,
Wir sind gar bald verloren",

eine Art Marionettenbewusstsein, geeignet, das Streben nach Erkenntnis und Beherrschung der Welt zu einer ohnmächtigen, ja frevelhaften Auflehnung gegen den Regenten über den Wolken zu erniedrigen, — wie denn die Bestrebungen der Techniker, der Ärzte und anderer Kulturpioniere im Lager einer beschränkten, muckerhaften Orthodoxie bis in die neueste Zeit hinein Missbilligung fanden.

Ich möchte noch bemerken, dass der Glaube an die göttliche Herrschaft nicht allein der physischen Welt gegenüber, sondern auch auf sittlichem Gebiete das Vertrauen in die menschliche Kraft zu vernichten droht. „Wir sind allzumal Sünder und ermangeln des Ruhms, den wir vor Gott haben sollen." Die Vorstellungen von Erbsünde und Erlösung, Prädestination und Gnadenwahl, welche das sittliche Streben einzulullen und einen sentimentalen Schlendrian zu erzeugen vermögen, sind die natürlichen Früchte jenes Glaubens; und nur durch logische Künsteleien kann die theologische Dogmatik ihren Jüngern die Meinung beibringen, als reime sich mit ihrer

Gottesvorstellung dennoch die Lehre von der sittlichen Freiheit, von Verdienst und Schuld, — die man eben für eine unentbehrliche Stütze der Gesellschaft hält.

Der Glaube an einen persönlichen Regenten des Weltalls hat eine Praxis erzeugt, die nach theologischer Versicherung ausserordentlich befreiend wirkt: das Gebet. Sehen wir zu, was es mit dieser „befreienden" Wirkung für eine Bewandtnis hat. Dass Gebete — abgesehen von zufälligen natürlichen Folgen — nicht das Geringste an der objektiven Welt bessern, braucht heutzutage nicht erst bewiesen zu werden. Wir haben es also nur noch mit der „befreienden" Wirkung im Gemüte des Betenden zu thun. Wenn man darunter Trost und Hoffnung versteht, so leugne ich diese Wirkung nicht. Indessen ist sie zunächst kein spezifischer Erfolg der Gottgläubigkeit, sondern auch der Erhebung des Gemüts zu den Idealen der naturalistischen Weltanschauung eigen. Sodann wird die heilsame Wirkung des Gebetes verunreinigt durch unheilvolle Nebenwirkungen.

„Befiehl du deine Wege
Und was dein Herze kränkt
Der allertreu'sten Pflege
Dess', der den Himmel lenkt."

Dieser Grundsatz stärkt jene Unterwürfigkeit unter eine vormundschaftliche Leitung, welche die Philosophie der Befreiung für einen Grundfehler der früheren und gegenwärtigen Menschheit, für die Hauptstütze der politischen und wirtschaftlichen Ausbeutung, überhaupt der Herrschaft hält. Er ruft ferner Vertrauensseligkeit, Verlässlichkeit, Fahrlässigkeit hervor. „Er wird's wohl machen", denkt der Fromme und vernachlässigt konsequenterweise die Selbsthilfe, verabsäumt, seine eigenen Kräfte genügend anzustrengen, z. B. seine Vernunft zur Erkenntnis dessen, was ihm helfen kann, anzuspannen. Charakteristisch hierfür ist das Verhalten jenes Geistlichen, welcher eine Kirche ohne Blitzableiter liess, weil sie „in Gottes Hand" ruhe, und bald darauf erleben musste, dass der Blitz das Gebäude in Brand setzte. Auch des Pastors Manders (in

Ibsens Drama „Gespenster“) sei erwähnt, welcher das Asyl nicht gegen Feuersgefahr versichern wollte, um nicht als kleingläubig zu gelten, und solche Verlässlichkeit gleichfalls büsste.

„Eines Christen Handwerk ist Beten“ meint Luther; ziemlich treffend aber entgegnet der amerikanische Ethiker Salter*): „Im Namen der Wahrheit frage ich euch: Sollen wir nicht den Kirchen zurufen, aufzuhören mit ihren eiteln und thörichten Gebeten? Sollen wir nicht den Kanzeln zurufen, ihre Bitte an die Männer und Frauen in den Kirchstühlen zu wenden, zu sagen, ihnen sei anvertraut die Sorge um das Gemeinwesen und der Schutz ihrer Familien, ihnen liege die heilige Aufgabe ob, auszugehen und die Kranken zu heilen und die Unglücklichen aufzurichten, ihr Werk sei es, in ihren Gesetzen und in ihrem Geschäftsleben Gerechtigkeit herzustellen gegen die Armen? O dass eine Woge der Aufrichtigkeit durch die Kirche gehen möchte!“

Als ein unreines Mittel zur innern Stärkung charakterisiert sich das Gebet auch deswegen, weil es, wie bereits bemerkt wurde, an der objektiven Welt nichts bessert. Solche holden Täuschungen sind eben Täuschungen, und auf Täuschung pflegt Enttäuschung, also das Gegenteil von Trost und Gemütsstärkung, zu folgen. Wenn eben das flehentliche Beten erfolglos bleibt, wenn die Welt wie zum Hohne den heissen Wünschen straks zuwider läuft, dann kann es leicht kommen, dass die anfangs vertrauensvolle Seele im Angesicht des harten Himmels und des ungerechten Schicksals verzweifelt und sich gegen den Weltregenten empört: „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?“ Diese vorwurfsvoll Frage folgt dem fruchtlosen Beten naturgemäss, wie dem Morphiumrausche die graue Ernüchterung, — zumal in einem Zeitalter, wo der religiöse Glaube ohnehin auf gebrechlichen Füssen steht.

Das Problem der religiösen Autorität hat durch die Verhandlungen über den Volksschulgesetz-Entwurf des preussischen Kultusministers von Zedlitz-Trützschler eine aktuelle Wichtig-

*) G. v. Gizycki: „Moralphilosophie“. Leipzig, W. Friedrich.

keit erlangt. Bei dieser Gelegenheit wurde von den Verfechtern des Gesetzentwurfes mit Emphase versichert, die Sittlichkeit gehe zu Grunde, wenn dem Volke nicht der Glaube an einen himmlischen Gebieter erhalten werde. Da ich nun meinem Ziele, dem von Autorität befreiten Vernunftmenschen, einen durchaus sittlichen Charakter zuspreche, so habe ich mich mit jener Behauptung auseinanderzusetzen.

Die Sittlichkeit, so wird behauptet, müsse durch eine Autorität geschützt werden, die höchste, mächtigste, zuverlässigste Autorität aber sei die Gottheit; folglich bilde der Gottesglaube die wirksamste Sanktion der Moral. Dagegen wende ich ein, dass eine durch Autorität gestützte, eine Gebote respektierende „Moral" nur eine niedrige Stufe, eine rohe Form der Sittlichkeit ist. Steht nicht der Gläubige, der aus blosser Furcht vor Gottes Zorn, aus blosser Hoffnung auf himmlischen Lohn das „Gute" thut, auf einer Stufe mit jenem, der nur deswegen das Verbrechen meidet, weil es vom irdischen Strafgesetz bedroht wird? Die „Moral" des Himmel- und Höllenglaubens ist nichts anderes als Lohnsucht und Furcht. Wenn es übrigens darauf ankäme, diese Art Sittlichkeit zu verbreiten, so wären das Strafgesetzbuch, eine findige Polizei und Justiz zuverlässigere Mittel, als der Gottglaube; denn ein sinnfälliger Richter macht einen stärkeren Eindruck, als ein bloss geglaubter.

Wenn ich eine Gebote respektierende „Moral" als eine niedrige Stufe der Sittlichkeit bezeichne, so geschieht es nicht einmal vom Standpunkte meines individuellen Zieles aus, sondern schon vom Standpunkte jenes heutzutage keineswegs seltenen Charakters, welcher den Massstab der sittlichen Kritik seinem eigenen moralischen Fühlen entnimmt. Jeder einigermassen selbständige, einigermassen freiheitliche und vernünftige Mensch lehnt sich gegen die Zumutung auf, die Gebote eines Gewaltigen, der da lohnt und straft, bloss wegen dieser Gewaltigkeit als etwas Sittliches zu betrachten. Und seine Entrüstung steigt noch, wenn er dem Hinweis auf jene Ausgeburt kriminalistischer Phantasie, auf die Hölle, begegnet. Ein

kirchliches Missionsblatt, welches den stolzen Namen „Vorwärts“ führt, versicherte,*) dass der Ungläubige an den Ort der Qual komme, wo „das Feuer nicht erlischt und der Wurm nicht stirbt“. Ich halte diesem „Christenthum“ die freisinnigen Worte Mills entgegen, welcher von der autoritären Gottheit sagt: „Welche Macht immer ein solches Wesen über mich haben mag, Eins giebt es, was es nicht thun wird: es wird mich nicht zwingen, es zu verehren. Ich will kein Wesen gut nennen, welches nicht das ist, was ich meine, wenn ich jenes Wort auf meine Mitgeschöpfe anwende; und wenn ein solches Wesen mich zur Hölle verurteilen kann, weil ich es nicht so nenne, so will ich zur Hölle fahren.“ Wenn wir bedenken, dass dies schlichte Wort noch heutzutage zahllosen Menschen als ein tollkühner Frevel erscheint, so geht uns eine Ahnung auf vom Gewichte der Fussketten, mit welchen der Jenseitswahn den Fortschritt des Volkes zu Freiheit und Vernunft hemmt. Eine Herrscherlist der Autorität erblicke ich in ihrem Hinweis: „Auch im Jenseits bin ich, auch dort seid ihr Menschen in meiner Gewalt; es giebt kein Entrinnen aus meiner Hörigkeit.“ Auf diese Weise sucht sie jenen Bund zu verhindern, von dem ein erhabener Ausspruch sagt: „Es giebt keine Knechtschaft für den, der einen Bund mit dem Tode geschlossen hat.“

In der That enthält der Gedanke an die eigne Vernichtung etwas Stärkendes, Versicherndes, Befreiendes für jeden, der sich mit ihm vernünftig auseinandergesetzt hat. „O Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg“ dachte ich, als ich Proudhons Bericht von seines Vaters Verscheiden las. Als des Greises jüngster Sohn ihm Mut zum Sterben einzusprechen suchte, erfolgte die ruhige Antwort: „Du täuschst dich, wenn du glaubst, ich hätte Furcht vor dem Tode. Ich sage dir, dass es aus ist; ich fühle es und ich wollte in eurer Mitte sterben. Lasst's gut sein und bringt den Kaffee!“ Und als ein frommer Verwandter von der Unsterblichkeit, dem Gericht und der Barmherzigkeit Gottes zu reden begann, erwiderte

*) Im Jahre „des Heils“ 1892, bei Gelegenheit eines meiner Vorträge.

der Sterbende: „Ich weiss nicht, was daran ist, und kümmere mich nicht darum. Ich fühle weder Furcht noch Sehnsucht, ich sterbe umgeben von dem, was ich liebe, ich habe mein Paradies in meinem Herzen.“ Mit Recht konnte der jüngste Sohn bald darauf schreiben: „Unser Vater ist gestorben wie ein Mann“, und der älteste stolz hinzusetzen: „Vergleichen Sie diesen Tod mit dem eines Christen, der von Kerzen, Kruzifix und Weihwasser umgeben ist, dem der Beichtvater vom Gerichte Gottes spricht, den man mit heiligen Ölen reibt und mit Beschwörungsformeln belästigt, wie wenn an der Schwelle des Grabes die Qual der Verworfenen für ihn begänne.“

Ja der Unsterblichkeitsglaube, nach welchem die verstorbene Person der Herrschaft Gottes oder des Teufels und einem ewig passiven Leben, der langweiligen Himmelsfreude oder Höllenqual, überliefert wird, ist keine Nahrung für den freien Vernunftmenschen. Den kann nur eine Perspektive in eine aktive, selbständige, freie, unendliche Fortentwickelung des Lebens*) befriedigen.

Möchten die Lobredner der religiösen Autorität übrigens bedenken, dass diese Autorität, die blosse Gewaltigkeit Gottes, nicht allein moralische Sklavenseelen schafft, sondern auch jene Wirkungen vorbereitet, welche „dem Sklaven, wenn er die Kette bricht“, zugeschrieben werden. Eine unselbständige, auf Autorität erbaute Moral stürzt natürlich zusammen, sobald ihre Grundlage wankt. Die Fortentwickelung der Vernunft aber vermorscht die autoritären Stützen mehr und mehr. Das Bedürfnis nach Begründung ist gegenwärtig bei weitem bedeutender als im Mittelalter, und revolutioniert allmählich auch die Anschauungen der verkümmerten Schichten des Volkes. Ferner bringt der gesteigerte Ideenaustausch der Neuzeit die einander entgegenstehenden religiösen Autoritäten in lebhaftere

*) Vergl. das erste Kapitel. — Auch die Unsterblichkeitslehre der spiritualistischen Theosophie, wie sie z. B. in Hübbe-Schleidens „Lust, Leid und Liebe“ (Braunschweig 1891 bei Schwetschke) auftritt, scheint mir des freien Vernunftmenschen würdig zu sein.

Konkurrenz und macht, dass sie einander zerfleischen. Welcher Gott ist der massgebende? Vor diese heikle Frage wird der Autoritätsgläubige gestellt. Ist es jener starke, eifrige Gott, welcher dem Moses im brennenden Dornbusch und auf den Bergen erschienen sein soll? Ist es der Gott, zu welchem Jesus betete: „Unser Vater!“? Ist es der Gott, in dessen Namen die Päpste Bannflüche schleuderten? Oder ist es der Gott, welcher für Martin Luther „eine feste Burg“ gegen den „alten bösen Feind“, den „Antichristen“ in Rom bildete? Ist es der Gott, welcher den russischen Zaren zum höchsten Stellvertreter auf Erden wählte? Oder jener, welcher Muhammed zu seinem Propheten und den Sultan in Konstantinopel zum Beherrscher der Gläubigen machte? Was soll den Gottsucher aus seinen Zweifeln erretten, wenn so die Autorität der Autorität entgegentritt, wenn sie mit einander ringen, ebenbürtige Gegner, äquivalente Unvernünftigkeiten?

Meine Ausführungen, die nachzuweisen suchen, dass die göttliche Autorität ein unreines Mittel zur Moralisierung ist, beantwortet eine mehr liberale Theologie mit dem Einwand: Die blosse Macht kann freilich für einen selbständigen Charakter keine Sanktion der göttlichen Gebote abgeben; indessen ist Gott ein sittliches Wesen; und eben weil Sittlichkeit aus seinen Geboten hervorleuchtet, pflichtet ihnen der Gläubige bei.

Nun also! Wenn es die sittliche Beschaffenheit der himmlischen Satzungen ist, was den Gläubigen zur Beipflichtung veranlasst, so muss er eben seinen moralischen Massstab in sich selber tragen, muss das Gute unabhängig von Gott kennen und schätzen gelernt haben. In der That ist die irdische Sittlichkeit das Ursprüngliche, die himmlische aber das daraus Abgeleitete. Der Gottgläubige steigerte in Gedanken die Sittlichkeit, welche er in der Menschenwelt vorfand und machte dieses Ideal zum Attribut der Gottheit. Die Christen z. B. mussten erst liebevolle Väter auf Erden lieb gewonnen haben, um einen liebevollen Vater über den Wolken verehren zu können. Die Menschen schufen sich ihre Götter nach ihrem eigenen Ebenbilde; „wie einer ist, so ist sein Gott.“

Ich stelle also die Lobredner der religiösen Autorität vor das Dilemma: Entweder ist es die blosse Gewaltigkeit Gottes, was seine Satzungen sanktioniert; und dann werden die Gläubigen sittlich degradiert. Oder es ist seine Sittlichkeit; und dann macht die Sittlichkeit auch unabhängig vom Gottesglauben Eindruck, ja einen heilsameren, weil nämlich die Beziehung auf eine Autorität ein störendes Element, ein unreines Mittel bedeutet.

Gottesglaube, die Quelle der Sittlichkeit! Wer das behauptet, muss entweder in der Entwickelung des Begriffes Sittlichkeit zurückgeblieben sein oder die Weltgeschichte ignorieren. Von dem, was ich sittlich nenne, ist Vernünftigkeit und Freiheitsliebe, wenigstens Hochschätzung der Vernunft und Freiheit unzertrennlich. Die Vertreter und Verbreiter der religiösen Autorität aber haben sich zu allen Zeiten in einer Weise benommen, dass man die Verletzung der Vernunft und Freiheit geradezu ein Kennzeichen der Glaubensreligion nennen darf.

Es liegt im Wesen der religiösen Autorität, die Vernunft gering zu schätzen; denn der Glaube verliert seine Macht bei Leuten, welche fragen: Warum? Und er muss die Wissenschaft scheuen, weil er nur da Wurzel schlagen kann, wo das Wissen fehlt.*) So erklärt es sich, dass die autoritäten Ver-

*) Religiöse Naturen von wirklicher Grösse halten sich rein von solcher Brutalität. So heisst es im „Budd. Katechismus“: „Giebt es im Buddhismus irgend welche Dogmen, welche wir auf blossen Glauben für wahr annehmen müssen? Nein; wir werden sogar ernstlich ermahnt, durchaus nichts auf blossen Glauben hin anzunehmen; mag es nun in Büchern geschrieben stehen, die uns von unseren Voreltern überliefert wurden, oder von weisen Männern gelehrt werden. Buddha, unser Herr sagt, dass wir gar nichts nur deswegen glauben sollen, weil es gesagt wurde, weder Überlieferungen, weil sie schon aus uralten Zeiten herstammen, noch Gerüchte als solche; noch Schriften von gelehrten Männern deshalb, weil sie von Gelehrten geschrieben wurden, weder Gedanken, von welchen wir etwa glauben könnten, dass sie uns vom Geiste eingegeben wurden, noch Schlussfolgerungen, welche wir aus beliebigen Voraussetzungen ziehen, noch etwas, das uns als ein Ergebnis der Analogie notwendig erscheint oder auf blosser Versicherung unserer Lehrer und Meister

fechter der Glaubensreligion keine Freunde der Intelligenz sind, dass sie an ihr verächtlich und zänkisch herumnörgeln, oder gar mit fanatischem Hasse „des Menschen allerhöchste Kraft“ verfolgen. Die christliche Hierarchie hat denn auch in der Zeit und an den Orten ihrer Blüte im grossen ganzen gründlich aufgeräumt mit der griechisch-römischen Bildung. Und hätte es nicht wenigstens heimliche Freidenker unter den Christen gegeben, und wären nicht bei den Arabern, im Muhammedanismus und im Judentum Gedankenfreiheit, Geisteskultur, Pflege der Antike möglich geworden, so hätten sich die Schatten des finstern Mittelalters unheimlich verlängert. Da, wo die mittelalterliche Kirche der Bildung einigermassen förderlich war, that sie es aus Eifer nicht für die Bildung, sondern für den Glauben. Sobald die Bildung dem Glauben gefährlich zu werden schien, donnerten die Soldaten der religiösen Autorität dagegen. Luther z. B. war ein Freund der freien Forschung, solange er sie als Waffe gegen die herrschenden Autoritäten zu verwenden hatte*); als es ihm jedoch galt, das eroberte Glaubensterrain zu behaupten, schalt er grimmig auf die Vernunft und rühmte an den gläubigen Menschen, dass sie „die Vernunft erwürgen und sagen: hörst du wohl, Vernunft, eine tolle blinde Närrin bist du!“ Pascal, eine Kapazität der exakten Wissenschaft, trat, als er bigot geworden war, gegen die Bildung auf; „ich finde nicht, meinte er, dass es gut für den Glauben ist, wenn man das System

---

beruht. Dagegen sollen wir die Schriften, Lehren oder Aussprüche glauben, welche durch unsere eigene Vernunft und unser Bewusstsein bestätigt werden. ‚Denn, sagt er am Schlusse, ich lehrte euch nicht, etwas zu glauben lediglich deshalb, weil ihr es gehört habt, sondern nur aus eigener Überzeugung, und dann auch allzeit danach zu handeln‘ . . . Das ist der Fluch jeder exoterischen Religion, dass sie die Vernunft und das Gewissen bindet und somit die Freiheit der Seele lähmt und jeden geistigen Fortschritt hemmt.“

*) Er sagt z. B. in der Schrift vom knechtischen Willen: „Ist's nicht genug, dass du dich unterwerfest der Schrift, muss man sich von nöten auch der Kirche unterwerfen? — Wo bleibt die Freiheit, zu richten und zu urteilen über alle Beschlüsse und Satzungen, so die Kirche oder Konzilien machen? Lieber Erasme, ich halte von dem Untergeben gar nichts.“

des Kopernikus erforscht.“ Ich erinnere endlich daran, dass die Theologie bis in unser Jahrhundert hinein gegen die Kopernikanische Wahrheit angekämpft hat. Überhaupt macht sich noch in der allerneuesten Zeit die verdummende Tendenz der religiösen Autorität mit alter Unverfrorenheit geltend. So hatte der preussische Abgeordnete Reichensperger an dem Volksschulgesetz nur das Eine auszusetzen, dass es das Volk allzu gebildet, infolgedessen anspruchsvoll und mit seiner Lage unzufrieden mache; man möge Naturkunde und einige andere Fächer aus dem Lehrplan streichen und die Schulpflicht um ein Jahr verkürzen; dadurch werde auch dem Mangel an Arbeitskräften abgeholfen. Das ist bezeichnend für einen getreuen Sohn der Kirche! — Wie sagte doch Thiers? „Gegen den Sozialismus sehe ich nur zwei Mittel: den Krieg mit dem Auslande und die Unterdrückung der Primarschulen. Das zweite Mittel ist bei den klerikalen Freiheitsfeinden sehr beliebt.

Mit richtigem Instinkte witterte die Kirche, dass die Selbständigkeit des Individuums die religiöse Autorität zersetze und die Priesterherrschaft breche. Drum verlegte sie sich mit Eifer auf Normalisierung des Gewissens und der Meinungen. Sie schuf unfehlbare, unabänderliche, massgebliche Glaubenssätze, Dogmen und Konfessionen, und bedrängte die Individualisten, die sich der Schablone nicht fügen wollten, mit Peinigung des Gewissens durch Bannflüche, Kirchenstrafen und alle möglichen Herrschaftsmittel. Zwar kann ich der Bemerkung Hebbels*) „Es ist am Ende an der Religion das beste, dass sie Ketzer hervorruft“ eine gewisse Zustimmung nicht versagen; doch obwohl die religiöse Autorität Widersetzlichkeit herausforderte, hat sie es gleichzeitig verstanden, das Ketzertum zu massakrieren. Was für ein Schaden der Vernunft und Freiheit durch solche Unterdrückung individualistischer Ideen und Bestrebungen zugefügt worden ist, wird ermessen, wer den Individualismus und die Gedankenfreiheit in meiner Weise wertet.

*) In seinen Tagebüchern.

Ich verstehe unter Gedankenfreiheit die Freiheit, zu denken, zu forschen und seinen Gedanken Ausdruck zu geben, ohne auf künstliche Hindernisse zu stossen. Und ich halte die schrankenlose Gedankenfreiheit für eins der höchsten Güter des Menschengeschlechtes, für einen wesentlichen Bestandteil des freien Vernunftmenschentums.

Ihr Wert liegt zunächst in der Befriedigung, die sie unmittelbar gewährt. Alle Wesen möchten können, was sie wollen, alle Wesen streben nach Freiheit; und je freier sie sind, desto glücklicher fühlen sie sich, während sie in der Unfreiheit leiden. Und der Mensch, das edelste Erdenwesen, sollte seine Freiheit minder lieben? Ausgerüstet mit geistigen Trieben und Kräften, sollte er sich die Bewegungsfreiheit seiner Intelligenz verkümmern lassen? Nur sklavische Naturen vermögen das. Freiheitlich gesinnte Köpfe wollen von keiner Gewalt im Nachdenken und Forschen, im Lesen und Lernen, in Rede und Schrift, im Handeln und Wandeln nach eigener Überzeugung behindert sein. Sie wollen, dass überhaupt kein Gedanke gewaltthätig behandelt werde; vollkommene Duldsamkeit erstreben sie, allen geistigen Regungen und Strömungen gegenüber. Sie verzichten durchaus nicht auf den Kampf, wenn sie eine Meinung für irrtümlich und schädlich halten; doch lediglich mit reinen Mitteln, mit geistigen Waffen führen sie ihn, mit vernünftigen Gründen, nicht aber mit brutaler, physischer Gewalt, nicht mit Autoritäten, mit staatlichen oder kirchlichen Verboten, mit Verlockung, Einschüchterung oder Demütigung durch Gott und Himmel und Hölle, durch heilige Schriften, Offenbarungen und Glaubenssatzungen.

Mittelbar trägt die Gedankenfreiheit dadurch zum Heile des Menschengeschlechtes bei, dass sie der Wahrheit förderlich ist. Wie ich bereits bei Betrachtung der individuellen Wertung ausführte, giebt es auch in der Welt der Meinungen einen Kampf ums Dasein und eine Auslese der tüchtigen Elemente, die um so reichlicher erfolgt, je freier die Konkurrenz waltet, während jeder gewaltsame Eingriff in die geistige Entwickelung, jede Unduldsamkeit die Klärung ver-

zögert. Der Schauplatz des geistigen Kampfes, der Tummelplatz der Meinungen ist die Studierstube des Forschers, das Buch, die Zeitung, der Saal, in welchem vorgetragen und diskutiert wird, ist der Kopf jedes denkenden Menschen. Hier stürmen die Gedanken aufeinander los, fassen sich zum Ringkampfe und suchen einander zu Falle zu bringen. Den Sieg trägt im allgemeinen der bessere, der richtige Gedanke davon. Freilich dauert es oft lange, bis er seine Feinde niedergeworfen hat, zumal wenn diese viel Bundesgenossenschaft haben und von Autoritäten oder gar physischen Gewalten unterstützt werden. Doch der gute Gedanke geht nimmer unter. Mag er auch von plumper Brutalität niedergeworfen werden, er steht immer wieder auf, überwindet einen Gegner nach dem andern, um schliesslich als Sieger anerkannt zu werden und zu triumphieren, bis — ein noch besserer Gedanke, ein grösserer Held anftritt.

In dieser Weise vervollkommnet sich die geistige Welt, erstarkt das Wissen und die Vernunft. Je mehr Gedanken auf die Wahlstatt geschickt werden und je ungestörter sie konkurrieren, desto flotter geht diese geistige Fortentwickelung von statten, desto schneller vollzieht sich die Veredelung der Menschheit. Jeder gewaltsame Eingriff dagegen, jede Unduldsamkeit, jede Autorität wirkt hemmend. Hierfür ein Beispiel, das zwar aus dem Gebiete der wissenschaftlichen Autorität entnommen ist, aber zur Beurteilung jeglicher Autorität verwendet werden kann. Durch bedeutende Leistungen hatte sich Newton zu einer gewichtigen Autorität in der Naturwissenschaft aufgeschwungen. Als er nun über die Dioptrik ein Urteil abgab, demgemäss das Fernrohr nicht weiter verbessert werden könne, weil die Farbenstreuung nicht zu vermeiden sei, fand dieses Urteil bei seinen Zeitgenossen einen so blinden Glauben, dass die Versuche, das Fernrohr zu verbessern, mehrere Jahrzehnte hindurch unterblieben — bis endlich ein Naturforscher nachwies, dass der grosse Newton sich geirrt hatte. — Hätte Newton nicht als Autorität gegolten, so würde die Verbesserung des Fernrohrs wahr-

scheinlich früher erfolgt sein. — Ein anderes Beispiel: Im Mittelalter hatte die Lehre von der Kugelgestalt der Erde eine ungeheure Gegnerschaft in der Autorität der Bibel und der Hierarchie der Bibelknechte. Nehmen wir nun an, diesen Gegnern wäre es gelungen, die richtige Anschauung tot zu machen, — würde dann wohl ein Kolumbus auf den Gedanken geraten sein, dass man durch eine Seefahrt gen Westen Ostindien erreichen kann? Schwerlich im Jahre 1492 wäre Amerika entdeckt worden.

Die Vertreter einer Überzeugung anzufeinden ist übrigens insofern unsinnig, als Überzeugungen ebensowenig ein Produkt des bösen Willens sind, wie etwa angeborene Körpereigenschaften oder wie die Früchte am Baum. Unsere Überzeugungen ergeben sich vielmehr mit Naturnotwendigkeit aus unserer geistigen Konstitution, unseren Denkgesetzen und Erfahrungen. Nicht die Absicht ist die Mutter unserer Überzeugungen, sondern die Einsicht. Die Überzeugung ist kein Wollen, sondern ein Müssen, ein logisches Müssen. Wenn Galilei der Meinung huldigte, dass die Erde sich um die Sonne bewegt, so that er es, weil Gründe ihn dazu zwangen. Jeder überzeugte Mensch darf mit Luther sagen: „Hier stehe ich; ich kann nicht anders".

Unsinnig ist die Unduldsamkeit auch insofern, als sie nur vorübergehende Erfolge haben kann, schliesslich aber doch die Waffen strecken muss. Denn die Unduldsamkeit vermag nicht die Ursache einer Meinung, sondern nur die Äusserung zu treffen. Wenn man einer Pflanze Kraut abgerissen, die Wurzel aber stehen gelassen hat, so wächst das Kraut von neuem. So treibt auch der Gedanke immer neue Äusserungen, wenn seine Wurzel, die Thatsächlichkeit, besteht. Auf die Beobachtung von Thatsachen läuft ja jeder richtige Gedanke hinaus; drum müsste die Intoleranz, um Wahrheiten zu beseitigen, schon Thatsachen aus der Welt schaffen. Wenn die Erde eine Kugel ist, vermag weder der Bannfluch eines Papstes noch das weltliche Schwert irgend etwas daran zu ändern. Wohl lassen sich die Köpfe vernichten, welche die Thatsache aner-

kennen. Aber nach ihrem Tode erzeugt die gleiche Thatsache in andern Köpfen mit Notwendigkeit die gleiche Meinung — wie eben gleiche Ursachen gleiche Wirkungen haben. So kommt es, dass der Vertreter einer Wahrheit in der schlimmsten Verfolgung an seiner Meinung festhält, dass ein richtiger Gedanke immer wieder auftaucht, wenn man auch jedesmal seine Vertreter tötet. Die Wahrheit gleicht jenem Ungeheuer, welches Herakles bekämpfte: so oft diesem Tiere ein Kopf abgeschlagen war, wuchsen aus dem Stumpfe zwei Köpfe hervor. Die Wahrheit wird durch Verfolgung noch lebenskräftiger, indem das Martyrium begeisterte Anhänger schafft. Die Geschichte giebt uns eine Lehre, welche dem Rate des Gamaliel ähnlich ist: Wenn ein Gedanke aus dem Irrtum stammt, dann wird er untergehen, ohne dass künstliche Unterdrückung nötig ist; stammt er aber aus der Wahrheit, so kann keine Gewalt der Welt ihn ausrotten.

Auch giebt die Weltgeschichte den Praktikanten der Unduldsamkeit zu bedenken, dass der Versuch, gewaltsam Gedanken auszurotten, Gegengewalt provociert. Blutige Wahrzeichen sind die Religionskriege. Diese Greuel wären den Völkern erspart worden, hätte man Gedankenfreiheit walten lassen.

Ich erinnere noch daran, dass es gerade tüchtige Charaktere und gut veranlagte Köpfe sind, die von der Intoleranz gemassregelt werden, Leute, welche die Kapazität, den Mut und die Treue haben, eine Überzeugung zu gewinnen und festzuhalten. Louis XIV. verkannte diese Wahrheit, als er das Toleranz-Edikt von Nantes aufhob und so bewirkte, dass 40 000 der wertvollsten Bürger den französischen Staub von ihren Füssen schüttelten. Der angerichtete Schaden wird noch grösser, indem die Unduldsamkeit unter denen, die knechtisch sich ihr fügen, allerlei sittliches Unkraut, Gesinnungslumperei, Heuchelei und Strebertum hervorbringt.

Um ihre gewaltsamen Eingriffe in die Geisteswelt, ihre Gedankenverbote und Zensuren zu beschönigen, machen die geistlichen und weltlichen Regierungen mit Vorliebe geltend,

es gebe doch schädliche Meinungen, und diese müssten im Interesse des Gemeinwohls niedergehalten werden. — Wer aber, ihr hohen Herren, sagt es euch denn, ob eine Meinung schädlich ist? Euer Kopf? Nun, die Köpfe, welche jener Meinung anhangen, sagen das Gegenteil. Jedenfalls ist euer Kopf ebensowenig unfehlbar, als der ihrige. Was einzig und allein zwischen Behauptung und Gegenbehauptung zu entscheiden vermag, das ist die Kritik, die Diskussion, die Gedankenfreiheit. Drum überlasst es dem Geiste, mit dem Geiste zu streiten, sagt euch los vom unreinen Mittel, das seinen Mordstahl gegen die Wahrheit richtet, sagt euch los von dem Unfehlbarkeitswahn, von der Bevormundungssucht des Regententums.

Das Wort eines Dichters*)

„Weit besser für den Lauf der Welt
Ist frommer Irrtum, der erhält,
Als kalte Wahrheit, die zerstört"

gehört selber zu den sogenannten frommen Irrtümern. Es giebt keine heilsamen Irrtümer. Denn jeder Irrtum schädigt die Menschheit. Was der Irrtum „erhält", ist nur Irrtum. Und was die Wahrheit zerstört, das ist Irrtum. Heil uns deswegen! Nicht „kalt" ist die Wahrheit, sondern warm, Leben spendend wie die Sonne. Der Irrtum vielmehr, ob „fromm" oder profan, gleicht der tötenden Kälte, samt allem, was Irrtümer erhält und Wahrheiten unterdrückt, samt Pietät und intoleranter Verfolgung.

Die Verfolgung ist „die natürliche Konsequenz jeder als evident angesehenen Religion . . . und die Toleranz nicht die Tochter des Glaubens, sondern des Zweifels", bemerkt E. Tissot**) Ich stimme ihm bei und verweise auf die Ströme ungläubigen Blutes, die von der religiösen Autorität vergossen wurden, auf die Millionen Scheiterhaufen, die zur Ehre Gottes rauchten. Es liegt ja in der Natur des Glaubens, gewaltthätig vorzu-

*) Pfeffel. — Prof. O. Schmidt macht dies Wort geltend in seiner Schrift über „Darwinismus und Sozialismus".

**) 'Evolution de la critique française. Paris 1892.

gehen, wenn er Propaganda machen will. Nicht imstande, vernünftige Gründe vorzubringen, fühlt er sich, um die Widerspenstigen zur Raison zu bringen, auf die ultima ratio regum angewiesen.

Auch auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet hat die religiöse Autorität die Entwicklung der Völker zu Freiheit und Wohlergehen arg gehemmt, und zwar nicht nur unwillkürlich, nicht nur durch jene im Wesen ihrer Lehre enthaltenen Tendenzen, die ich bereits berührt habe, sondern auch planmässig, indem sie nämlich mit den weltlichen Herrschaften ein Schutz- und Trutzbündnis schloss. Um aber ihre Unterstützung zu erlangen, musste die Geistlichkeit den weltlichen Mächten zu Diensten sein. Das ist sie in der That ausgiebig gewesen seit Konstantin und Karl dem Grossen; sie verbreitete über ihre Helfershelfer einen Abglanz ihrer eigenen Autorität, einen himmlischen Nimbus und predigte mit besonderer Eindringlichkeit: „Ihr Knechte, seid unterthan in aller Demut euren Herren, nicht allein den gelinden, sondern auch den wunderlichen.“ Und wenn die Kirche eine zeitlang das Fürstentum bekämpfte, so that sie es keineswegs um die Völker frei zu machen, sondern um selber die höchste Gewalt zu erlangen. Ein deutlicher Beweis für dies Schutz- und Trutzbündnis liegt in der Thatsache, dass die Kirche die Ethik Jesu im Interesse der weltlichen Herrschaften umgemodelt hat. Widerstrebet nicht dem Übel mit Gewalt, liebet eure Feinde, streitet nicht, richtet nicht, schwöret nicht, herrschet nicht, wehe euch Reichen! Diese urchristlichen Tendenzen verschwieg oder veränderte die Kirche, so dass eine Billigung, ja Bestärkung des „christlichen“ Staates mit all seinen Herrschaftsformen: Gesetz, Thron, Reichtum, Militär, Polizei, Justiz und so weiter, herauskam. Unter geistlicher Obhut wandelte der Feudalismus ein Volk, das zu des Tacitus Zeiten wegen seiner Freiheitsliebe weltberühmt war, in eine Herde von Leibeigenen um. Und als die Bauern endlich einmal die Widersprüche dieses „Christentums“ zu durchschauen begannen und sich empörten, da war es der „Freiheitsmann“, der „Reiniger des Christentums“ Luther,

welcher die Fürsten aufforderte, die Empörer wie tolle Hunde zu erschlagen. Ich erinnere noch an das Verhalten der Kirche gegenüber der Negersklaverei, welche noch in unserm Jahrhundert vom amerikanischen Pfaffentum entschuldigt, ja als ein himmlisches Verhängnis, als eine göttliche Einrichtung bezeichnet wurde. Und ich erinnere an all die Dienste, welche die Kirche der politischen Reaktion, diese natürlich auch jener, geleistet hat. „Hinweg also — ruft der ehrliche Schleiermacher*) — mit jeder solchen Verbindung zwischen Kirche und Staat! Das bleibt mein katonischer Ratsspruch bis ans Ende, oder bis ich es erlebe, sie wirklich zertrümmert zu sehen".

Der religiösen Autorität ist auch ein erkenntnistheoretischer Wert beigemessen worden, Der Gottgedanke — so heisst es — giebt dem Erkenntnisdrang jene Beruhigung, der Weltanschauung jene Abrundung, welche die naturalistische Philosophie vergebens erstrebt. Indessen vermag nur eine durch Autorität korrumpierte Forschung in „Gott", dem „Urgrund", dem „Absoluten", Genüge zu finden. Die reine, die kraftvolle Forschung strebt rastlos, unersättlich ins Unendliche und verachtet es, sich eine erkünstelte Befriedigung zu verschaffen, verschmäht es, sich die Welt mit religiösen Brettern zu vernageln, wohl wissend, dass solche Bretter schliesslich doch Täuschungen und Schranken, Hemmnisse unserer Entwickelung zu Vernunft und Freiheit sind.

Übrigens scheinen mir jene Leute, welche den Gottgedanken für ein „Postulat" ihres individuellen Denkens halten, zumeist in einer Selbsttäuschung befangen zu sein. Hätten sie recht, so würde dieser Gedanke eben mehr individuell gestaltet sein. Das ist aber gewöhnlich nicht der Fall; was in den Köpfen zu spuken pflegt, ist doch nur etwas Schablonenhaftes, Normales, von der Erziehung Eingetrichtertes: der uralte Jehova, „der alte Gott" lebt noch.

Ja, wenn der Wunsch des individualistischen Schleiermacher erfüllt wäre, wenn die Religionen nicht vorwiegend das

*) Über die Religion. Halle bei Hendel.

Gepräge autoritären Drills trügen, sondern selbstgeschaffene Ausdrücke individueller Eigenart, freie Weltanschauungen und Lebensauffassungen wären! Nicht unreine Mittel, sondern schlimmsten Falles Verirrungen des Intellekts würde ich dann in ihnen erblicken. Als individuelle Wertungen würde ich sie jedenfalls betrachten und keiner einzigen eine gewisse Achtung versagen, wäre das religiöse Leben in jener Verfassung, auf welche Schleiermacher hinweist mit den Worten: „Bedenkt, dass jeder, der Religion sucht, sie unter der bestimmten Form antreffen muss, die seinen Anlagen und seinem Standpunkte angemessen ist, wenn die seinige dadurch wirklich aufgeregt werden soll ... Dann ist jedes Leben praktisch und beschaulich zugleich; über keinem hebt sich der Stecken des Treibers, und jeder hat Ruhe und Musse, in sich die Welt zu betrachten.“ Ja, dann haben wir ein freies Menschentum, und das ist nicht fern vom freien Vernunftmenschentum.

10. Wirtschaftliche Ausbeutung.

„Das Verharren auf einer veralteten sozialen, mit den modernen Arbeitsbedingungen in Widerspruch geratenen Ordnung ist es . . ., was die moderne Menschheit hindert, vollen Gebrauch von den erlangten produktiven Fähigkeiten zu machen und dadurch alle ihre Angehörigen zu Kulturmenschen im höchsten Sinne des Wortes umzugestalten; sie ist aus einer zwar traurigen, aber unvermeidlichen Kulturnotwendigkeit, was sie Jahrtausende hindurch gewesen, zu einem verderblichen Kulturhindernisse geworden, und deshalb soll sie nicht nur, sondern muss und wird sie mit Naturnotwendigkeit beseitigt werden."

Theodor Hertzka.

Um frei sein zu können, muss man zunächst sein können, also die Lebensmittel besitzen, deren man dringlich bedarf, ferner die Möglichkeit haben, das Leben auch angenehm, den eigenen Wünschen entsprechend zu gestalten.

Da nun die Lebensmittel — Wohnung, Kleidung, Nahrung — und viele Genüsse nicht von der Natur in Hülle und Fülle geschenkt werden, so sind die Menschen darauf angewiesen, sie durch Thätigkeit zu erwerben. Das thuen sie, indem sie entweder selber arbeiten oder die Arbeit anderer ausbeuten.

In der wirtschaftlichen Ausbeutung erblicke ich nun ein unreines Mittel, d. h. ich bin der Meinung, dass sie das Menschengeschlecht von Freiheit und Vernunft zurückhält, — womit allerdings nicht geleugnet sein soll, dass sie andrerseits als gewaltiger Antrieb zum Fortschritt gewirkt hat, wie denn

schliesslich manches Übel als „ein Teil von jener Kraft“ betrachtet werden kann, „die stets das Böse will und stets das Gute schafft“. Besonders peinlich lässt sich die wirtschaftliche Ausbeutung in der modernen Welt empfinden, — so furchtbar peinlich, dass man kaum John Stuart Mill unrecht geben kann, der im Hinblick auf die grossen Mühseligkeiten, Sorgen, leiblichen und geistigen Entbehrungen der Volksmasse sagt: „Wenn ein solcher Zustand bestimmt wäre, ewig zu dauern, so wüsste ich nicht, wie jemand, der seiner Sinne mächtig ist, dazu kommen sollte, sich weiter um die Bestimmungen des Menschengeschlechts zu bekümmern.“

Doch bei dieser Bemerkung habe ich vergessen, dass es heutzutage, wo die soziale Sphinx die entsetzlichsten Verheerungen anrichtet, noch Leute giebt, die vom modernen Proletarierelend eine allzu geringe Vorstellung haben, oder aber nicht der Ausbeutung, sondern der Übervölkerung, wenn nicht gar der allgemeinen Weltbeschaffenheit die Schuld zuschreiben.

So gebe ich denn zu bedenken, dass der weitaus grösste Teil der Bevölkerung aller modernen Staaten aus Proletariern besteht, aus Leuten, die sich in einer elenden wirtschaftlichen Lage befinden, ohne gegründete Aussicht auf Verbesserung innerhalb der bestehenden Gesellschaft zu haben. Sie müssen, falls sie überhaupt beschäftigt sind, allzu lange — oft zehn Stunden täglich und noch länger — schwere oder einförmige, jedenfalls unangenehme, dazu für Körper und Geist ungesunde Arbeit verrichten. Hierfür erhalten sie einen Lohn, der gewöhnlich „zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel“ ist, der sie zwingt, sich und ihre Familie nur kümmerlich zu nähren, in schlechten, dünnen, lumpigen Kleidern einherzugehen, enge, unbequeme, wenn nicht gar ungesunde Behausungen zu bewohnen, in ihren knapp bemessenen Mussestunden nur diejenigen Genüsse zu finden, welche materielle und geistige Armut zulässt. Dies Elend wird noch gesteigert durch die Arbeitslosigkeit oder Einschränkung der Arbeit, wie sie in allen proletarischen Berufen grassiert und gewöhnlich Jahr für Jahr

einige Wochen, wenn nicht noch länger, andauert. Zahllose Menschen verkommen auf diese Weise: Mädchen und Frauen verfallen der Prostitution, Knaben und Männer werden durch Vagabondage, ruheloses Wandern über heisse, staubige oder nasse Landstrassen, durch Hunger, Schnaps, durch Übernachten im Freien, unter Brücken, Thorwegen, oder in grauenhaften Massenherbergen, durch obrigkeitliche Verfolgungen und bittere Demütigungen moralisch und körperlich gebrochen, alsdann in Asyle, Arbeitshäuser, Gefängnisse, Zuchthäuser, Krankenhäuser und endlich — nach Jahren unsagbaren Elends — in die Armengräber abgeschoben. — Wer diese Schilderung für übertrieben hält, überzeuge sich aus den Statistiken von der Höhe des modernen Pauperismus. Beispielsweise wurde 1867 in England nachgewiesen*), dass durchschnittlich ein

---

*) „Das moderne Elend und die moderne Übervölkerung" von Max Schippel. Ich zitiere daraus einige Schilderungen, die teils von englischen Beamten, teils von privaten Beobachtern herrühren.

„Ausserdem zeigte sich in Bezug auf die untersuchten Familien der Ackerbaubevölkerung, dass mehr als ein Fünftel noch nicht den Mindestbeitrag von kohlenhaltiger Nahrung, mehr als ein Drittel noch nicht das veranschlagte Minimum von stickstoffhaltiger Nahrung erhält, und dass in den drei Grafschaften Berkshire, Oxfordshire und Somersetshire die Ernährung ein unzureichendes Mass stickstoffhaltiger Lebensmittel aufweist."

Robert Baker, Oberinspektor der Fabriken, durfte es nicht wagen, in seiner Denkschrift „den zehnten Teil" dessen wiederzugeben, was ihm seine Unterbeamten und Augenzeugen mitteilten: das sei in einer Parlamentsschrift und überhaupt in einem Druckwerke nicht zulässig, aber leider beruhe alles, was er verschweige, auf Wahrheit. Ein Unterinspektor Mr. Brewer, fasste seine Ansichten dahin zusammen: „Tag für Tag finde ich die Überzeugung bestätigt, dass die Weiberarbeit ein Fluch der Gegend ist, weil diese Geschöpfe Tag und Nacht arbeiten müssen wie die Sklaven — und für was? Nicht für einen entsprechenden und verdienten Lohn, sondern für einen Hungerpreis, den der verschmitzte Spitzbube von Meister (the crafty knave of a master) zu zahlen beliebt. Sie arbeiten nur, um ihre nach Brot schreienden Kinder zu erhalten . . . Die Kinder, in Schmutz, Lumpen und Unwissenheit aufgewachsen, beginnen ihren Lebenslauf am Blasebalg, hören die unflätigsten Redensarten, sehen die Trink- und Spiellaster der Erwachsenen vor sich, und arten zuletzt ganz in der gleichen Weise aus . . ." — „Du siehst heute nicht sehr frisch zur Arbeit aus, Klara", sagte eines Tages in einer dortigen

Fünftel des Arbeiterstandes ausser Beschäftigung war und Armenunterstützung beziehen musste. In Deutschland mussten (Stat. Jahrb. f. d. deutsche Reich, 1890; u. Handwörterbuch d. Staatswissenschaften, 1890) im Jahre 1885 über ein und eine halbe Million Menschen die öffentliche Armenpflege in Anspruch nehmen. In Preussen haben (nach Sötbeer: Volkseinkommen im preuss. Staat, 1876; und Hildebrand-Conrads Jahr-

---

Ziegelei ein Aufseher zu einem Mädchen, in dem Glauben, sie habe die Nacht in einem Wirtshaus durchschwärmt. „Sie würden auch nicht besser aussehen", antwortete die Arbeiterin, „wenn Sie heute nacht entbunden hätten." (Fabrikinspektorats-Bericht vom 30. April 1875).

1872 entwarf der Aufsichtsrat Dr. Leach folgendes Bild von dem zerrütteten Familienleben der Oldhamer Textilarbeiter: „Die Mutter verlässt heute ihr Kind, das vielleicht zwei Monate alt ist, um sechs Uhr morgens, während es noch im Bettchen schläft. Um 8 Uhr, während der Frühstückszeit, stillt sie es, darnach stopft sie es mit irgend welcher unverdaulichen Nahrung voll. Mittags, wenn sie zurückkehrt, erhitzt und erschöpft, ist ihre Milch nicht tauglich zur Ernährung; die Folge ist, dass die Kleinen häufig an Durchfall leiden, der oft mit Krämpfen verbunden ist und zum Tode führt."

In einem Briefe an die „Daily News" werden die elenden Häuser in Londoner Pauper-Distrikten beschrieben: „Die Häuser sind gewöhnlich jämmerlich verfallen und ungenügend mit Luftzutritt und Abzug versehen. Nach hinten zu befindet sich ein enger Hof mit Abfallbehälter und Wassertrog. Die Fenster nach der Rückseite sind noch dazu alle offen, aber dadurch wird die Luft in den Zimmern nicht schlechter; sie ist schon schlecht genug durch den Schmutz im Innern selbst . . . In solchen Häusern sind die Thüren nach der Strasse zu fast immer ohne Schloss und Riegel. Sie stehen immer offen, und die Stiegen dienen infolgedessen nachts dem niedrigsten Gesindel zur Schlafstätte. Um Mitternacht, wenn die Kneipen geschlossen werden, stellt sich dasselbe ein und ist selbst durch Bitten und Drohungen nicht von der Stelle zu bringen. Die Scenen, welche sich hier entfalten, sind nicht wiederzugeben. Die viehische Sprache und das schamlose Benehmen dieser Leute ist für die ehrbaren Bewohner unerträglich lästig. Aber die Polizei vermag gegen diese Schläfer nicht einzuschreiten, weil ihnen irgend ein verkommener Kerl im Hause den Zutritt ausdrücklich gestattet hat . . . Die Sprache und das Benehmen dieser Leute ist ein Treibherd des Lasters für die jüngere Generation, welche alles durch die dünnen Zwischenwände hört; oft müssen noch dazu die Knaben — wegen der Überfüllung der Stuben — sich auf die Stiegen unter das Gesindel schlafen legen. Noch

büchern für Nationalökonomie und Statistik) von den 9 915 739 Erwerbsthätigen, resp. Eingeschätzten

41,36 %	ein	Jahreseinkommen	bis	M. 420
29,29 „	„	„	„	„ 420 – 660
12,29 „	„	„	„	„ 660 – 900
10, 6 „	„	„	„	„ 900—1500
4, 2 „	„	„	„	„ 1500 – 3000.

Ist nun solches Elend unvermeidlich? Beruht es auf dauernden Eigenschaften der Natur, etwa auf einer bestimmten Fortpflanzungsstärke des Menschengeschlechts, die so gross ist, dass die volkswirtschaftliche Produktivität stets hinter ihr zurückbleibt?

---

mehr, unwürdige Eltern haben sogar ihre jungen Mädchen dort schlafen lassen, obwohl ihnen die fast unvermeidlichen Folgen recht gut bekannt waren."

Als 1870 England von lautem Jubel widerhallte, weil der Aussenhandel nach dem eben veröffentlichten Jahresausweis um 10 Mill. £ zugenommen hatte, entwarf ein Londoner Geistlicher in einem Briefe an die „Times" ein Schauergemälde des Elendes in seiner Gemeinde. „Krankheiten, besonders Scharlach, grassieren förmlich. In einem Hof mit elf Haushaltungen zählte ich fünf Krankheitsfälle, in einer Gasse nebenan achtzehn. Das deutet den Gesundheitszustand in der Gemeinde nur an. Dieser Zustand ist meistens die Folge der Not. . . Ein armer Vater, Jalousienmacher von Beruf, der seine Kinder seit Jahren in unsere Schule sandte, hat seit achtzehn Monaten keine Arbeit; vor einigen Tagen grub man zwei seiner Kinder in dasselbe Grab, ein drittes liegt in den letzten Zügen. Ein anderer armer Bursche, ein Zimmermann, hat monatelang vergebens nach Arbeit gesucht. Der Anblick seines verödeten Hauses und seiner hungernden Kinder war mehr, als er ertragen konnte; er verliess die Wohnung und hat sich nach einem erregten Schreiben, das er zurückliess, wahrscheinlich das Leben genommen. . . . Ein anderer Bedauernswerter, von aussergewöhnlichem Talent, sehr belesen und durch und durch zuverlässig und nüchtern, ist buchstäblich zum Wahnsinn getrieben worden durch Not und Angst. Er fand jede Gelegenheit, Brot für sich und seine Familie zu beschaffen, verschlossen; alle Hoffnungen schlugen fehl; er unterlag und ist jetzt im Irrenhaus. Ich könnte die Fälle von Not und Mangel am Unentbehrlichsten vermehren, und beim Ausbruch eines Fiebers brauchen die Leute doch noch mehr als etwas dünnen Thee und trockenes Brot, um sich gesund zu erhalten". . . .

„In Derbyshire, Nottinghamshire und besonders Lancashire," sagt Fielden, „wurde die jüngst erfundene Maschinerie angewandt in grossen Fabriken, dicht bei Strömen, fähig das Wasserrad zu drehen. Tausende von

Nein; denn keineswegs ist die Produktivität hinter dem Wachstum der Bevölkerung zurückgeblieben, sondern hat es sogar überholt.

In geradezu rapider Weise steigerte die Technik seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Ergiebigkeit der Industrie. So wurde die Spinnerei binnen hundert Jahren derart produktiv, dass ein Arbeiter am Ende dieses Zeitraums ebenso viel leistete wie 180 Arbeiter am Anfang. In der Mitte der siebziger Jahre durfte der englische Gesandtschaftssekretär in Washington von der amerikanischen Baumwollenindustrie sagen: „Nach den Ausweisen der Fabriken stellt ein Arbeiter der Gegenwart, verglichen mit einem Arbeiter im Jahre 1860, in

---

Händen waren plötzlich erheischt an diesen Plätzen, fern von den Städten; und Lancashire namentlich, bis zu jener Zeit vergleichungsweise dünn bevölkert und unfruchtbar, bedurfte jetzt vor allem eines Bevölkerungszuwachses. Besonders die kleinen und flinken Finger waren verlangt. Sofort sprang die Gewohnheit auf, Lehrlinge aus den verschiedenen Pfarrei-Arbeitshäusern von London, Birmingham und sonstwo zu beziehen. Tausende dieser kleinen hilflosen Geschöpfe, vom 7. bis zum 13. oder 14. Jahre, wurden so nach dem Norden versandt. Es war die Gewohnheit für den Meister, seine Lehrlinge zu kleiden, nähren und beherbergen in einem Lehrlingshaus nahe bei der Fabrik. Aufseher wurden bestellt, um ihre Arbeit zu überwachen. Es lag im Interesse dieser Sklaventreiber, die Kinder bis aufs äusserste abzuarbeiten. denn ihre Zahlung stand in Verhältnis zu der Produktenmenge, welche aus dem Kind erpresst werden konnte. Grausamkeit war die natürliche Folge . . . In vielen Fabrikdistrikten, besonders Lancashires, wurden die herzzerreissendsten Torturen verübt an diesen harmlosen und freundlosen Geschöpfen, die dem Fabrikherrn konsigniert waren. Sie wurden zu Tod gehetzt durch Überanstrengung; sie wurden gepeitscht, gekettet und gefoltert mit der ausgesuchtesten, raffiniertesten Grausamkeit; sie wurden in vielen Fällen bis zu den Knochen ausgehungert, während die Peitsche sie an der Arbeit hielt. Ja in einigen Fällen wurden sie zum Selbstmord getrieben. Die schönen und romantischen Thäler von Derbyshire, Nottinghamshire und Lancashire, abgeschlossen vom öffentlichen Auge, wurden grause Einöden von Tortur und oft von Mord! . . . . Die Profite der Fabrikanten waren enorm. Das wetzte nur ihren Währwolfsheisshunger Sie begannen die Praxis der Nachtarbeit, d. h. nachdem sie eine Gruppe durch das Tagewerk gelähmt, hielten sie eine andere Gruppe für das Nachtwerk bereit. Die Tagesgruppe wanderte in die Betten, welche die Nachtgruppe gerade verlassen hatte und umgekehrt. Es ist Volksüberlieferung in Lancashire, dass die Betten nie abkühlten."

den derberen Waren 50 Prozent, in den feineren 60 Prozent mehr fertig.“ „Wir könnten, meint Schippel, unsere Beobachtungen auch über andere Gewerbszweige erstrecken. Überall würden wir eine beständig wachsende Produktenmenge bei Anwendung der gleichen Arbeit wahrnehmen. Allein die Einführung der Dampfmaschine würde genügt haben, in den verschiedensten Gebieten der Industrie diese Veränderung hervorzurufen . . . Nach Engel erhält man für eine Mark 150 919 kgm lebendige Menschenkraft, dagegen 2 970 000 kgm, also fast genau 20mal so viel Dampfkraft. Welche Arbeitsersparung muss danach in allen Industriezweigen eingetreten sein, wo der Dampf als Triebkraft zur Verwendung kam!“

„Aber die Landwirtschaft — so wird eingewendet — lässt an Ergiebigkeit viel zu wünschen übrig“. Dieser Einwand ist vor der Statistik hinfällig. Auch Ackerbau und Viehzucht nehmen teil an dem starken Wachstum der Ergiebigkeit. Sie haben besonders in den letzten Jahrzehnten, durch Einführung der landwirtschaftlichen Maschinen*) und einer rationelleren Bewirtschaftung, einen bedeutenden Aufschwung erfahren. Die landwirtschaftliche Kalamität, wie sie in manchen Staaten Europas, z. B. in Preussen, sich äussert, ist nicht einem Mangel an Produktivität zuzuschreiben, sondern der Verschuldung und der starken Konkurrenz, welche das Ausland auf dem landwirtschaftlichen Markte macht. Und wenn solche Staaten ihre Nahrungsmittel mehr und mehr vom Auslande beziehen, so geschieht es nicht, weil ihre eigene Landwirtschaft an Ergiebigkeit abgenommen hätte, sondern weil sie durch industrielle Thätigkeit, deren Produkte sie mit ausländischen Nahrungsmitteln tauschen, mehr gewinnen.

Nun freilich ist die thatsächliche Gütererzeugung weit hinter der möglichen zurückgeblieben. Die moderne Pro-

*) Die Mähmaschine verrichtet die Arbeit von mindestens zehn Männern, der Dampfpflug die von zehn Männern und zwanzig Pferden. Ein Acker, der mit dem tief greifenden Dampfpflug bestellt ist, trägt bedeutend mehr Früchte, als der mit dem Handpflug bestellte.

duktion schleppt eben einen Hemmschuh mit sich herum, der ihr von Zeit zu Zeit einen unheilvollen Stillstand beibringt; und wenn sie trotzdem Reichtümer aufhäuft, so verhindert eine bösartige Macht, dass die Reichtümer dem Volke zu gute kommen: „Herrschaft", so lässt sich dieser Hemmschuh, diese bösartige Macht mit einem Worte bezeichnen, wie ich nachweisen werde.

Denkt man sich diese Übel beseitigt, denkt man sich, dass die Volkswirtschaft nicht mehr durch Herrschaft in zwei Lager, in ein Lager der Ausbeuter und eins der Ausgebeuteten, geteilt wird, dass vielmehr alle Volksgenossen auf volkswirtschaftlichem Gebiete sich solidarisch fühlen und sich verbünden zu mässiger, geregelter und höchst rationeller Arbeit, dass also alle vorhandenen Arbeiter thätig sind, jeder nach seiner Qualification, und unter ausgedehntester Anwendung der elementaren Naturkräfte, der technischen und wissenschaftlichen Mittel, denkt man sich ferner, dass die ungeheuren, auf diese Weise hervorgebrachten Gütermassen dem arbeitenden Volke unbehindert zum Konsum entgegenströmen, — wie wohlhabend, wie frei, wie glücklich könnte alsdann die gesamte Bevölkerung sein!

Nachdem wir bedacht haben, wie elend die wirtschaftliche Lage des Volkes thatsächlich ist, und wie behaglich sie sein könnte, wollen wir erforschen, warum sie nicht so ist, wie sie sein könnte.

„Herrschaft" nannte ich das Grundübel unseres wirtschaftlichen Lebens. Deutlicher werde ich, indem ich „Ausbeutung" sage. Die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, welche in alten Zeiten durch kriegerische Unterjochung eingeleitet und in den Formen der Tributpflichtigkeit, Sklaverei, Frohndienstbarkeit, Leibeigenschaft und Hörigkeit betrieben wurde, hat in unserem Jahrhundert nicht aufgehört, sondern nur die Form gewechselt; Proletarische Lohnarbeit kann man diese moderne Form nennen.

Die Grundlage der proletarischen Lohnarbeit ist die vom Staate rechtlich sanktionierte und durch seine physischen Organe beschirmte Trennung der Arbeiterschaft von den wich-

tigsten zur Produktion erforderlichen Mitteln, insbesondere vom Boden. Man bedarf des Bodens zum Ackerbau, zur Viehzucht, zur Errichtung von Gebäuden, zur Gewinnung von Erz, Stein, Sand und Kohle. Ferner muss man zur Produktion Arbeitsräume, Werkstätten, Rohstoffe, Instrumente, Maschinen, mobiles Kapital besitzen. Die politische und wirtschaftliche Entwickelung der modernen Welt hat nun aber die Verfügung über diese Produktionsmittel der Volksmehrheit entzogen und zum Privilegium einer an Zahl geringen Gesellschaftsklasse gemacht. Den Ausdruck „Privilegium“ wähle ich deswegen, weil er sprachlich mit privare (berauben) zusammenhängt, also um anzudeuten, dass das Eigentum an Produktionsmitteln, seiner rechtlichen Beschönigung entkleidet, nichts andres ist, als die staatlich garantierte Macht, arbeitende Menschen auszubeuten. Gegen das „Eigentum“ schlechthin möchte ich nicht — wie es Proudhon und der Kommunismus thut — polemisieren. Denn nach meiner Überzeugung hat das Eigentum eine höchst schätzbare Seite, während einzig und allein die andre Seite gemeinschädlich wirkt. Ich kann diese beiden Seiten nicht schärfer unterscheiden als mit den Worten meines Freundes Dr. Benedikt Friedländer, der unter dem Einflusse Eugen Dührings zu politischen und volkswirtschaftlichen Anschauungen gelangt ist, die sich mit den meinigen vielfach berühren. In seinem Buche „Der freiheitliche Sozialismus“*) sagt er: „Eigentumsrecht — was ist denn das eigentlich? Welche Befugnis giebt mir das Eigentumsrecht auf ein Stück Land z. B.? Das ist nun nicht eine Befugnis, sondern es sind Befugnisse sehr verschiedener Art. Erstens darf ich selbst mein Eigentum benutzen; zweitens — und das ist etwas ganz anderes — darf ich jedermann von der Mitbenutzung ausschliessen. Man könnte das kurz das Benutzungs- oder Verfügungsrecht bezw. das Ausschlussrecht nennen. Welche dieser beiden im Eigentumsrecht enthaltenen Rechtsbestimmungen ist nun diejenige, die zur Ausbeutung führt? Etwa beide? Keineswegs. Das Verfügungs-

*) Berlin, F. Harnisch & Co.

oder Benutzungsrecht ist höchst unschuldig. Der Fehler liegt nur im Ausschlussrecht: Weil ich die gesetzliche von der Autorität und der Gewalt des Staates unterstützte Macht habe, jedermann von der Mitbenutzung meines ‚Eigentums' auszuschliessen, wenn ich will, deswegen, und nur deswegen kann ich für die blosse Erlaubnis der Benutzung einen Tribut erheben."

Ich hebe hervor, dass es der moderne Staat ist, der das Ausschluss-Recht aufrecht erhält, indem er mit Polizei, Gericht und Militär einschreitet, sobald die Mittellosen es nicht respektieren. Später, bei der Kritik des Staates, werde ich die staatliche Sanktion des Ausschluss-Rechtes eingehender betrachten.

Wie das Ausschluss-Recht sich zu einem Privilegium, einem Ausbeutungs- oder Tribut-Recht gestaltet, ist durch Friedländers Schlussworte bereits angedeutet; ich will es aber deutlicher machen: Weil das Ausschluss-Recht keinen Vorteil bedeuten würde, falls die Produktionsmittel unbenutzt blieben, weil ferner das „enterbte" Volk, um sein Leben zu fristen, gewillt ist, zu arbeiten, so gestatten die Eigentümer der Produktionsmittel der arbeitenden Klasse die Benutzung der Produktionsmittel, — jedoch unter der Bedingung, dass nur ein Teil des produzierten Wertes den Arbeitern — als Lohn — überlassen wird, während der andre Teil den Privilegierten — als Ausbeute, als Tribut — anheimfällt. Eigennützig, wie die Menschen zu sein pflegen, suchen nun die Privilegierten ihre Ausbeute möglichst zu erhöhen, was sie durch Schmälerung des Lohnes erreichen können. Sie erreichen es ferner, indem sie an den sonstigen Produktionskosten sparen, z. B. arbeitssparende Maschinen und Einrichtungen einführen, ein Mittel, das Menschen die Arbeit entzieht, sie also zwingt, sich anderwärts zu geringerem Lohn oder grösserer Arbeit anzubieten. Die riesenhaften Leistungen der modernen Technik und Naturwissenschaft haben dies Ausbeutungsmittel zu einem furchtbaren gestaltet, nämlich ungeheure Ersparnisse an Menschenarbeit gemacht und eine so bedeutende Masse von Menschen aus ihren Beschäftigungen „aufs Pflaster geworfen", dass man diese mit

Recht eine industrielle Reserve-Armee nennt. Da endlich die Frauen und Kinder schlecht bezahlter oder arbeitsloser Arbeiter darauf angewiesen sind, um Lohn zu arbeiten, und in ihrer relativen Anspruchslosigkeit mit einem geringeren Lohn sich begnügen, so sind sie zu schlimmen Konkurrenten der Männer, zu „Lohndrückern" geworden.

Zu diesen Ursachen des Pauperismus gesellen sich noch weitere. Weil es den Eigentümern der Produktionsmittel darauf ankommt, die Produkte zu verkaufen, weil aber unter den Verkäufern auf dem Waarenmarkt Konkurrenz herrscht, so müssen sie bestrebt sein, möglichst billig zu verkaufen. Im allgemeinen ist nun der reichere Eigentümer in der Lage, billiger zu verkaufen, da er bessere Maschinen und Einrichtungen, billigere Rohstoffe und sonstige Vorteile besitzt. Und so pflegt der Reichere den minder Begüterten im Konkurrenzkampfe auszustechen und wirtschaftlich zu vernichten. Die Folge davon ist, dass die Ausbeutungs-Privilegien sich mehr und mehr auf eine an Zahl geringe Bevölkerungsklasse konzentrieren, die grosse Masse aber immer mehr proletarisiert wird, und die Kluft zwischen Bemittelten und Mittellosen an Tiefe und Breite zunimmt.*)

Was zur Konzentration der Produktivmittel und zur Verarmung der Masse noch erheblich beiträgt, sind die Absatz-Krisen. Sie erklären sich wesentlich aus dem Umstande, dass

*) Nach Dudley Baxters Abhandlung über das „Nationaleinkommen des vereinigten Königreichs" (London 1868) zeigt sich, dass mit der gesteigerten Ergiebigkeit der Arbeit das Einkommen der arbeitenden Klassen zu einem immer kleineren Bruchteil des gesamten Volkseinkommens zusammengeschmolzen ist, während das Einkommen der besitzenden Klassen sich zu einem immer grösseren Bruchteil des Nationaleinkommens gesteigert hat. Auf den Arbeiterstand fällt (nach E. Dühring: Kursus der National- und Sozialökonomie, Leipzig bei Reisland 1892) ein Einkommen von 300,000,000 Pfd., auf die übrige Gesellschaft eines von 500,000,000 Pfd. Der Anteil der Arbeit am Nationaleinkommen beträgt also nur $^3/_8$. Ihr volles Gewicht erhalten diese Einkünfte-Grössen erst dadurch, dass man sie mit der Kopfzahl der betreffenden Klasse vergleicht. Nach Dühring muss sich mit dem kleineren Anteil ($^3/_8$) die grosse Mehrheit der Bevölkerung (23,000,000) begnügen,

in Zeiten, wo Absatz der Waaren zu erwarten ist, wo also für die Privilegierten Aussicht auf Gewinn vorhanden ist, die Produktion einen Aufschwung nimmt, ohne dass die Kaufkraft der proletarisierten Volksmasse ihm zu folgen vermag. So treten Zeiten ein, wo der Markt mit Waaren überfüllt ist, während die Käufer ausbleiben. „Überproduktion" pflegt man diesen Zustand zu nennen; Unterkonsumption müsste man eigentlich sagen: denn in Anbetracht der Thatsache, dass die Masse nur eine elende Nahrung, Kleidung und Wohnung hat, kann man doch nicht behaupten, dass zuviel Lebensmittel, zuviel Kleider und Häuser produziert worden sind, sondern nur, dass die Konsumption wegen Geldmangels sich nicht auf diese Güter zu erstrecken vermag. Noch deutlicher wäre es, wenn man statt „Überproduktion" „Über-Ausbeutung" sagte; denn die Absatzkrise kommt daher, dass die Volksmasse durch die Privilegierten übermässig ausgebeutet und daher zum Kaufen ebenso unfähig wurde, wie ein Stück Land durch „Raubbau" unfruchtbar wird. Da liegen einerseits Haufen von Beute, von Produkten aller Art und sollen verkauft werden, andrerseits steht eine Menge, die an allem Mangel leidet, die kaufen möchte, aber nicht kann, — weil sie ausgeplündert ist. Da nun den Absatzkrisen die kleineren Eigentümer nicht so widerstandsfähig gegenüberstehen wie die grösseren, so gehen sie leicht daran wirtschaftlich zu Grunde, und die von ihnen beschäftigten Arbeiter verfallen der industriellen Reservearmee.

Es könnte scheinen, als halte ich den „Arbeitgeber", den „Unternehmer" in all seinen Funktionen für einen Ausbeuter. Gegen diese Auffassung verwahre ich mich. Der Unternehmer hat vielmehr, indem er die Produktion organisiert und leitet,

---

während $^5/_8$ sich auf nur 7,000,000 verteilen. Vergleicht man (nach Schippel) die oberste Einkommensstufe mit der untersten, so ist der Kontrast noch eindrucksvoller: 8,500 Köpfe beziehen 126,2000,000 Pfd., 4,529,000 Köpfe aber nur 97,600,000 Pfd., d. h. ein Drittel der Bevölkerung bezieht nicht einmal vier Fünftel von dem Einkommen, dessen sich $^1/_{1613}$ der Bevölkerung erfreut, oder: je ein Angehöriger der reichsten Klasse verschlingt das Einkommen von 700 Arbeitern.

eine produktive Seite. Zu einem Ausbeuter wird er erst dadurch, dass er ein Privileg, ein Ausschluss- oder Tributrecht besitzt, d. h. über Produktionsmittel verfügt, welche der arbeitenden Klasse unentbehrlich sind, aber vom privaten Besitzer, unter staatlicher Protektion, vorenthalten und nur solchen Arbeitern überlassen werden, die sich zu proletarischer Lohnarbeit, d. h. zu einem Tribut verstehen.*)

Als Kennzeichen des Ausbeuters kann man gemeiniglich das arbeitslose Einkommen betrachten, d. h. die Eigentümlichkeit, Einkommen zu haben, ohne produktiv oder genügend, dem Einkommen entsprechend, produktiv zu sein. Und so darf man unsern grossen volkswirtschaftlichen Notstand, die „soziale Frage", welche die gegenwärtige Gesellschaft so sehr beunruhigt, auf den Umstand zurückführen, dass die Mehrheit des Volkes weit weniger einnimmt, als sie produziert, die Minderheit aber weit mehr einnimmt, als sie produziert, teilweise sogar bei völliger Unproduktivität ein enormes Einkommen bezieht. Demgemäss darf man die Lösung des sozialen Problems einfach in der Beseitigung arbeitslosen Einkommens erblicken.

In seiner nacktesten Gestalt tritt das arbeitslose Einkommen als Rente und Zins auf. Um diese Ausbeutungsformen zu verstehen, bedenken wir, dass der Privilegierte, z. B. der Grundbesitzer, um sein Eigentum an Produktionsmitteln für sich auszunutzen, keineswegs darauf angewiesen ist, selber als Unternehmer thätig zu sein, dass er vielmehr auch die Möglichkeit hat, einem Andern das Recht der Unternehmerschaft einzuräumen, was er natürlich nur unter der Bedingung thun wird, dass ihm dieser für die Benutzung der geliehenen Produktionsmittel einen bestimmten Tribut zahlt. Um solchen Tribut (Pacht, Miete, Rente) zu beziehen, braucht der Privilegierte nicht im geringsten zu arbeiten; ja er braucht nicht einmal eine Gewalt zum Eintreiben des Tributs zu orga-

*) Den Eigentümern und Unternehmern einen persönlichen Vorwurf zu machen, geschweige Hass gegen sie zu wecken, liegt mir fern. Ich kritisiere nur die politisch-wirtschaftliche Institution des Privilegiums.

nisieren; das besorgt ja die Staatsgewalt für ihn aufs beste; er darf sich Ultimo getrost schlafen legen und in unserm wohlgeordneten „Rechts-Staate“ darauf rechnen, dass am nächsten Morgen der Tributpflichtige prompt erscheint und die Rente zahlt.

Noch in andrer Weise kann der Privilegierte sein Eigentum ausnutzen: er kann es gegen eine Wertsumme tauschen, kann es verkaufen. Da also wirtschaftliche Privilegien käuflich sind, so ist es schon sehr profitabel, eine Kaufsumme in Händen zu haben, mag sie auch nur entliehen worden sein. In Erwägung dieses Profits pflegt der Geldverleiher nur unter der Bedingung zu verleihen, dass er von dem Profit, den er seinem Schuldner ermöglicht, einen bestimmten Teil, einen „Zins“ erhält. —

Somit ist der Zins, ebenso wie die Rente, im grossen ganzen*), eine Beute, die aus dem Vorhandensein des Privilegiums entspringt; und die arbeitenden Volksmassen sind es, die alle Zinsen aufbringen müssen. Die Ausbeutung durch den Zins wird dadurch noch potenziert, dass der Zinsempfänger sehr häufig nur einen Teil der Zinsen konsumiert, um den Rest nochmals „werbend“, d. h. auf „Zinseszins“ anzulegen. So muss denn die arbeitende Klasse Milliarden jährlich an die Klasse der Geldverleiher indirekt zahlen**).

---

*) Soweit allerdings der Verleiher ein Risiko hat, und insofern das Äquivalent der ausgeliehenen Summe ein abnutzbares Gut (z. B. eine Maschine) sein kann, ist der Zins keine Ausbeute, sondern nur ein Mittel, um den Verleiher schadlos zu halten.

**) Dr. E. Harmening, Mitglied des Reichstages, einer der seltenen Männer, die sich nicht durch Parteizwang den Mund verschliessen lassen, illustriert die Verheerungen der Zinswirtschaft folgendermassen („Die Lösung der sozialen Frage durch Bodenbesitz-Reform“, zu beziehen durch die „Frei-Land“-Expedition, Berlin, Stallschreiberstr.):

„Wir haben Millionäre, zu denen die Millionäre des Altertums, wie z. B. Crassus, kaum noch in Vergleich zu stellen sind, Reiche, gegen die auch ein Krösus sich ausnimmt, wie ein sogenannter Dreier-Rentier gegen einen Tausend-Thaler-Mann. Sie zählen nicht ihr Vermögen, sondern ihr jährliches Einkommen nach Millionen. Sie nehmen mehr ein, als sie ver-

Hervorzuheben ist noch, dass der moderne Staat, eben weil seine Hauptaufgabe die Förderung der Privilegierten ist, eine mächtige Maschinerie anwendet, um aus der Arbeit des Volkes eine Flut von Zinsen herauszupressen. Ich meine nicht nur den Rechtsschutz, den er dem Gläubiger zur Eintreibung seiner Zinsen gewährt, sondern noch mehr die Steuerschraube.

---

brauchen können. Es ist überhaupt Jedermanns Bestreben, von seinem Zinseinkommen jährlich wieder Kapital zu bilden und daraus wieder Zinsen zu ziehen. Der Rentner, der zehntausend Mark Revenüen zu verzehren hat, will nicht immer bloss zehntausend Mark zu verzehren haben, er verbraucht im einzelnen Jahre etwas weniger und legt, was er an den zehntausend Mark erübrigt, zurück, um damit das zinstragende Kapital zu vergrössern. Genau so verfährt der Millionär, nur mit einem greifbareren Erfolge. Er hat, sagen wir, zehn Millionen Mark zu verbrauchen; hiervon verbraucht er vielleicht neun Millionen — wir wollen dies annehmen, obgleich er in Wirklichkeit nicht soviel verausgaben wird — und bleibt mit einer Million zurück. Was geschieht mit diesem Überschusse? Zinsen entstehen, wie schon betont, nicht von selbst; sie müssen durch Arbeit geschafft werden. Für jede Million Zins müssen die Güter angefertigt werden, um eben die Zinsen zu decken. Jener Millionär verlangt zehn Millionen Mark; um sie zu zahlen, werden soviel Waaren angefertigt, als zur Einbringung von zehn Millionen Mark nötig sind. Der Millionär verbraucht aber nur neun Millionen; für die fehlende eine Million müssten eigentlich die Produzenten selbst Waare kaufen und konsumieren. Sie können aber nicht; denn sie haben die vollen zehn Millionen Mark, also auch das Geld, womit sie die Waaren hätten kaufen können, an den Millionär abzuliefern. So entsteht das Defizit zwischen Produktion und Kauf, das uns als Überproduktion erscheint. Dies Defizit beträgt für die Kulturwelt jährlich etwa zehn Milliarden Mark! In dieser Höhe besteht der Überschuss an Einkommen, der von den Zinsberechtigten nicht verbraucht wird. (Vgl. Flürscheim, der einzige Rettungsweg. S. 26.) Dieser Überschuss wird nicht in Werkzeugen oder dergl. angelegt; es wird wieder durch verzinsliche Anlage sogenanntes Kapital daraus gemacht. Es wird möglichst sicher angelegt. Die Kapitalisten überlassen es ihren Zinsschuldnern, das Risiko zu tragen. Sie selbst wollen, mag ihr Zinsschuldner zu Grunde gehen, vor den Wechselfällen, namentlich des gewerblichen Lebens, gesichert sein. Die Erübrigung jenes Überschusses bedeutet eben eine jährliche Vermehrung der Schuldkapitalien um weitere zehn Milliarden Mark, Alles in sicheren Werten angelegt."

Um anzudeuten, wie beträchtlich das Geldmagnatentum und die Ausbeutung durch den Zins ist, zitiere ich eine Statistik, welche die Halbmonatsschrift „Frei Land" nach dem „Reichs-Anz." mitteilt: Der preussische Staat

In Schulden und aber Schulden pflegt er sich zu stürzen, um den Aufwand seiner Organe, z. B. des Molochs Militarismus, bestreiten zu können. Die Geldleute werden seine Gläubiger, indem sie die Staatsschuldscheine kaufen. Und um die Zinsen für diese aufzubringen, muss nun das arbeitende Volk unter dem Druck einer Steuerschraube, die mehr und mehr angezogen wird, Abgaben in allerlei Formen an den Staat zahlen*).

---

hat 8485 Personen aufzuweisen, deren Jahreseinkommen 36000 Mark übersteigt. Nimmt man das Einkommen als den 4prozentigen Zinsertrag eines Kapitals an, so stellen sich Einkommen und Kapital der reichsten Leute in Preussen wie folgt:

Zahl der Personen.	Einkommen jährlich je M.	Kapital zusammen Mill. M.
2 . . .	5–7,000,000 . . .	300
1 . . .	4–5,000,000 . . .	100
1 . . .	3–4,000,000 . . .	80
8 . . .	1½–3,000,000 . . .	400
23 . . .	1–1,500,000 . . .	600
1785 . . .	120– 900,000 . . .	8500
6665 . . .	36– 100,000 . . .	7700
8485		17770

Diese Millionen stellen also zusammen einen Kapitalbesitz von etwa 18 Milliarden Mark dar. Ihr Jahreseinkommen beträgt insgesamt etwa 800 Millionen Mark. Es ist hierbei allerdings vorausgesetzt, dass sich unter diesen Millionären vorwiegend ehrliche Leute befinden, die bei der Selbsteinschätzung einigermassen gewissenhaft verfahren sind. Eine Einkommen-Statistik aus anderen deutschen Bundes-Staaten liegt uns zur Zeit nicht vor Da aber alle derartigen Berechnungen nur Annäherungs-Rechnungen bleiben, so wird es erlaubt sein, wenn man, um auf das ganze deutsche Reich zu schliessen, die Zahlen aus Preussen verdoppelt. Sonach würde das deutsche Reich etwa 16,000 Millionäre aufzuweisen haben, und das deutsche Volk hätte, um deren Zinsen-Durst zu stillen, jährlich etwa 1400 Millionen Mark aufzubringen. — Die Erhaltung seiner Millionäre kostet dem deutschen Volke also mehr, als die Erhaltung des stehenden Heeres.

*) Die Bedienung der Privilegierten durch die Steuerschraube wird von Harmening veranschaulicht, indem er mit Flürscheim zwischen „wirklichem" und „imaginärem" Kapital unterscheidet. „Durch den Aufwand" — sagt er („Lösung der sozialen Frage . . .") —, in immer neuen Kriegsrüstungen, durch grosse Bauten (Kasernen, Festungen, Eisenbahnen, Kanäle, Paläste) werden Handel und Industrie zwar thätig erhalten. Allein man treibt den

Obwohl die angedeuteten volkswirtschaftlichen Kausalitäten keineswegs so schematisch wirken, wie es nach meiner Darstellung, die eben ein Schema herauszuarbeiten sucht, scheinen kann, obwohl sie vielmehr oft modifiziert, durchkreuzt, gehemmt oder aufgehoben werden, haben sie dennoch eine so hohe Bedeutung, dass, solange sie in Wirksamkeit bleiben, die Befreiung der Volksmasse vom proletarischen Elend ausgeschlossen ist. Erst wenn das Privilegium, die monopolistische Verfügung der Privilegierten über die Produktionsmittel, insbesondere über den Grund und Boden, beseitigt ist, erreicht die skizzierte wirtschaftliche Ausbeutung ihr Ende. Das Mittel, welches diesen hohen Kulturzweck erfüllt, besteht in einer umfassenden Aufklärung des Volkes über die wirtschaftlichen Verhältnisse, und in der Lähmung jener physischen und moralischen Autoritäten, die eine schirmende Hand über das Privileg halten.

Es gibt nun freilich, besonders unter den Besitzenden, Leute, welche mit Entschiedenheit leugnen, dass die Beseiti-

---

Teufel mit Beelzebub aus: Zur Bestreitung der Ausgaben werden Anleihen aufgelegt und so wieder die Tributrechte der Grosskapitalisten erhöht. Tributrechte der Kapitalisten! Das ist für die meisten ein ungehörtes Wort. Um es zum rechten Verständnis zu bringen, bedarf es der Unterscheidung zwischen wirklichem und dem bloss imaginären (eingebildeten) Kapital. Das letztere besteht aus kapitalisierten Tributrechten. Wirkliches Kapital sind die durch Arbeit hergestellten Güter, insbesondere solche, die zu weiterer Produktion Verwendung finden. Der Grund und Boden ist kein solches Gut. Er ist nicht das Erzeugnis von Menschenarbeit, was auch Sophisten, die das private Grundeigentum wegen der von dem Menschen am Boden geschaffenen Verbesserungen zu rechtfertigen suchen, sagen mögen. Betrachtet man nun die Kursliste eines beliebigen Börsenblattes, so findet man, dass nur ein verschwindender Teil der darin aufgeführten Werte wirkliches Kapital darstellt. Der Grund und Boden gehört nicht zum wirklichen Kapital . . . Nach den Bodenwerten kommen regelmässig die Staatsschuldscheine. Die Staatsschulden sind zu ungeheuren Beträgen angewachsen, während ihnen an wirklichen Kapitalien, d. h. Erzeugnissen aus Menschenhänden, nur eine geringe Summe gegenübersteht. Der französische Staat hat über 30 Milliarden Franken an öffentlichen Schulden; das gesamte französische Gesellschaftsvermögen, das des Staates, der Departements und Gemeinden wird nur auf 4 Milliarden geschätzt. Von diesen 4 Milliarden geht aber noch der Betrag

gung der Privilegien eine kulturelle, der Freiheit und Vernunft förderliche That ist. Diese Verfechter der wirtschaftlichen Ausbeutung behaupten, gerade die materielle Ungleichheit diene der kulturellen Erhöhung des Menschengeschlechts, indem sie nämlich einzelne Schichten der Bevölkerung zu Höhen des Reichtums und Genusses, der Freiheit, Bildung und Gesittung emporhebe, welche für eine im Sinne der Gleichheitsschwärmer nivellierte Menschheit unerreichbar seien. Ich gebe zu, dass dieser Gedanke etwas Wahres hat. Gewiss, in der alten Zeit, im Mittelalter und einem Teile der Neuzeit war es gerade die wirtschaftliche Ausbeutung, wodurch die Menschheit in den Stand versetzt wurde, in einzelnen Vertretern höhere Regionen zu erreichen und diese erhöhten Individuen durch Anlockung, Führung und Belehrung veredelnd auf die grosse Masse einwirken zu lassen. Damals aber war die Produktivität der Arbeit noch so wenig entwickelt, dass von der Masse wenig mehr als die blosse Fristung des Lebens erreicht werden konnte. Heutzutage indessen ist durch die Wissen-

---

ab, der auf öffentlichen Grundbesitz entfällt, weil dieser ebenfalls nicht wirkliches Kapital ist, so dass den 30 Milliarden französischer Staatsschulden nur zu $^1/_{15}$ wirkliches, zu $^{14}/_{15}$ imaginäres Kapital gegenübersteht. Die ganze Grundlage dieses imaginären Kapitals besteht lediglich in dem Marktwerte des Rechtes, mittels der Steuerschraube dem französischen Volke einen Tribut auspressen zu dürfen, der das Kapital verzinst. Wenn das Kapitalangebot und die Creditsicherheit des französischen Staates den Marktwert des Rechtes, durch den Staat für sich 4 Franken Tribut beitreiben zu lassen, auf 100 Franken bringt, so sagt man, dass französische Rente 4% abwirft, oder dass 4%ige französische Rente einen Kurs von 100 hat."

Noch eine kleine Randzeichnung zum Kapitel der Steuerschraube. In seiner Schrift „Die moderne Freiheit" bemerkt M. Ant. Niendorf: „Bei Staatsanleihen ist es ja bekannt, wie die grossen Bankhäuser den mächtigsten Staaten ihre Bedingungen vorschreiben ... An der Aufbringung der fünf Milliarden der französischen Kontribution verdienten die Bankkonsortien laut amtlicher Nachricht 245 Millionen. Die Kontribution ist doch ihrer Natur nach eine ausnahmsweise Steuer, die die französische Nation je nach dem Vermögen der Einzelnen hätte aufbringen müssen: was giebt dies nun für einen Widersinn, wenn gerade die reichsten Kapitalbesitzer Frankreichs statt Kontribution zu zahlen, 245 Millionen selbst an einer Kriegssteuer verdienen?"

schaft mit ihren Entdeckungen, durch die Technik mit ihren Erfindungen, mit ihrer Ausnutzung gigantischer Naturkräfte, sowie andere wirtschaftliche Faktoren, die Ergiebigkeit der Arbeit so ungeheuer gesteigert, dass bei entsprechender Umwandlung der politischen und sozialen Einrichtungen und Zustände schon eine mässige Arbeit dem gesamten Volke ein Leben voll materiellen und geistigen Wohlstandes ermöglichen würde. Heutzutage also stellt sich die wirtschaftliche Ausbeutung als eine veraltete, nur noch durch künstliche Gewalten erhaltene soziale Funktion, als ein durchaus unreines Mittel dar.

Eben deshalb ist ihr Untergang ausgemacht und lediglich eine Frage der Zeit. Sobald die ausschlaggebenden Volksschichten erst einsehen, dass eine bessere, von Ausbeutung gereinigte Volkswirtschaft möglich ist, und sobald Mittel und Wege hierzu gewiesen sind, wird die geschichtliche Entwickelung diese Wege beschreiten und jedes Hindernis über den Haufen werfen. Sonst müsste man an der allgemeinen Menschennatur, an den Gesetzen der Lebensentwickelung verzweifeln. Ja gerade die moderne Entwickelungslehre, speziell der Darwinismus, eröffnet die Aussicht auf Beseitigung der wirtschaftlichen Ausbeutung von heute, auf Befreiung der Menschheit im Sinne der besten Sozialisten.*)

Ob Darwinismus und Sozialismus, diese in unserm Jahrhundert hochbedeutenden Ideenkomplexe, sich miteinander vertragen, ist eine nicht mehr neue, aber meines Erachtens vor der Öffentlichkeit noch ziemlich ungenügend entschiedene Streitfrage. Virchow und Bebel haben gesagt, der Darwinismus führe konsequent zum Sozialismus, Oskar Schmidt und Häckel dagegen behaupten, der Sozialismus laufe den Thatsachen des Darwinismus zuwider. Neuerdings hat ein sogenannter „Sozialaristokrat“**) den Ausführungen Häckels beigepflichtet, wenn auch durchaus nicht in dem Sinne eines Anhängers der heutigen, ausbeuterischen Volkswirtschaft.

---

*) Nicht zu verwechseln mit den Sozialdemokraten.

**) „Volksdienst. Von einem Sozialaristokraten.“ Berlin bei Wiener 1893.

Häckels Meinung ist folgende*): „Wenn heute noch bisweilen Herr Bebel und andere Sozialisten-Führer ihre utopischen Theorien auf die Entwickelungslehre und speziell auf den Darwinismus gründen wollen, so beweisen sie damit nur, dass sie dessen Grundgedanken nicht kennen oder nicht verstehen. Denn der Darwinismus — die Selektions-Theorie — erscheint im Lichte unbefangener Kritik als ein aristokratisches Prinzip; es beruht auf der ‚Auslese der Besten'! Die Arbeitsteilung, auf welcher vorzugsweise die fortschreitende Entwickelung der organischen Welt beruht, bewirkt mit Notwendigkeit eine stetig zunehmende ‚Divergenz des Charakters', eine immer wachsende Ungleichheit der Individuen, ihrer Thätigkeit, ihrer Bildung, ihrer Lage. Je höher die menschliche Kultur aufsteigt, desto grösser müssen die Unterschiede und die Abstufungen der verschiedenen Arbeiterklassen werden, die zu ihrer verwickelten Maschinerie zusammenwirken. Der Kommunismus oder die von der Sozialdemokratie erstrebte Gleichheit der Existenz-Bedingungen und Leistungen würde dagegen gleichbedeutend sein mit dem Rückfall in die Barbarei, in den tierischen Urzustand der rohen Naturvölker". Diese Ausführung will nachweisen, dass die preussische Regierung für die sozialen Umsturzbestrebungen nicht die atheistische, sondern die christliche Weltanschauung verantwortlich machen sollte, und dass in der Naturwissenschaft, speziell im Darwinismus geradezu eine Apologie der heutigen Volkswirtschaft mit ihren schroffen Klassenunterschieden ihrer Zerklüftung der Bevölkerung in Herrschende und Beherrschte, Ausbeuter und Ausgebeutete, obere Zehntausend und Proletarier liege. Bald nach ihrer Veröffentlichung fand diese Ansicht in derselben Zeitschrift einen knappen aber treffenden Widerspruch in B. Friedländers Worten**): „Der jetzt unter den Menschen, sogar derselben Nation, tobende unmenschliche und verheerende ‚Kampf ums Dasein' und besonders die moderne Form desselben ist,

*) Freie Bühne, III. Jahrg. 3. Heft.
**) Freie Bühne, IV. Jahrg. 6. Heft.

wie auch Häckel einsehen sollte, nichts weniger, als ein aristokratisches, sondern viel eher ein kakistokratisches Prinzip, indem sie den grössten und geschicktesten Gaunern zur Herrschaft verhilft."

Gesetzt, ein Faktor der Lebensentwickelung, z. B. der „struggle for life", der Wettbewerb um die Daseinsmittel, sei es, wodurch die wirtschaftliche Ausbeutung seither bedingt worden ist, so wäre es deswegen doch nicht ausgemacht, dass auch hinfort solche Ausbeutung stattfindet. Denn es ist sehr wohl denkbar, dass andere Faktoren der menschheitlichen Entwickelung, wie Vernunft, Menschenliebe und genossenschaftliche Macht, dermaleinst eine solche Bedeutung erlangt haben werden, dass sie dem wirtschaftlichen Kampf ums nackte Dasein, dem „struggle for bare existence" der Menschen unter einander ein Ende machen.

Der Einwand, Naturgesetzen könne der Mensch kein Ende machen, beruht auf einer Unklarheit. Jedes Naturgesetz ist nur eine Regelmässigkeit von der Form: Wenn A geschieht, geschieht B. Jede naturgesetzliche Wirksamkeit (B) ist also an eine Bedingung (A) geknüpft. Solange diese Bedingung nicht erfüllt wird, bleibt das Naturgesetz ausser Wirksamkeit. Die physikalischen Fallgesetze sind nur dann wirksam, wenn hinreichende Bedingungen für das Fallen eines Körpers vorhanden sind. Und so ist das Gesetz vom „Kampf ums Dasein" nur da wirksam, wo seine Bedingungen erfüllt sind.

Nun ist der „struggle for life" jedenfalls an folgende Bedingung geknüpft: Zwei Parteien von Lebewesen müssen Lebensinteressen haben, die miteinander so sehr kollidieren, dass das Interesse der einen Partei die Unterdrückung der anderen verlangt. Dann, aber auch nur dann, entspinnt sich ein Kampf ums Dasein. Das blosse Zusammenleben genügt nicht, um einen struggle hervorzurufen. Giebt es denn nicht Tiere, die in Frieden, ja in einem Schutzbündnis mit einander leben? Und wenn auch bisher unter den Menschen Ausbeutung gewaltet hat, so ist es doch gewiss nicht ausgeschlossen, dass sie im Angesicht des technischen und wissenschaftlichen Auf-

schwunges und des ungeheuren Wachstums der Produktivität zur Erkenntnis ihrer Interessengemeinschaft, zu einer wirtschaftlichen Solidarität gelangen.

Ja, gerade der struggle for life wird solche Solidarität herbeiführen. Ich meine den Klassenkampf ums Dasein, den die „Enterbten" der modernen Gesellschaft gegen die Privilegierten führen. Allerdings solange die Ausgebeuteten infolge ihrer Zersplitterung noch schwächer sind, als die von Flinten und Säbeln beschirmten Privilegierten, dauert ihre Ausbeutung weiter. Sobald aber die wirtschaftliche Entwickelung im Verein mit der Aufklärung die proletarische Masse, die ja die grosse Mehrheit der Bevölkerung bildet, zu einem Bündnisse, zu einer einigen Macht zusammengeschmiedet haben wird, kann keine Regierung, keine Armee, keine Autorität dieser Macht widerstehen; siegen wird sie, die Möglichkeit wirtschaftlicher Ausbeutung beseitigen wird sie kraft des Gesetzes vom „struggle for life", nach welchem der Stärkere siegt.

Es giebt nun Leute, die an dem Siege einer proletarischen Erhebung nicht zweifeln, indessen befürchten, dass er an Stelle der früheren Ausbeutung nur eine neue Form der Ausbeutung, z. B. die Ausbeutung des Individuums durch den Demos, die grosse Masse, setzen wird. Ich teile diese Befürchtung, halte es aber für möglich, dass ein energisches und erleuchtendes Eintreten für Freiheit und Individualismus der geschichtlichen Entwickelung einen solchen Anstoss giebt, dass sie das Uebel nicht oder wenigstens nur leicht berührt. Und sollten wir dennoch in einen Zwangsstaat, in individuelle Knechtschaft hineingeraten, nun so hoffe ich, das glühende Verlangen nach Freiheit wird sich nicht ersticken lassen, sondern die Menschheit auch aus dieser Patsche wieder herausreissen.

Unverständlich ist es mir, mit welchem Rechte Häckel den Darwinismus und Individualismus ins Feld führt, um eine Lanze für die wirtschaftliche Ausbeutung zu brechen.

Ich bestreite zunächst, dass der Sozialismus (abgesehen von rohen, verworrenen Vorstellungen, wie sie sich natürlich massenhaft bei den „zielbewussten Genossen" finden) eine

„Gleichheit der Leistungen“ von der Art erstrebt, dass die Arbeitsteilung verkümmert. Im Gegenteil, der Sozialismus will, um die Volkswirtschaft rationeller zu machen, die Arbeitsteilung noch mehr ausbilden.

Wenn nun Häckel der Arbeitsteilung eine Differenzierung der Charaktere zuschreibt, so hat er insofern recht, als jede einseitige Beschäftigung den Beschäftigten einen gewissen Stempel aufprägt und zuweilen von vorn herein besondere Anlagen, meinethalben eine entsprechende „Bildung“ erfordert. Inwiefern aber folgt daraus, dass auch die wirtschaftliche „Lage“ (wie Häckel sagt) der Beschäftigen sich differenzieren, dass es (wie Häckel andeutet) auch eine „Abstufung“ in Reiche und Arme geben muss?

Ich bestreite übrigens, dass das Fortschreiten der Arbeitsteilung Hand in Hand gehen muss mit zunehmender „Divergenz des Charakters“ in dem hohen Masse, das Häckel vorschwebt. Denn nur die einseitige Beschäftigung hinterlässt tiefe Spuren im Wesen des Menschen. Der Sozialismus aber will, entrüstet über die Monotonie der proletarischen Arbeit mit ihrer Bedrückung und Nivellierung des körperlichen und geistigen Lebens, eine Volkswirtschaft einführen, die den Arbeitern eine kürzere, angenehmere, wechselvollere und weit ergiebigere Arbeit, folglich Zeit und Gelegenheit zur intellektuellen Bildung und auch einer gewissen Individualisierung darbietet. Sieht denn Häckel nicht, dass gerade die heutige, von ihm gepriesene Volkswirtschaft eine barbarische Gleichmacherei betreibt in Industrien, wo hunderttausend Arbeitsleute immer nur einige bestimmte Muskelbewegungen zu machen haben, und durch diese entsetzliche Einförmigkeit einer körperlichen und geistigen Verkümmerung überliefert werden, die sie weit und weiter von Häckels Menschenideal entfernt? Solche Entfernung wird Häckel nicht meinen mit der „Divergenz des Charakters“, die er beliebäugelt.

Endlich ist nicht ersichtlich, wieso eine „Gleichheit der Existenz-Bedingungen“ uns „in den tierischen Zustand der rohen Naturvölker“ zurückversetzen würde. Eine gewisse Un-

gleichheit der Existenz-Bedingungen, nämlich unsere Zerklüftung in Reiche und Arme ist es vielmehr, wodurch Millionen Angehöriger unserer „Kultur"-Welt in tierische Zustände versetzt werden. Und der Sozialismus, zumal wie ich ihn will, sucht die Existenzbedingungen nicht etwa durch Abtragung ihrer sonnigen Höhen, sondern durch Zuschüttung ihrer grauenvollen Schluchten zu nivellieren, also die gesamte Menschheit zu Licht, Gesundheit, Freude emporzubringen. Prof. Häckel scheint dagegen zu meinen, der Sozialismus wolle allen intellektuellen Arbeitern ein Schuhputzer- und Steinklopfer-Dasein zudiktieren. Er verwechselt augenscheinlich eine gewisse Nivellierung der Existenz-Bedingungen mit Gleichmachung der Menschen in ihrer Natur, ihrer Bildung, ihrem Charakter, ihren Bedürfnissen, Fähigkeiten und Verrichtungen. „Gleichheit der Lebenslage", bemerkt Elisée Réclus mit Recht, sei „durchaus nicht mit der unendlichen Verschiedenheit des menschlichen Charakters unvereinbar". Wenn man freilich eine derartige „Gleichheit" erstrebt, dass alle Genossen, mögen sie auch auf den verschiedensten Produktionsgebieten und mit den verschiedensten Fähigkeiten arbeiten, ein gleiches Einkommen haben und gleich lange arbeiten sollen, so gebe ich Häckel recht, wenn er von „Rückfall in die Barbarei" spricht. Doch er hätte wissen können, dass durchaus nicht alle Sozialisten und Kommunisten solche barbarische Gleichmacherei erstreben, dass Sozialisten wie z. B. Hertzka und Friedländer für eine Mannigfaltigkeit des Einkommens und der Leistungen eintreten, und dass die anarchistischen Kommunisten geradezu proklamieren: „Jedem nach seinen Bedürfnissen und Fähigkeiten" — ein Grundsatz, der durchaus keine Gleichmacherei, sondern schrankenlose Freiheit der Individuen in all ihren Verschiedenheiten herbeiführen will.

Vollends unbegreiflich ist es mir, wenn Häckel meint, die Selektion, der heutige struggle for life in der Menschenwelt sei ein „aristokratisches Prinzip", das zur „Auslese der Besten" führe. Also die wirtschaftlich Wohlsituierten sind „die Besten"! Ich gebe zu, dass es teilweise so ist, dass z. B. in Häckel selbst und vielen seiner Standesgenossen Wohlsituiertheit und

Tüchtigkeit kongruieren. Um das zu erklären, müssen wir aber bedenken, dass die Bildung heutzutage vom materiellen Besitz abhängt, dass jedenfalls zahllose Angehörige der armen Volksklasse nur durch ihre materielle Mittellosigkeit, nicht aber durch Mangel an natürlicher Begabung verhindert werden, sich geistig auszubilden und „den Besten" gleich zu werden. Der intellektuelle Wetteifer und somit die Auslese der Besten wird durch die wirtschaftliche Ausbeutung nicht begünstigt, sondern in hohem Grade benachteiligt. Sehen wir einmal die wirtschaftlichen Sieger und die Besiegten näher an und prüfen wir, ob „die Besten" einerseits, die Schlechtesten andrerseits stehen; nach ihren körperlichen, geistigen und moralischen Eigenschaften prüfen wir den siegreichen Börsenjobber und den ländlichen Tagelöhner, den Lieutenant und den Schustergesellen, den Geheimrat und den Kohlengräber, den Geistlichen und den Fabrikarbeiter. Ich wage es nicht, die „oberen Zehntausend" „die Besten" zu nennen. Und das Schlechte, was die unteren Volksschichten an sich haben, ist durchaus nicht die Ursache ihres wirtschaftlichen Elends (wie Häckel zu meinen scheint), sondern einfach die Wirkung.

Der freie Wettbewerb der persönlichen Kräfte, welchen Häckel als einen Vorzug der gegenwärtigen Volkswirtschaft betrachtet, weil er zur Auslese der Tüchtigen und zur Vervollkommnung der Menschheit führe, hat auch meine Hochachtung, ist jedoch kein Vorzug der heutigen Volkswirtschaft vor der sozialistischen. Im Gegenteil, der von mir und anderen Sozialisten (z. B. Henry George, Hertzka, Flürscheim, Benedikt Friedländer*) erstrebte Sozialismus, entfesselt den denkbar freiesten Wettbewerb der persönlichen Kräfte. Und wie Häckel bekämpfe ich jene sozialdemokratische Richtung, die mit einem Bellamy**) die freie Konkurrenz verantwortlich macht für die sozialen Missstände unserer Tage und daher das private Unternehmertum durch einen Staatssozialismus zu ver-

*) Der freiheitliche Sozialismus. Berlin bei O. Harnisch.

**) „Ein Rückblick aus dem Jahre 2000 auf 1887." Leipzig bei Reclam.

drängen sucht. Indessen im Gegensatze zu Häckel wie zu den Staatssozialisten behaupte ich: Was heutzutage so genannt wird, ist durchaus kein freier Wettbewerb der persönlichen Kräfte, sondern ein unfreier, gehemmter Wettbewerb, ein struggle unter höchst unbilligen Bedingungen. Was in ihm die Siege herbeiführt, ist bei weitem seltener persönliche Tüchtigkeit, als ererbter oder ergaunerter Reichtum. Der Unbemittelte aber gelangt, selbst bei vorzüglichen Anlagen, nur in ausserordentlich geringen Fällen zu Wohlstand, Sorglosigkeit und Freiheit; meistens verkümmern seine Anlagen in wirtschaftlicher Dürftigkeit; gelangen sie aber zur Entwickelung, so fehlt ihnen gewöhnlich das Moment, was im heutigen Wettbewerbe besonders förderlich ist: Geld.

„Hat man viel, so wird man bald
Noch viel mehr dazu bekommen.
Wer nur wenig hat, dem wird
Auch das wenige genommen.
Wenn du aber gar nichts hast,
Ach, so lasse dich begraben —
Denn ein Recht zum Leben, Lump,
Haben nur, die etwas haben.*)

Treffend vergleicht der erwähnte „Sozialaristokrat“ die gegenwärtige wirtschaftliche „Ordnung“ einem Rennen, bei dem die Mehrzahl zu Fuss trabt, während viele auf Fahrrädern verschiedener Schnelligkeit fahren, andere hoch zu Ross dahinfliegen, einige wenige aber auf einem Blitzzug mit Dampfkraft dem Ziele zusausen. „Trotzdem die Fussläufer die grösste Arbeit leisten, bleiben sie doch am weitesten zurück — die Arbeiter; während die Erbkapitalisten auf ihren Zweirädern wenigstens noch treten müssen, den Erbadel und Grossgrundbesitz das Ross ohne seine Arbeit vorwärts trägt, und den Erbfürsten die Dampfkraft mit allem Komfort ans Ziel trägt, das so fern steht, dass selbst Zweirad und Ross es im Laufe eines Lebens niemals erreichen können. Fände bis zu den Fahrmitteln nur ein

*) Heine im „Lazarus“.

halbstündiger Wettlauf statt, und hätten diejenigen, die sie zuerst erreichten, das Vorrecht, sich von nun an ihrer zu bedienen, dann sollte man staunen, wie verändertes Personal sie auf einmal hätten.“

Ja würde das wirtschaftliche Privilegium beseitigt sein, dann erst hätte der Schluss von sozialer Prominenz auf persönliche Tüchtigkeit Berechtigung. Und die „Auslese der Besten“, die dann ohne Hemmung von statten ginge, hätte keinen Kampf ums Dasein unter unbilligen Bedingungen zur Voraussetzung, sondern einen edeln, gerechten Struggle for life der Geister, der Charaktere, der Talente, der Gedanken, Kunstwerke und guten Thaten. Und diese „freie Konkurrenz“ würde die Menschheit in immer flotterem Tempo jener Höhe entgegenführen, wo glückselige Freiheit, Schrankenlosigkeit des Individuums, üppigste, doch vernünftige Lebensbethätigung waltet.

Ich möchte noch bemerken, dass die darwinistischen Gedanken von der Ausschaltung des zum Leben Untauglichen und von der Anpassung der Lebewesen an ihre Existenzbedingungen geeignet sind, die Hoffnung auf wirtschaftliche Befreiung der Völker zu bestärken. Mit derselben Wahrscheinlichkeit werden unzweckmässige Einrichtungen von der menschlichen Gesellschaft abgelegt, wie unzweckmässige Eigenschaften von einer Organismen-Art. Und wenn schon mangelhaft intelligente Arten die Tendenz haben, eine Anpassung zwischen ihren Bedürfnissen und ihrer äusseren Lage herbeizuführen, so wird noch viel energischer und erfolgreicher die Menschheit solche Harmonie erstreben.

Hierzu bieten sich nun zwei Wege dar: Entweder passen wir unsere Bedürfnisse der äusseren Lage an, im vorliegenden Falle unserer Volkswirtschaft mit ihrem Privilegium, ihrer Ausbeutung, — und dann wird die Volksmasse zu Kulis; oder wir passen die äussere Lage, die Volkswirtschaft, Produktion und Konsumtion, den Bedürfnissen des Volkes an, — und dann sind wir sozialistische „Umstürzler“, jedenfalls nicht nationalökonomische Gesinnungsgenossen Häckels.

11. Der Gewaltstaat.

„Es gilt, am Gewaltrecht und Gewaltstaat, sowie am zugehörigen Wahn und Trug in Gedanken und That eine ähnliche Kritik zu üben, wie sie am Reich der religiösen Superstition schon zu einem ansehnlichen Teil ideell und faktisch in Vollzug gesetzt wurde. Die bessern Völker- und Volkselemente sind zu diesem grossen Werk berufen und auch imstande, es selbstbewusst und kühn in Angriff zu nehmen, sobald sie sich mit der ganzen sittlichen und wissenschaftlichen Kraft erfüllt haben, die in den höchsten Steigerungen des befreiten Denkens und des veredelten Wollens pulsiert." Eugen Dühring.

Unter Gewaltstaat verstehe ich den Staat, insofern er nicht auf freier Vereinbarung seiner Angehörigen, sondern auf Herrschaft der Einen über die Andern, Vergewaltigung der Unterthanen beruht. Ein unreines Mittel dieser Gewaltstaat. Das ergiebt sich folgerichtig aus meiner Grundidee, welche in jeglicher Vergewaltigung eine Brutalität, in der Zwanglosigkeit allein die Atmosphäre des freien Vernunftmenschen findet.

Drum gilt es, aus dem gesellschaftlichen Körper auszuscheiden das bösartige Element, welches die individuelle und soziale Freiheit nicht aufkommen lässt; es gilt, den Gewaltstaat nach der Methode des reinen Mittels abzulösen durch die freie Gesellschaft.

Will man die freie Gesellschaft, soweit sie sich als ein Gefüge von zwanglosen Bündnissen darstellen wird, noch Staat nennen, so bin ich nicht schroff dagegen, weil ja im Gebrauch begrifflich unbestimmter Worte die Willkür stets eine

Rolle spielt; ich stelle jedoch die Bedingung, dass man solchen idealen „Staat“ nicht verwechselt mit dem faktischen Staate, wie er in der Geschichte sich darstellt.

Zwingende Gewalt hat die historischen Staaten erzeugt; Sieg und Unterjochung ordneten den Menschen dem Menschen über und unter. Bedrohung mit dem Schwerte, Ausplünderung und Vorenthaltung wichtiger Produktionsmittel knechteten ganze Massen, und die Dauer der Knechtschaft, verbunden mit moralischen Herrschaftsmitteln, erzeugte jene Knechtseligkeit, welche die Herrschaft erst recht befestigt, indem sie in dem Gewaltstaate eine „Ordnung“ erblickt, der zu huldigen, alle vernünftigen und gesitteten Menschen ein Interesse haben sollen. Herrscher und Beherrschte, Obrigkeit und Unterthanen, Regierung und Regierte, Privilegierte und Ausgebeutete, — diese Gegensätze bilden einen notwendigen Bestandteil des historischen Staates. „Die Aufhebung dieses Gegensatzes — so gesteht ja selbst ein Vertreter*) der normalen Staatsidee —, die unbeschränkte Gleichstellung aller Individuen ist unvereinbar mit dem Wesen des Staates“ ... Hervorragende Soziologen identifizieren denn auch den Staat geradezu mit dem Gewaltstaate. So behauptet H. Spencer**): „Das Eine ist unbestreitbar wahr, dass Gewalt und Ungerechtigkeit die Erzeuger jedweder Regierung sind, und dass Gewalt und Ungerechtigkeit die Bedingungen ihres Fortbestandes sind.“ Und nicht minder köstlich in seiner rücksichtslosen Wahrheitssuche bemerkt der Grazer Professor für Staatstheorie Dr. Ludwig Gumplowicz***), der sogar ein Verehrer des Staates ist: „Das oberste Institut des Staatsrechtes ist offenbar die staatliche Herrschaft selbst. Dass die Einen über die Andern herrschen, das ist der nackte Kern des Staatsbegriffes. Dass sich die Einen diese Herrschaft über die Anderen verschaffen, was nie und nirgends ohne Gewaltanwendung vor sich gehen kann, das war demnach der

*) Julius Bender: Staats-, Völker- und Kirchenrecht. Kassel 1889.
**) H. Spencer: „The Sins of Legislators“. Contemporary Review.
***) Rechtsstaat und Sozialismus. Innsbruck 1881.

Anfang des Staates und das erste Kapitel all und jedes Staatsrechts. Mögen ängstliche Theoretiker vor dieser These erschrecken; mögen sie zurückschaudern vor dem Gedanken, dass am Anfang nicht das Recht war, sondern die Gewalt; mögen sie schliesslich die Folge einer solchen Theorie verdächtigen wollen: Die Geschichte beweist auf jedem ihrer Blätter die Wahrheit dieses Satzes, und Erfahrung und Lebensweisheit lehren uns, dass die Wahrheit noch nie Unheil stiftete — dass unheilbringend nur die Lüge ist.“ Und nicht nur die früheren, sondern alle Staaten sind nach Gumplowicz Gewaltstaaten. „Als das Wesen des Staates“ ergiebt sich ihm die Organisation der Herrschaft der Einen über die Andern — sei es der einen Stämme, Stände, Kasten, Klassen oder wie immer man diese Gruppen benennen mag und in welchen Formen sie auch erscheinen mögen, über die Andern. Die Idee des Staates kann also nur diese Herrschaft zum Inhalte haben — zu einer Herrschaft aber gehören ausser den Herrschenden notwendigerweise auch Abhängige und Beherrschte.“

Ein Vorläufer dieser Staatstheorie ist Schlözer, der schon 1793*) bemerkte, dass „die meisten Staaten durch Zwang entstanden sind. Zwang setzt Krieg voraus und Krieg einen Heerführer. Der Heerführer blieb auch im Frieden Anführer; der Suffet ward Richter oder Justizpräsident.“ Dieser Anschauung nahe lag der Vergleich der Staatsregierung mit einer Räuberbande; Schlözer stutzte und suchte nun die Heiligkeit des Staates dadurch zu retten, dass er den Unterthanen freiwillige Unterwerfung und freiwilliges Verharren im Staate andichtete. „Soll ein Unterschied zwischen Räuberbande und Regierung sein, so muss freies Belieben in die Mitte treten.“ Wenn indessen die Unterthanen nichts als Unterthanen sein konnten oder wenigstens zu können glaubten, wenn sie weder gefragt noch überhaupt auf die Frage gebracht wurden, ob sie etwas Anderes sein wollten, nun so ist ihre „Freiwilligkeit“ offenbar nur eine zur Tugend erhobene Not.

*) Allgem. Staatsrecht und Staatsverfassungslehre. Göttingen 1793.

Dieser Konsequenz nähert sich Schlözer, wenn er sagt, dass „im wesentlichen alle Staaten sich gleich", nämlich „überall Befehlende und Gehorchende" seien.

Es giebt eine Theorie, die im Staate das freie Werk der Staatsbürger, das Erzeugnis eines Vertrages der Individuen unter einander erblickt. Doch die Grotius, Hobbes, Puffendorf, Rousseau, Sieyes und Kant verwechseln den Staat, wie er ist, mit dem Staate, wie er nach ihren Wünschen sein sollte, sie definieren idealistisch, nicht realistisch. Schon eine schlichte Erwägung ist geeignet, jene Vertrags-Theorie zu widerlegen. Wer von uns ist denn auf Grund eines Vertrages in den Staat eingetreten? wer ist gefragt worden, ob er einwillige, dem Staate anzugehören? wer darf seine staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten als kontraktliche Vereinbarungen bezeichnen? wer ist in der Lage, auf die Zugehörigkeit zu einem der vorhandenen Staaten zu verzichten, ohne deswegen aus der modernen Welt überhaupt auszuscheiden? — Wäre die Vertragstheorie haltbar, so hätten ja die Opfer des Staates, z. B. die auf dem Schlachtfelde Gefallenen, ihr Los lediglich sich selber zuzuschreiben, und dann wäre jedermann berechtigt, sich durch solche Ergebnisse warnen zu lassen und den Abschluss des „Staats-Vertrages" zu verweigern. Doch dem ist nicht so; vielmehr werden die Unterthanen, kaum geboren, nolens volens, ohne dass ein Kontrakt ihnen zu freier Entschliessung jemals vorgelegen hat oder vorgelegt wurde, als Kontrahenten behandelt, und ich muss riskieren, als himmelblauer Utopist zu gelten, wenn ich aus der Vertrags-Theorie die Forderung ableite: Wohlan denn, ihr Freunde der freien Vereinbarung, schliesset einen neuen, einen wirklichen Vertrag, dessen Vorteile klar vor Augen liegen und euren Leistungen angemessen sind, vereinbaret ihn mit euren Mitmenschen, ohne euch dazu gewaltsam zwingen zu lassen, vereinbaret ihn frei und vernünftig. Wenn ihr das thut, so ist der freie Vernunftmensch kein platonisches Traumgebilde mehr.

Der autoritäre Charakter des von meinem Gesellschaftsideale noch fernen Staates ergiebt sich schon aus der That-

sache, dass jede Regierung, selbst die eines „Volksstaates", wie er sich in der Schweiz oder im Kopfe eines Liebknecht darstellt, Werkzeuge des Zwanges nicht entbehren kann, ja deren ein ganzes Arsenal hegt. Ich nenne das Heer, die Polizei und das Gericht, die Flinten, Säbel, Knüttel, Knuten, Ketten und Kerker. Bemerkenswert ist dabei die Praxis vieler Regierungen, für sich ein Monopol der Verwendung, wenn nicht gar des Besitzes solcher Zwangsmittel in Anspruch zu nehmen, — angeblich um „Ordnung" und „Frieden", in Wahrheit um die Staatsbürger machtlos und unterthänig zu erhalten.

Bestärkt wird die Herrschaftlichkeit des Staates durch das Ansehen, das er seinen Organen zu verleihen versteht. Die sichere, einträgliche, machtvolle Stellung der höchsten und mittleren Staatsbeamten, der Gehorsam und Respekt, den Unterbeamten und Unterthanen ihnen zu zollen haben, ihre besondere Beschirmung durch die oberste Gewalt, wie sie sich z. B. in der „Beamtenbeleidigung" offenbart, auch eine gewisse Ehrbarkeit, deren sie beflissen sein müssen, ferner der Glanz ihrer Abzeichen, der Amtstracht oder Uniform, des Degens, der Orden und Ehrenzeichen, gelegentlich auch die besondere Geltung, die ihrem Worte, z. B. dem Eide („Dienst-Eide"), beigemessen wird . . . diese und noch andere Eigenheiten wirken ihren Besitzern eine ungewöhnliche moralische Autorität aus.

Hierzu gesellt sich gewöhnlich religiöse Autorität. Mit besonderer Vorliebe leiten nämlich die Regierungen ihre Würde von der allerhöchsten Autorität, der Gottheit, ab. So sagt ein regierungstreuer Lehrer der Staatswissenschaft*): „Es ruht vor allem das Ansehen des Staates auf der Verordnung, (Ermächtigung, Einsetzung) Gottes . . . Seine ganze legitime Ordnung — Gesetz, Verfassung, Obrigkeit — hat daraus ihre bindende Macht. Insbesondere hat die Obrigkeit Ansehen und Gewalt

*) Fr. Jul. Stahl: Die Staatslehre und die Prinzipien des Staatsrechts. Heidelberg 1856.

von Gott. Sie ist von Gottes Gnaden. ‚Wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet' (Röm. 13)". Was eine solche Obrigkeit von Gottes Gnaden thut, rechtfertigt sie gern durch den Hinweis, es geschehe im Auftrage und zum Dienste Gottes. „Sie übt, sagt Stahl, ihr Recht nicht bloss nach Gottes Ordnung, wie auch der Eigentümer, der Vater, sondern auch für Gottes Ordnung. Es ist nicht ein blosses eigenes Recht, ein eigener Besitz, sondern eine göttliche Mission . . . Nur als die ‚Dienerin Gottes' ist die Obrigkeit die ‚Rächerin zur Strafe über den der Böses thut'. Darum ist auch die Obrigkeit mit Majestät umkleidet." Welchen Wert die Inhaber der Staatsmaschinerie ihrer Heiligung durch die religiöse Autorität beilegen, ersieht man aus dem Umstande, dass von je die Fürsten sich gern von kirchlichen Grössen weihen, krönen, salben oder bestätigen liessen. Es ist bezeichnend, dass Friedrich Wilhelm IV. von Preussen die Kaiserkrone „nicht aus Volkes Händen" empfangen wollte, und dass Wilhelm I. die preussische Krone „von Gottes Tisch" nahm. Um die religiöse Grundlage ihres Ansehens zu wahren, sind die Regierungen, trotz gewisser Plänkeleien gegen „kulturfeindliche", d. h. dem Staats-Supremat widerstrebende Tendenzen, ziemlich allgemein beflissen, die Kirchen zu protegieren und dem Volke die Religion zu erhalten, besonders mittels der Pädagogik sowie des Strafgesetzbuches; ich erinnere z. B. an unsern wunderlichen „Gotteslästerungs"-Paragraphen, der einzig und allein unter dem Gesichtspunkte rationell erscheint, dass der Staat*), einen Ast, der ihn stützen hilft, nämlich die religiöse Autorität, nicht abgesägt wissen will.

Obwohl nun aber solcherart die Volksmasse aller Staaten mit Unterthänigkeit getränkt ist, betrachtet sie dennoch ihre Regierung mit einer gewissen Antipathie, mit Misstrauen oder Furcht, zuweilen mit Hass, — so wie der Knecht seinen Herrn, der Feind den Feind. John Stuart Mill bemerkt**)

*) § 166 des Reichs-Strafgesetzbuches.
**) Über die Freiheit.

über sein Vaterland: Es besteht hier eine sehr lebendige Eifersucht gegen jede unmittelbare Einmischung der Gesetzgebungs- und Verwaltungsbehörden in das Privatleben: nicht sowohl aus Rechtsachtung vor der Unabhängigkeit des Einzelnen, als wegen der noch nicht erloschenen Gewöhnung, bei der Regierung stets ein dem öffentlichen entgegenstehendes Interesse vorauszusetzen.“ Solche Regung einer Feindseligkeit, die zuweilen zur Empörung anschwillt, ist ein untrügliches Zeichen dafür, dass trotz aller theologischen, juristischen und pädagogischen Sophistik, trotz aller phrasenhaften Harmonie-Apostelei das Volk seine Regierung weniger als Dienerin des Gemeinwohls, denn als eine herrschende Sonderinteressen-Partei betrachtet. In den Zeiten von Laotse (6. Jahrh. vor Chr.) bis Nietzsche hat solche Disharmonie kraftvolle Formulierungen zu Ungunsten der Obrigkeit gefunden und zu revolutionären, auf Beseitigung der Herrschaft gerichteten Systemen der Ethik geführt.

In seiner philosophischen Dichtung „Also sprach Zarathustra“, in dem Kapitel „Vom neuen Götzen“ spricht Nietzsche die vernichtenden Worte: „Staat? Was ist das? Wohlan! Jetzt thut mir die Ohren auf, denn jetzt sage ich euch mein Wort vom Tode der Völker. Staat heisst das kälteste aller kalten Ungeheuer. Kalt lügt es auch; und diese Lüge kriecht aus seinem Munde: ‚Ich, der Staat, bin das Volk‘ . . . Wo es noch ein Volk giebt, da versteht es den Staat nicht und hasst ihn als den bösen Blick und Sünde an Sitten und Rechten . . . Aber der Staat lügt in allen Zungen des Guten und Bösen; und was er auch redet, er lügt — und was er auch hat, gestohlen hat er's . . . ‚Auf der Erde ist nichts Grösseres als ich: der ordnende Finger bin ich Gottes‘ — also brüllt das Untier. Und nicht nur Langgeohrte und Kurzgeäugte sinken auf die Kniee! Ach, auch in euch, ihr grossen Seelen, raunt er seine düsteren Lügen . . .“

Auch des Chinesen Laò-tsè's Meinung vom Staat möchte ich hier anführen, um so mehr, als ich mit frohem Staunen sehe, dass dieser Verfasser des „Taò tè Kıng“ Ideen vertritt, die überhaupt viele Berührungen haben mit meinem Ziele und

den dazu führenden „reinen Mitteln“. Seine Philosophie ist eine Ethik der Zwanglosigkeit, — falls man Übersetzern und Interpreten wie Stan. Julien, Viktor von Strauss und Reinhold von Plänckner trauen darf. V. von Strauss resumiert über Laò-tsè's Ethik folgendermassen: „Sie wirkt nicht durch Gewalt und Zwang, nicht durch Gebot und Verbot, welche durch das ‚nitimur in vetitum‘ die Zustände nur verschlimmern; sie wirkt frei auf Freie . . . und daher tritt durch ihre wahre An- und Einwirkung das Volk von selbst zu ihr hinüber, wandelt sich um oder bekehrt sich von selbst“.*) Solch eine Ethik konnte produziert werden in einem Volke, das vielleicht am meisten und am längsten von allen Völkern heimgesucht worden ist von jener Erstarrung, wie sie Herrschaft, Staat, Centralismus, Satzung, Autorität mit sich bringen, – in einem Volke, dessen berühmte Mauer ein Symbol seiner Abgeschlossenheit, seines Mangels an Entwickelung ist, und von dessen Zuständen ein Chinese sagt: „Der chinesische Staat ist ein Wagen, der stets denselben Weg fährt; der Kaiser ist der Fuhrmann, die hohen Beamten sind teils seine Hände, teils seine Zügel, die Strafen (gewöhnlich Stockschläge) bilden die Peitsche“.

Obwohl Laò-tsè's Ethik vermuten lässt, dass im Gefühl seines Volkes anti-staatliche Tendenzen walteten, und obwohl er jahrtausendlange Verehrung fand, wurde doch das keimende Verständnis für seine Lehre erstickt vom Staate und den Staatsphilosophen. Wie hätte auch das altchinesische Volk sich aufraffen können aus seiner Knechtseligkeit, da doch selbst heutzutage das Menschengeschlecht geistig und sittlich noch nicht weit genug vorgeschritten ist, um das Ideal der Zwanglosigkeit gebührend würdigen zu können. „Wenn der Weise seine Zeit findet, dann steigt er; findet er nicht seine Zeit, dann lässt er das Unkraut sich häufen und geht,“ sagt Laò-tsè selber. Wie erhaben, wie unerreichbar hoch Laò-tsè's Ziel seinen Landsleuten vorkam, wird lebendig veranschaulicht durch

*) „Laò-tsè's Taò tè King“. Leipzig 1870.

das Urteil, welches Khùng-tsè (Confucius), sein geistiger Antipode, ein Anhänger des Staates, der Centralisation, der autoritären Moral, über jenen Individualisten und Ethiker der Innerlichkeit und Freiheit fällte, den er 517 v. Chr. besuchte: „Vögel — sagt Khùng-tsè — ich weiss, die können fliegen; Fische, ich weiss, die können schwimmen; Tiere, ich weiss, die können laufen. Die Laufenden können umgarnt werden, die Schwimmenden können geangelt werden, die Fliegenden können geschossen werden. Komm ich zum Drachen, so weiss ich nicht, wie er sich erhebt auf Wind und Wolken und aufsteigt zum Himmel. Heute sah ich Laò-tsè: ist der nicht wie der Drache?“ — Der freie Vernunftmensch will weder herrschen noch beherrscht werden. Dass er nicht herrschen will, sah bereits Laò-tsè (vor etwa 2500 Jahren), indem er sagt: „Der grosse Taò, wie er umherschwebt! Er kann links sein und rechts. Alle Wesen verlassen sich auf ihn, um zu leben, und er versagt nicht. Ist das Werk vollendet, nennt er's nicht sein. Er liebt und nährt alle Wesen und macht nicht den Herrn. Daher der heilige Mensch nie den Grossen macht, drum kann er seine Grossheit vollenden.“ Eine utilitarische Begründung für diesen Preis der Schlichtheit bietet der Satz: „Nicht Hochstellen die Weisen macht das Volk nicht hadern“. Von sonstigen Äusserungen Laò-tsè's, die, zunächst nur den chinesischen Staat angehend, charakteristisch sind für das Spannungsverhältnis zwischen Obrigkeit und Volk, führe ich noch folgende an: „Sind die Paläste sehr prächtig: sind die Felder sehr wüst, die Speicher sehr leer. Bunte Kleider anziehen, scharfe Schwerter umgürten, sich füllen mit Trank und Speisen, kostbare Kleinodien haben in Überfluss, das heisst mit Diebstahl prahlen, wahrlich nicht Taò haben . . . Wo Heerhaufen lagern, gehn Disteln und Dornen auf, Grosser Kriegszüge Folge sind sicherlich Notjahre. Der Gute siegt, und damit genug; er wagt nicht, zur Vergewaltigung zu greifen. Er siegt, und ist nicht stolz; siegt, und triumphiert nicht; siegt, und überhebt sich nicht; er siegt, und kann's nicht vermeiden; siegt, und vergewaltigt nicht. . .

Die schönsten Waffen sind Unglückswerkzeuge, alle Wesen verabscheuen sie; drum wer Taò hat, führt sie nicht... Waffen sind Unglückswerkzeuge, nicht des Weisen Werkzeuge. . . Je mehr Verbote und Beschränkungen das Reich hat, desto mehr verarmt das Volk; je mehr scharf Gerät das Volk hat, desto mehr wird das Land beunruhigt*), je mehr Kunstfertigkeit**) das Volk hat, desto wunderlichere Dinge kommen auf; je mehr Gesetze und Verordnungen kundgemacht werden, desto mehr Diebe und Räuber giebt es. Drum sagt der heilige Mensch: Ich bin ohne Thun, und das Volk bessert sich von selbst; ich liebe Ruhe, und das Volk wird von selbst redlich... Wess Regierung recht trübselig, dessen Volk kommt recht empor; wess Regierung recht durchspähend, dessen Volk verfällt erst recht... Das Volk hungert, weil seine Obrigkeit zu viel Abgaben verzehrt. Deshalb hungert es. Das Volk wird schwer regiert***), weil seine Obrigkeit zu thun hat†)."

Übrigens brauchen wir gar nicht in entlegene Regionen der Bücherei zu schweifen, um anti-staatliche Moraltendenzen zu finden. In nächster Nähe, im volkstümlichsten aller Schriftwerke, im „Buch der Bücher", hauptsächlich in dessen bestem Teile, dem Neuen Testament, sind diese gar reichlich vertreten. Ja der Staat, der mit solcher Vorliebe sich „christlich" nennt, hat hierzu so wenig Grund, dass man im „Evangelium" ein ganzes Arsenal von Kampfmitteln für die Regierungslosigkeit finden kann. Es ist eins der Verdienste Leo Tolstois, das Augenmerk auf den christlichen Anarchismus gelenkt zu haben, welchen liebedienerische Staatspfaffen durch Totschweigen und Auslegekunst fast bis zur Unsichtbarkeit bemäntelt hatten. In der Menschengesellschaft, die Jesu als Ideal, als „Reich Gottes" vorschwebt, und aus der all seine Sittenlehren abgeleitet sind, nehmen Friedfertigkeit und Brüderlichkeit die Stelle der Herr-

*) Im Sinne: Wie er sich gegen andre benimmt, so begegnen sie ihm.
**) Für Luxus.
***) D. h. es ist widersetzlich.
†) D. h. ihre obrigkeitlichen Funktionen und Privilegien walten lässt.

schaft und Gewalt, freie Sittlichkeit, Liebe, die Stelle des Gesetzes ein; da widerstrebt man nicht mit Gewalt dem Übel, da giebt es kein Militär, keinen Krieg, kein Gericht, keinen Eid, keine Vorrechte, keine Ausbeutung, kein reich und arm, hoch und niedrig, keine Herrscher und Vornehmen, keine Staaten, keine nationalen Schranken mehr.

Meine Ansicht, dass die Regung von Feindseligkeit, mit welcher die Unterthanen ihre Regierung zu betrachten pflegen, bezeichnend ist für die Thatsächlichkeit einer Disharmonie der beiderseitigen Interessen wird durch den Hinweis auf die rechtliche Seite des Staates, auf die Staatsverfassung, eher bestätigt, als widerlegt. Wo etwas als „Recht" beansprucht wird, da liegt eben keine Harmonie, sondern eine Dissonanz der Interessen, eine Parteiung, Streitigkeit und Feindseligkeit vor. Gewissen Rechten, z. B. den feudalen Herrenrechten, sieht man diesen Charakter auf den ersten Blick an, da sie offenbar nichts anderes sind, als Privilegien, Befugnisse der Machthaber, die Schwachen auszubeuten. Was aber die Rechte der Schwachen betrifft, so sind sie, falls sie mehr als Phrasen und Illusionen bedeuten, nicht Rechte der Schwachen, sondern Rechte, die — wie alle Rechte — durch Macht ertrotzt werden mussten und durch Macht gewahrt werden. Wenn zwei Parteien, deren Bestrebungen in Kollision und deren Mächte folglich in Streit geraten sind oder wenigstens einander bedrohen, das Bedürfnis empfinden, den Kampf einzustellen, beziehungsweise zu vermeiden, so trachten sie nach einer Vereinbarung, welche das zuvor unbestimmte Können auf dieser und auf jener Seite den nunmehr gemessenen Machtverhältnissen und beiderseitigen Aussichten gemäss gegen einander abgrenzt. Insofern nun die festgestellten Machtbereiche nicht nur physisch geschirmt, sondern unter dem Einflusse sanktionstähiger Autorität auch moralisch protegiert und respektiert werden, heissen sie „Rechte".*)

*) „Als am 9. Juli der Plan über Einteilung der Verfassungsarbeiten vorgetragen wird, bemerkt Mirabeau: ‚Die Regierung habe nur Gewalt, kein Recht; nur im Volke sei die Quelle alles Rechts zu finden.' Am 16. Juli

So sind sämtliche Rechte der Obrigkeit und Herrschaften den Unterthanen, sämtliche Unterthanen-Rechte jenen abgerungen worden — durch Kampf, Drohung oder moralischen Druck; ich erinnere nur an die Freizügigkeit und Gewerbefreiheit, an die Freiheit der Presse und der Religionsübung, an die Rechte der Wahlen, der Versammlung und Vereinigung; das Blut der Kämpfer von 1792 und 1848 klebt daran, und die Regierungen wissen sehr wohl, dass der Bürgerkrieg droht für den Fall, dass man z. B. die Freizügigkeit empfindlich antastete. Und so ist die ganze Rechtsordnung nichts anderes als ein Ausdruck der bestehenden Machtverhältnisse, weswegen ihr Bestand auch mit Naturnotwendigkeit anders wird, sobald die Machtverhältnisse sich wesentlich verschieben; gewissermassen ein Waffenstillstand widerstrebender Gewalten ist die Staatsverfassung, also — was zu beweisen war — eine Form der Herrschaft und Knechtschaft, nicht der Freiheit; der wahrhaft Freie bedarf eben keines Rechtes, keiner Erlaubnis, weil ihm nichts verboten ist. — Diese natürliche Spannung zwischen Obrigkeit und Unterthanen wird denn auch von dem ehrlichen Staatstheoretiker Ludwig Gumplowicz zugestanden. „Der Kampf, das Essentielle des Krieges — sagt er — hat in der Herrschaft nur die Form des Krieges abgelegt, um latent zu werden — und dieser latente Zustand des Kampfes ist es, der zwischen Herrschenden und Beherrschten eine ewige Spannung der Kräfte erhält, die in Ruhe und Gleichgewicht zu erhalten, die höchste Kunst jeder Regierung ist".

Wie nun von zwei feindseligen Parteien jede der anderen über den Kopf zu wachsen sucht, so war und ist die Obrigkeit stets bestrebt, ihre Herrschaft, ihre Machtbefugnisse, ihre Rechte zu erweitern auf Kosten der Unterthanen; und ihre Erfolge sind gross. Schon Justus Möser (1772) sah das, als er

---

ruft ebenderselbe Mirabeau aus: ‚Ist nicht das Volk die Quelle aller Gewalt?' Also die Quelle alles Rechts und die Quelle aller — Gewalt! Beiläufig gesagt, kommt hier der Inhalt des ‚Rechts' zum Vorschein: es ist die — Gewalt. ‚Wer die Gewalt hat, der hat das Recht.'" (Stirner: Der Einzige und sein Eigentum.)

den Satz aufstellte „Der jetzige Hang zu allgemeinen Gesetzen und Verordnungen ist der allgemeinen Freiheit gefährlich". Bei der Behandlung dieses Gegenstandes sagt er: „Die Herren vom General-Departement möchten gern alles auf einfache Grundsätze zurückgeführt haben . . . vermutlich um die Regierungskunst so viel bequemer zu machen und doch die einzige Triebfeder der ganzen Maschine zu sein. Das ist für die Eitelkeit und Bequemlichkeit dieser Herren so unrecht nicht, und unser Jahrhundert, das mit lauter allgemeinen Gesetzbüchern schwanger geht, arbeitet ihren Hoffnungen so ziemlich in die Hände. In der That aber entfernen wir uns dadurch von dem wahren Plane der Natur, die ihren Reichtum in der Mannigfaltigkeit zeigt, und bahnen den Weg zum Despotismus, der alles nach wenig Regeln zwingen will und darüber den Reichtum der Mannigfaltigkeit verliert . . . Ich will nicht untersuchen, ob die Gelehrtennatur einen Hang zur Einförmigkeit genommen, oder das ruhige Vergnügen, allgemeine Wahrheiten zu erfinden, und Gesetze für die ganze Natur daraus zu machen, diese unsere neumodische Denkungsart beliebt gemacht, oder ob auch der Militärstand, wo oft hunderttausend Menschen Auge und Fuss nach einem Punkte richten, sein Exempel zur Nachahmung empfohlen: die Wahrheit bleibt allemal: je einförmiger die Gesetze und allgemeinen Regeln werden, desto despotischer, trockener und armseliger wird der Staat . . . Ein Staat, worin ein jeder der vollkommensten Freiheit geniesst und das allgemeine Beste zugleich im höchsten Grade erhalten wird, ist unstreitig besser und glücklicher und prächtiger, als ein anderer, worin das letzte mit einer grössern Aufopferung der (individuellen) Freiheit erkauft werden muss." Was würde Möser erst vom staatlichen Centralismus der Gegenwart sagen! „Heute — meint Peter Krapotkine*) ist der Staat dahin gelangt, bei allen unseren Handlungen bestimmend einzugreifen; von der Wiege bis zum Grabe zwängt er uns in seine Arme." In der That: Kaum geboren, muss das

*) In seinem Aufsatze über „Die Zersetzung der Staaten".

Kind, kaum gestorben, muss der Dahingeschiedene der Behörde gemeldet werden; in gewissen Staaten können die Eltern nicht umhin, ihren Sprössling mit staatlicher Lymphe impfen zu lassen, — nicht nur körperlich, sondern auch geistig, letzteres in der Schule; dem Staate hat der Jüngling seine Kräfte anzubieten, unter Umständen die Waffe für ihn zu führen, wenn nicht gar sein Leben zu opfern, in mechanischem, blindem Gehorsam; sobald er sein Brot erwerben kann, fordert der Staat eine Abgabe; empfindet er das Bedürfnis, mit einem Weibe in natürlicher Liebe sich zu verbinden, so wird gar bald nachgefragt, ob auch die gehörige Sanktion vorliege, und es bleibt dem Paar kaum etwas anderes übrig, als die staatliche Erlaubnis einzuholen; will man seinen Wohnsitz verändern, so wollen es die Behörden wissen, wenn nicht gar erst gestatten; gehen wir nur über die Strasse, so bringt uns an dieser Ecke ein Polizist, in jenem Winkel eine Warnungstafel, hier ein Soldat, dort ein Gerichtsvollzieher den Staat zum Bewusstsein; hat man sich eine Überzeugung gebildet und möchte ein freies Wort äussern, gleich tauchen allerlei peinliche Paragraphen des Strafgesetzbuches auf; vereinigt man sich mit anderen Unterthanen zur Einwirkung auf öffentliche Angelegenheiten, so will die hohe Obrigkeit den Verein beaufsichtigen und bevormunden; kurz, unsere Handlungen werden eingeengt durch eine Fülle von Verordnungen und Verboten, hinter denen drohend die staatliche Autorität in Gestalt von Waffen, Richtern, Kerkern, ja Blutgerüsten steht. In einigen Staaten grassiert die Gesetzes-Seuche derart, dass ein naiver Beobachter ungefähr zu derselben Meinung gelangen kann, die dem deutschen Rekruten geläufig ist: Eigentlich ist alles verboten, — mit einigen Ausnahmen, — die besonders befohlen werden.

Indem der Staat die Herrschaft seiner „Ordnung“ mehr und mehr ausgedehnt hat, ist es ihm gelungen, sich vor weiten Kreisen seiner Unterthanen geradezu bis zur Majestät einer Gottheit aufzuschwingen. Man fühlt seine Allgegenwart, man erfährt, dass es vor ihm kein Entrinnen giebt, ob man auch „Flügel der Morgenröte“ nähme. Man glaubt an seine

Allweisheit, Allgüte und Allmacht; er kann, soll und wird vermeintlich alle Probleme lösen, alle Wunden heilen, alle Ungerechtigkeiten abschaffen; er gilt als die moderne Vorsehung, als der Herr, welcher spricht: „Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen“. „Immer der Staat! der Herr Papa! Wie die Kirche für die ‚Mutter‘ der Gläubigen ausgegeben und angesehen wurde, so hat der Staat ganz das Gesicht des vorsorglichen Vaters“, spottet Max Stirner. Drum erwarten die Staats-Gläubigen stets, wenn sie nicht selber, durch eigenen Verstand, durch Verbindung mit gemeinen Menschen, etwas vollbringen können, der Staat werde wie ein deus ex machina von oben erscheinen, des verzwickten Falles sich gnädig annehmen und natürlich in seiner Allweisheit alle Schwierigkeiten bewältigen. Bald soll der Staat „die soziale Frage lösen“, bald soll er für die Kunst sorgen; hier soll er intervenieren, dort subventionieren. Auch als moralische Autorität spielt der Staat die Rolle der Gottheit: was er thut, „das ist wohlgethan, es bleibt gerecht sein Wille“; was er gebeut, steht erhaben über jedem moralischen Zweifel; und würde er uns befehlen, auf unsere Väter und Brüder zu schiessen, so wären wir verpflichtet, es zu thun. „Den Göttern dienen wir, was immer auch die Götter sind*)“, — das ist der Grundsatz aller Götzendiener, auch derer, welche den Staat anbeten. Wie brutal aber solche über alle Kritik erhabene Autorität des Staates ist, bemerkte schon Michael Montaigne. „Die Gesetze, sagt er, erhalten sich in Kredit, nicht weil sie gerecht, sondern weil sie Gesetze sind. Das ist die mystische Grundlage ihrer Autorität, sie haben keine andere“. Und wie theologische Scholastik es fertig gebracht hat, dass ein unbewiesener Satz, nämlich die Behauptung vom Dasein eines persönlichen Gottes, dem geistig unselbständigen Volke als eine selbstverständliche, absolute Wahrheit erscheint, an der zu zweifeln geradezu wahnsinnig sei, — so hat der moderne Gewaltstaat, dieser erfolgreiche Konkurrent und lachende Erbe der mittelalterlichen

*) Euripides: Orestes.

Kirche, den Aberglauben an seine Notwendigkeit, Vernünftigkeit, Sittlichkeit und Unfehlbarkeit als fixe Idee in die Hirne seiner Unterthanen gesenkt, wobei die Volkserziehung in Hochschule und Schule, Kirche und Armee, in seiner Hand ein Herrschaftsmittel ersten Ranges war und ist. Hier einige Belege: Mit köstlicher Unverfrorenheit kennzeichnete der Minister Guizot*) den Beruf der staatlichen Universitäten: „Die grosse Schwierigkeit der heutigen Zeit ist die Leitung und Beherrschung (!) des Geistes. Ehemals erfüllte die Kirche diese Mission; jetzt ist sie dazu nicht hinreichend. Die Universität ist es, von der dieser grosse Dienst erwartet werden muss; und sie wird nicht ermangeln, ihn zu leisten. Wir, die Regierung, haben die Pflicht, sie darin zu unterstützen. „Von solchen, die durchschauten, wie die Universitäten in der That nicht ermangeln", „diesen grossen Dienst" zu leisten, erwähne ich nur Arthur Schopenhauer**), welcher jenes klassische Zeugnis ablegt, der wahre Zweck der Universitätswissenschaft laufe „darauf hinaus, dass die künftigen Referendarien, Advokaten, Ärzte, Kandidaten und Schulmänner auch im Innersten ihrer Überzeugung diejenige Richtung erhalten, welche den Absichten, die der Staat und seine Regierungen mit ihnen haben, angemessen ist." „Einem Philosophieprofessor fällt es gar nicht ein, ein auftretendes neues System darauf zu prüfen, ob es wahr sei, sondern er prüft es sogleich nur darauf, ob es mit den Lehren der Landesreligion, den Absichten der Regierung und den herrschenden Ansichten der Zeit in Einklang zu bringen sei. Danach entscheidet er über dessen Schicksal". Der tendenziöse Charakter der Universitätswissenschaft bekundet sich natürlich hauptsächlich in den Lehren vom Staate, in dessen Anpreisung und Bemäntelung zuweilen eine geradezu byzantinische Devotion zu Tage tritt. So macht die spekulative Rechtsphilosophie den Staat schlechthin zu Gott, zu einer der höchsten Entwickelungs-

*) In der Pairskammer vom 25. April 1844.
**) Parerga und Paralipomena.

stufen Gottes; „der Staat ist der sittliche Geist, als der sich selbst deutliche substantielle Wille“; es ist der Gang Gottes, dass der Staat ist; die „Idee des Staates“ ist der „wirkliche Gott“*); eine vulgäre Rechtsphilosophistik ahmt die Mätzchen theologischer Scholastik nach und bezeichnet den Staat frischweg als ein „Vernunftpostulat“; „der Staat an sich ist eine Vernunftforderung und deshalb seiner Idee nach universell und ewig“; er ist ausserdem ein „selbstbewusstes, mit freiem Willen handelndes Wesen, eine Persönlichkeit“**), mit anderen Worten: eine Art Gott.

Solche auf den Hochschulen gepflegte Staatsvergötterung durchdringt wie ein Sauerteig das gesamte Schulwesen, steckt besonders den Geschichtsunterricht, die religiöse und moralische Erziehung an. Übrigens werden die jugendlichen Geister so systematisch zur gedankenlosen Unterwerfung unter die Herrschaft erzogen, dass kaum einer von hunderttausend an die Möglichkeit einer staatlosen Kulturgesellschaft zu denken vermag. Krapotkine („Anarchistische Moral“) macht einige treffliche Bemerkungen über solche systematische Erziehung zur Knechtseligkeit: „Der kindliche Geist ist schwach, es ist so leicht, ihn durch Schrecken zu bezwingen; und darauf ist (der Regierenden) ganzes Thun gerichtet. Sie machen ihn furcht-

---

*) Hegel: Rechtsphilosophie.

**) J. Bender: Staats-, Völker- und Kirchenrecht. — Eine satirische Parallele zu solcher Personifizierung und Vergötterung zieht Max Stirner („Der Einzige und sein Eigentum“): Wir stecken in dem Irrtum, der Staat „sei ein Ich, als welches er sich denn den Namen einer ‚moralischen, mystischen oder staatlichen Person‘ beilegt. Diese Löwenhaut des Ichs muss Ich, der ich wirklich Ich bin, dem stolzierenden Distelfresser abziehen. Welchen mannigfachen Raub habe Ich in der Weltgeschichte mir nicht gefallen lassen. Da liess Ich Sonne, Mond und Sternen, Katzen und Krokodilen die Ehre widerfahren, als Ich zu gelten; da kam Jehovah, Allah und Unser Vater und wurden mit dem Ich beschenkt; da kamen Familien, Stämme, Völker und endlich gar die Menschheit und wurden als Iche honoriert: da kam der Staat, die Kirche mit der Prätension, Ich zu sein, und ich sah allem ruhig zu. Was Wunder, wenn dann immer auch ein wirkliches Ich dazu trat und mir ins Gesicht behauptete, es sei nicht mein Du, sondern mein eigenes Ich ..“

sam, malen ihm dann die Qualen der Hölle aus, schildern ihm die Rache eines unerbittlichen Gottes und spiegeln ihm die Leiden der verdammten Seelen vor. Etwas später werden sie ihm die Greuel der Revolution vorstellen und irgend einen Missbrauch der Revolutionäre ausnützen, um aus dem Kinde einen „Freund der Ordnung" zu machen. Der Priester gewöhnt ihn an die Idee der Gesetzlichkeit, um ihn desto fügsamer für das zu machen, was er göttliche Gesetze nennt, und der Advokat erzählt ihm dann von den göttlichen Gesetzen, damit er den bürgerlichen Gesetzen desto besser gehorche. Und infolge jener Gewohnheit, sich zu unterwerfen, nimmt der Gedankengang der heranwachsenden Generation jene religiöse, autoritäre und zugleich sklavische Biegung an — Autorität und Sklavensinn gehen immer Hand in Hand —, die wir leider nur zu gut bei unseren Zeitgenossen beobachten können.*)" Die Erziehung zur Knechtseligkeit hat nun zwar heutzutage mancherlei Konzessionen an die bürgerliche Aufklärung gemacht; doch diese Liberalisierung ist nur ein äusserlicher Aufputz, wenn nicht gar eine Verjüngung des alten Drills. Mit Recht bespöttelt Bakunin den „Fortschritt" von der Kirche zur Schule, von der Monarchie zur Republik, in-

*) Wie die Geschichtslehrer und Journalisten systematisch den Staat verherrlichen, die Unterthanen aber, obwohl gerade sie die eigentliche Initiative zur Kultur haben, als etwas Geringfügiges, gewissermassen als die dummen Schachfiguren der hohen Herren, behandeln, schildert Peter Krapotkine in seiner Abhandlung über „Die freie Vereinbarung": „Wir kennen die geringsten Einzelheiten aus dem Leben eines Königs oder eines Parlamentariers; man hat uns alle ihre Reden aufbewahrt, gute wie schlechte, die sie in den Parlamenten gehalten, „die indes niemals einen Einfluss auf die Abstimmung eines Mitgliedes ausgeübt haben", wie uns dies ein alter Parlamentarier versichert hat. Die Besuche der Könige, die gute oder schlechte Laune des Politikers, seine Wortspiele und seine Intriguen, alles dieses wird der Nachwelt sorgsam überliefert. Aber wir haben undenkliche Mühe, uns über das Leben einer mittelalterlichen Stadt zu unterrichten, den Mechanismus des ungeheuren Handels, der zwischen den Hansestädten stattfand, kennen zu lernen oder zu erfahren, in welcher Weise die Stadt Rouen ihre Kathedrale erbaut hat. Wenn ein Gelehrter sein Leben darauf verwandt

dem er sagt*): „Auf den Bänken dieser Schule werden nicht allein die Kinder sich befinden; es wird darauf sitzen auch der ewig Unmündige, der beschränkte Schüler, stets unfähig, das Examen zu bestehen, zum Wissen seiner Lehrer sich zu erheben, ihrer Zuchtrute zu entwachsen: das Volk. Der Staat heisst dann nicht mehr Monarchie, sondern Republik, ist aber noch der Staat, d. h. eine Vormundschaft, offiziell, formell, eingesetzt und repräsentiert durch eine Minderheit kompetenter Männer. Diese „genialen, talentvollen, tugendsamen“ Männer werden das Betragen des grossen unverbesserlichen lümmelhaften Kindes Volk überwachen und leiten. Die Schulmeister, die Staatsbeamten nennen sich Republikaner, sind aber nicht minder Vormunde, Hirten; und das Volk bleibt, was es stets war, eine Herde. Und nun sollt ihr sehen, wie geschoren wird; denn wo es eine Herde giebt, da giebt es unfehlbar auch Hirten, die sie scheren und verzehren.“

Viele Anhänger des Staates stimmen dem Satze, dass des Staates Wesen in Herrschaft besteht, sans phrase zu, be-

---

hat, dieses zu ergründen, so bleiben seine Werke unbekannt, und die „parlamentarischen Geschichten“, d. h. die falschen, weil sie nur die eine Seite im Leben der Gesellschaften berücksichtigen, wachsen an Zahl, finden Verbreitung und werden in den Schulen gelehrt . . .

Schlagt eine täglich erscheinende Zeitung auf. Ihre Seiten sind fast einzig den Regierungsakten, dem politischen Ränkespiel gewidmet Beim Lesen einer solchen würde ein Chinese glauben, dass in Europa nichts ohne den Befehl eines Herrn geschieht. Zeiget mir in derselben etwas, welches das Entstehen und Wachsen irgend welcher Institutionen behandelt, ohne dass dieses auf ministerielle Erlasse zurückgeführt wird! Nichts, rein gar nichts werdet ihr finden! Wenn es selbst in demselben eine Rubrik „Verschiedenes“ giebt, so kommt das nur daher, weil dieselbe von der Polizei vielfach in Anspruch genommen wird. Ein Familiendrama, ein Empörungsakt wird nur erwähnt, wenn die Stadtsergeanten dabei zu thun hatten. 350,000,000 Europäer lieben oder hassen sich, arbeiten oder leben von ihren Renten, leiden oder geniessen. Doch ihr Leben, ihre Handlungen (abgesehen von der Litteratur, vom Theater, vom Sport), alles dieses wird in den Journalen ignoriert, wenn nicht die Regierungen ihnen in der einen oder anderen Weise ihre Intervention aufgedrängt haben.“

*) Gott und der Staat.

haupten aber, solche Herrschaft sei dem Gemeinwohl förderlich, ja unentbehrlich.

Dem „Gemeinwohl"! Was bedeutet dieses heilige Wort? Gestaltloser Nebel ist es hier, „Spuk", wie Stirner sagt. Jeder giebt ihm eine Deutung, die seinem privaten Vorteil oder seinen Klassen-Interessen, seinen Vorurteilen und „Sparren" entspricht. Bedeutet es das Maximum von Wohlergehen, summiert aus den Glücksquanten aller einzelnen Gesellschaftsglieder? Ist es dabei gleichgültig, wie die verschiedenen Individuen an dieser Gesamtmasse repartieren? Haben die demokratischen und kommunistischen Gleichmacher recht, wenn sie eifersüchtig darauf bedacht sind, dass keine Gesellschaftsschicht, ja kein Individuum vor den anderen etwas voraus hat? Oder lässt sich gegen jene Oligarchen, Aristokraten und Klassenstaatler nichts einwenden, welche das mathematische Maximum von Wohlergehen durch Begünstigung eines Teiles der Gesellschaft anstreben? Oder endlich hat Stahl*) recht, wenn er meint: „Das Gemeinleben und Gemeinwohl ist . . . nicht das Leben und Wohl der sämtlichen Einzelnen für sich, sondern in ihrer Gemeinschaft, daher der Einzelnen nur insoweit, als sie Glieder der Gemeinschaft sind, nicht insoweit sie ein selbständiges individuelles Dasein und Schicksal, ein selbständiges individuelles Ziel und Streben haben" —? Nun wohl, wenn diese Auffassung gültig ist, so kann ich mich für die dem Staate angerühmte Eigenschaft, das Gemeinwohl zu fördern, ebensowenig begeistern, wie ein Bettler für das Nationalvermögen. Und ich stimme Max Stirner**) bei, wenn er sagt: „Was . . . kümmert mich das Gemeinwohl? Das Gemeinwohl als solches ist nicht mein Wohl, sondern nur die äusserste Spitze der Selbstverleugnung. Das Gemeinwohl kann laut jubeln, während ich „kuschen" muss, der Staat glänzen, indes ich darbe. Worin anders liegt die Thorheit der politischen Liberalen, als darin, dass sie das Volk der Regierung entgegensetzen und von Volksrechten sprechen? Da soll denn

*) Die Staatslehre und die Prinzipien des Staatsrechts. Heidelberg 1856.

**) Der Einzige und sein Eigentum. Leipzig 1882.

das Volk mündig sein u. s. w. Als könnte mündig sein, wer keinen Mund hat! Nur der Einzelne vermag mündig zu sein. So wird die ganze Frage der Pressfreiheit auf den Kopf gestellt, wenn sie als ein ‚Volksrecht' in Anspruch genommen wird. Sie ist nur ein Recht oder besser die Gewalt des Einzelnen. Hat ein Volk Pressfreiheit, so habe ich, obwohl mitten in diesem Volke, sie nicht: eine Volksfreiheit ist nicht meine Freiheit, und die Pressfreiheit als Volksfreiheit muss ein gegen mich gerichtetes Pressgesetz zur Seite haben. Dies muss überhaupt gegen die heutigen Freiheitsbestrebungen geltend gemacht werden: Volksfreiheit ist nicht meine Freiheit . . . Das Volk kann nicht anders als auf Kosten des Einzelnen frei sein; denn nicht der Einzelne ist bei dieser Freiheit die Hauptsache, sondern das Volk."

Nicht bloss in logischer, sondern auch in moralischer Beziehung verdient der Ausdruck „Gemeinwohl" unser Misstrauen. Denn wer ihn mit Vorliebe im Munde führt, das ist der Pharisäer; idealistische Gimpel lokt er damit; und während diese dem heiligen „Gemeinwohl" zu opfern wähnen, lauert der Pharisäer hinter dem Götzenbild, um sich das Opfer anzueignen.

Hüten wir uns also vor dem „Gemeinwohl"! Nicht was ihm, sondern was dem Individuum, meinem Wohl, deinem Wohl der Staat leistet, gilt es zu untersuchen.

Wenn ich „Individuum" sage, denke ich an die soziale Mannigfaltigkeit der Individuen. Nicht auf das Individuum im allgemeinen beziehe ich den Staat, sondern bald auf den Millionär, bald auf den Proletarier, überhaupt auf die verschiedenen Individuen. Ihren sozialen Differenzen entsprechend, sind die Ergebnisse unserer Untersuchung verschieden.

Dem Reichen leistet der moderne Staat etwas ganz andres, als dem Armen. Denken wir uns einen Millionär, dessen Vermögen in Staatspapieren angelegt ist. Er bezieht durch Vermittelung des Staates ein Einkommen von 40000 Mark jährlich oder ein noch grösseres; drum mag er den Staat nicht missen, drum auch erklärt er ihn wohl für die Grundlage

aller Kultur. Oder nehmen wir an, das Vermögen sei in Aktien eines Bergwerks angelegt. Gäbe es nun keinen Staat, so wäre das wirtschaftliche Privilegium des Millionärs einfach vernichtet; denn die Arbeiter würden sich hüten, einen Teil ihres Produkts, noch dazu einen so erheblichen Teil, wie ihn die moderne Rente und Dividende darstellen, einem Menschen abzutreten, der an der Produktion nicht mitarbeitet. Nur dadurch, dass der Staat mit Gericht, Polizei, Militär dem Eigentümer des Bergwerks zur Seite steht, hat dieser die Macht, den Arbeitern, die sonst vom wichtigsten Produktionsmittel entblösst sind, für Überlassung des Bergwerks einen Tribut aufzuerlegen. In der Lage des Aktionärs befindet sich jeder Wohlhabende, der sein Vermögen „werbend" angelegt hat, d. h. ein arbeitsloses Einkommen bezieht: Der moderne Staat mit seiner Eigentumsordnung befähigt ihn zu seinem Privileg. So erklärt es sich, dass die besitzenden Klassen für den Staat schwärmen.

Wenn sich ihnen viele Leute — z. B. Beamte, Ärzte, Advokaten — anschliessen, die nicht direkt von der Ausbeutung profitieren, so liegt das gewöhnlich daran, dass sie ein Interesse an der privilegierten Klasse haben, mit der sie oft durch Familienbeziehungen verbunden sind, die ihnen Verdienst verschafft, und in die sie dereinst einzutreten hoffen; oft auch sind die Meinungen dieser Leute so unselbständig, dass sie vor den Lobhudlern des Staates in Schule, Kirche, Parlament, Presse und Bücherei gewaltigen Respekt haben; endlich wissen viele nicht, wie es möglich gemacht werden kann, dass sich ohne Staat leben lässt, wie sie es wünschen.

Dass der Proletarier, falls er sein Interesse wohl versteht, die Erhaltung des Gewaltstaates nicht wünschen kann, ergiebt sich aus dem Zusammenhange zwischen Staat und wirtschaftlicher Ausbeutung. Leider freilich ist der Unverstand der Massen noch so gross, dass hier nur spärlich erkannt wird, worauf letzten Endes das wirtschaftliche Elend der Volksmehrheit beruht. Selbst die „zielbewussten Genossen" sind in der Beurteilung des Gewaltstaates noch weit zurück, wenn sie

durch Änderungen innerhalb desselben, durch Wahlen, neue Regierungen und Reformgesetze, die Ausbeutung zu vermindern hoffen.

Der Zusammenhang zwischen Gewaltstaat und wirtschaftlicher Ausbeutung kann nicht genug betont werden jener epidemischen Phrase gegenüber, der Staat halte Ordnung und Frieden aufrecht. „Die Regierenden — entgegnet W. Heinse, der Verfasser des Ardhingello — „haben allerlei Blendwerk von Beschönigung ausersonnen, worunter das täuschendste ist, dem Staate Ruhe und Ordnung zu verschaffen und behende Stärke zu geben; und sie stellen sich an, als ob sie nun dessen erste Diener wären und grosse Lasten auf sich trügen . . . Gesetzt auch, Ruhe und Ordnung; ist das Glückseligkeit? Im Kerker ist auch Ruhe und Ordnung". Was es mit der Ordnung und Ruhe, welche der Gewaltstaat aufrecht erhält, für eine Bewandtnis hat, kann schon aus meinen Bemerkungen über das Privilegium der Reichen und das Elend der Volksmehrheit entnommen werden. Wer vollends das Dasein der Volksmasse, ihr rastloses, aufreibendes Mühen, ihre Entbehrungen, die Unsicherheit der Existenz, die Störung des Familienlebens, den Alkoholismus, die Verwüstungen des Geistes und Gemüts, die Arbeitslosigkeit, das Lumpentum auf der Landstrasse, in Arbeitshäusern und Strafanstalten, den Brotneid, die Lohnkämpfe, den Klassenhass, die Thaten der Verzweiflung, kurz, die ganze proletarische Hölle aus intimer Erfahrung kennt, der wird sich an dem Geschwätz von Ordnung und Frieden nicht beteiligen, sondern die Lage der grossen Masse als eine höchst unordentliche und unselige bezeichnen.

„Aber der Staat sichert doch nicht bloss die Privilegien der Reichen, sondern auch das Eigentum, das der kleine Mann durch eigene Arbeit erübrigt hat! Würde es keine Staatsgewalt geben, so entstände eine allgemeine Plünderung, und die Unsicherheit des Eigentums könnte derart überhand nehmen, dass niemand mehr produzieren mag". Das ist eine weit verbreitete, aber irrtümliche Vorstellung.

Zunächst mache ich dagegen geltend, dass die kleinen

Leute, obwohl sie weitaus in der Mehrheit sind, thatsächlich nur selten den Staat zur Beschützung ihres Eigentums in Anspruch nehmen. Was geht z. B. das Erbrecht diejenigen an, die nichts zu vererben haben! Der Instinkt des Proletariats geht dahin, das Privatrecht den Wohlhabenden zu überlassen, zumal der Rechtsschutz eine kostspielige und riskante Sache ist.

Die Meinung, der Staat beschütze das Eigentum der kleinen Leute, beruht auf dem Wahn, dass er dem Stehlen, Rauben und Betrug erfolgreich gegenübertrete. Allerdings exerziert er eine Armee von Gerichtsbeamten, Polizisten und Nachtwächtern und schreckt durch die verhängten Strafen in gewissem Grade von Vergehen gegen das Eigentum ab. Doch immer von neuem, mit der Regelmässigkeit eines Naturgesetzes, füllen sich die Strafanstalten, und selbst eine drakonische Gesetzgebung — das wissen die Männer vom Fach — würde dagegen nichts ausrichten. Es liegen sogar Gründe vor, welche für den Satz Laò-tsè's sprechen: „Je mehr Gesetze und Verordnungen kundgemacht werden, desto mehr Diebe und Räuber giebt es".

„Von Bayern wird gesagt, dass die Verbrechen zunahmen, je mehr Galgen und Räder an den Heerstrassen errichtet wurden", bemerkt A. v. Feuerbach.*) Als Romilly eine Reform der strengen englischen Strafgesetze vorschlug, machte man den Einwurf, dass die Verbrechen im Zunehmen wären, er antwortete aber, dies sei grade der Grund, die Gesetze zu ändern.

Die Strafanstalten sind günstigen Falles Palliative, d. h. Mittel, welche sich nicht gegen die Ursachen des Übels, sondern gegen die Wirkungen dieser Ursachen richten und deswegen ziemlich erfolglos bleiben. Will der Förster die Larve des Borkenkäfers, diesen Feind des Nadelwaldes, ausrotten, so muss er den Tieren ihre Lebensbedingungen entziehen, d. h. die Dürre des Waldbodens und die davon erzeugte Krankheit der Bäume beseitigen; ein direkter Kampf gegen die Tiere wäre nur ein schwächliches Palliativ. Wie der

*) Biographischer Nachlass.

Borkenkäfer nur dort Verheerungen anrichtet, wo der Waldboden zu dürr ist, so tritt der Eigentumsverbrecher epidemisch nur in einer Gesellschaft auf, welche an der wirtschaftlichen Ausbeutung krankt. Forschen wir nämlich nach der Triebfeder der Verbrechen, so finden wir in zahllosen Fällen wirtschaftliche Not und Sorge; sehr häufig ist es auch die Scheu vor den Plackereien und Entbehrungen des proletarischen Daseins. Eine andere Sorte von Verbrechern geht aus der privilegierten Klasse hervor; von der berufsmässigen Ausbeutung und dem rücksichtslosen Konkurrenzkampfe korrumpiert, vielleicht obenein in ihrer sozialen Position gefährdet, und wahrscheinlich vor eine verlockende Gelegenheit gestellt, sind sie einfach von der gesetzlichen zur ungesetzlichen Plünderung übergegangen und bekunden somit gleichfalls die Abstammung des Eigentumsverbrechens von der wirtschaftlichen Ausbeutung und letzten Endes vom Gewaltstaate. „Der Geist der Unterdrückung, der Geist des Servilismus und der Geist des Betrugs — so bemerkt schon Godwin*) — das sind die unmittelbaren Ergebnisse des bestehenden Eigentum-Systems". Derselbe Gewaltstaat also, welcher das Verbrechen durch Palliativmittel auszurotten sucht, sät es unabsichtlich mit vollen Händen, und vermag daher einen gewissen festen Bestand dieses Unkrauts niemals zu beseitigen. Mit anderen Worten: der Gewaltstaat ist ein unreines Mittel zum Schutze des Eigentums. Eine herrschaftslose Gesellschaft, welche all ihren Gliedern Gelegenheit bietet, durch mässige und wenig unangenehme Arbeit ein ausreichendes, durch keinerlei Ausbeutung geschmälertes Einkommen zu finden, und folglich die Solidarität ebenso begünstigt, wie Ausbeutung und Konkurrenz von heute sie beeinträchtigen, eine solche Gesellschaft würde kaum andere Fälle von Eigentumsverletzung erfahren, als pathologische. Um die seltenen verbrecherischen Regungen zu bekämpfen, bedürfte es keiner künstlichen Drohung; des Verbrechens natürliche Konsequenzen im sozialen Leben, die Erschütterung des moralischen Kredits,

*) Godwin: „Enquiry into the Principles of Political Justice". London 1793.

welche auch materielle Schädigungen mit sich bringt und unter Umständen bis zum Verruf gesteigert werden könnte, würde den Betrüger, den Dieb verfolgen, bis er sich gebessert hat. Sollte sich die Notwendigkeit organisierter Wachsamkeit und Nachspürung herausstellen, so liessen sich ja Vereinigungen zum Schutze des Eigentums schaffen, deren Beamte als Wächter und Detektivs zu fungieren, die ertappten Verbrecher durch die Presse bekannt zu geben und so der natürlichen Gerechtigkeit, der „empirischen Korrektur" zu überliefern hätten. Was diese „Polizei" und „Justiz" von unseren staatlichen Organen scharf unterscheiden würde, ist das Fehlen des herrschaftlichen, obrigkeitlichen Charakters; als Anstalt zur Aufdeckung verborgener Übel, als blosses Instrument der Wahrheit, würde sie ein reines Mittel darstellen im Gegensatze zu einer Strafgerichtsbarkeit, welche Vergewaltigung, oft blutiger Art, bedeutet und nicht mit Unrecht von Proudhon*) als ein Erbstück aus barbarischen Zeiten bezeichnet wird. „Ausser der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, ausser der Regierung des Menschen durch den Menschen, ausser der Anbetung des Menschen durch den Menschen haben wir noch: das Gericht des Menschen über den Menschen; die Verurteilung des Menschen durch den Menschen, und um die Reihe zu beendigen, die Bestrafung des Menschen durch den Menschen! Diese religiösen, politischen und gerichtlichen Institutionen, auf welche wir stolz sind, welchen wir Ehrerbietung und Gehorsam bezeigen müssen, bis sie durch den Fortschritt der Zeit wie eine reife Frucht verwelken und abfallen, sind die Werkzeuge unserer Lehrzeit, die sichtbaren Zeichen der Herrschaft des Instinktes über die Menschheit, schwache, aber nicht verunstaltete Reste der blutigen Gewohnheiten, welche die Jugend unsers Geschlechts bezeichnen. Die Menschenfresserei mit ihren grausamen Gebräuchen ist seit langer Zeit, obwohl nicht ohne den Widerstand der Machthaber, verschwunden. Sie ist noch überall im Geiste unserer Institutionen vorhanden."

*) Bekenntnisse eines Revolutionärs. Leipzig 1850.

In demselben Sinne, zugleich mit einem Hinblick auf die Ohnmacht des Strafsystems und auf das natürliche Besserungsmittel, welches ich (nach J. G. Vogt) „empirische Korrektur“ nenne, äusserte sich bereits vor hundert Jahren der Lichtgeist Wekhrlin*): „Reisst eure Galgen nieder, sage ich euch! verwandelt eure Gefängnisse in Besserungsschulen! Wie lange muss man euch vergebens zurufen: ‚Der Grundsatz der Polizei liegt auf dem lichten, offenen Wege der Natur‘ . . . Also wäre unsere ganze Gerechtigkeitspflege nur eine Tyrannei? So spricht die Natur! Also wäre sie nichts als ein Beweis, vermöge dessen der Staat seine eigene Unfähigkeit eingesteht, die wahre und schickliche Heilungsart eines bürgerlich Kranken ausfindig zu machen? Leider! Wozu nun dieser Codex? Werft ihn ins Feuer! . . . Nichts ist gewisser, als dass die Gesellschaft die öffentlichen Strafen völlig entbehren kann, um zu bestehen. Das Kriminalsystem widerspricht der Menschlichkeit, der Natur, der gesunden Vernunft selbst . . . Bedient euch der natürlichen Empfindungen des Menschen, um die Herrschaft der Vernunft und die Liebe zur Ruhe zu befestigen. Hierdurch werdet ihr die Leidenschaften bewegen, von sich selbst unters Joch zu gehen und der Jugend den Schwung zu lassen: so spricht der Kriminalcodex der Natur“.**)

---

*) Wilh. Ludwig Wekhrlin. Leben und Auswahl seiner Schriften. Von Ebeling. Berlin 1869.

**) Im „Sozialpolit. Centralblatt“ I, 38 bespricht Franz v. Liszt „die Zukunft der Rechtsstrafe“ in einer Weise, die ich für ein Symptom halte des Verfalles, dem die staatliche Justiz erfreulicherweise entgegengeht. Der Verfasser behauptet zwar noch die Berechtigung der Strafe, ruft aber, den Kopf voll neuer, revolutionärer Anschauungen, skeptisch aus: „‚Ihr lasst den Armen schuldig werden, dann überlasst ihr ihn der Pein.‘ Wenn es wahr ist, dass jedes Verbrechen bedingt wird durch die gesellschaftlichen Verhältnisse, dass es die notwendige Folge gegebener Zustände ist — wäre es dann nicht hoch an der Zeit, dass die strafende Gerechtigkeit das Schwert aus der Hand legt, die Binde von den Augen nimmt und herabsteigt von den Stufen ihres Ehrensitzes, um den vor ihr im Staube liegenden Verbrecher aufzurichten und ihm abzubitten, was in ihrem Namen an seinen Brüdern gesündigt worden? Hoch an der Zeit, dass die allein schuldige Gesellschaft aufhört,

Wenn der Staat als eine unentbehrliche Anstalt zum Schutze der Menschen vor einander bezeichnet wird, so schwebt gewöhnlich im Hintergrunde die Vorstellung von Menschen, die tollen Hunden ähneln, die besessen sind von einem unwiderstehlichen Triebe, über einander herzufallen, zu raufen, zu schimpfen, zu stehlen, zu morden. Indessen nicht im Zustande kanibalischer Wildheit befinden sich die in Frage kommenden Menschen. Vielmehr sind Sympathie und Vernunft hinreichend entwickelt, um ihnen zu sagen, dass es sich in Verträglichkeit und Ordnung besser lebt, als in chaotischem Unfrieden. Auch darf man bis zu einem gewissen Grade schon darauf vertrauen, dass die Menschen im Fühlen und Denken, in ihrer ganzen Natur, trotz individueller Verschiedenheiten wesentlich übereinstimmen. Jedenfalls werden ihre Handlungen desto harmonischer werden, je mehr sie zu Vernunftmenschen sich ausprägen. Nach Spinozas Meinung können sie gar nicht umhin, unter einander übereinzustimmen, wofern sie vernunftgemäss leben. „Alles — sagt er*) — was aus der menschlichen Natur, so weit sie von der Vernunft bestimmt wird, folgt, muss durch die menschliche Natur allein, als ihrer nächsten Ursache, erkannt werden. Weil aber jeder nach den Gesetzen seiner Natur das begehrt, was er für gut, und das

---

über dem Unschuldigen zu Gericht zu sitzen und die mit Rost und Blut beschmutzten Waffen zu misbrauchen, die sie zugleich mit dem Irrwahn individueller Verschuldung von den Vorfahren übernommen hat? Das ist keine Doktorfrage, aufgeworfen am grünen Tisch, damit an ihrer Lösung der Scharfsinn des Lehrlings bescheiden sich erprobe und die überlegene Weisheit des Lehrers sich bewähre. Wer die grosse sozialpolitische Strömung unseres sinkenden Jahrhunderts verfolgt, der weiss, dass sie an den Grundmauern des stolzen, Jahrhunderte alten Baues der Strafgesetzgebung spült und nagt. Und wer nicht will, dass der Bau über Nacht zusammenbricht und in seinem Sturze die tiefsten Tiefen unseres Volkslebens aufwühlt, der muss sich darüber klar werden, ob er ihn stützen oder langsam abtragen will. ‚Die Zukunft der Strafe' — hat die staatliche Strafe eine Zukunft? Die Frage gehört zu den wichtigsten und schwierigsten, die der Sozialpolitiker sich stellen kann."

*) „Ethik", IV. Teil, L. 35.

verabscheut, was er für schlecht hält, und weil alles, was man nach dem Ausspruch der Vernunft für gut oder schlecht hält, notwendig gut oder schlecht ist, so thun die Menschen insofern, als sie nach der Vernunft leben, notwendig das, was mit der Natur eines jeden Menschen übereinstimmt. Folglich müssen auch die nach der Leitung der Vernunft lebenden Menschen notwendig unter sich immer übereinstimmen.“ Mag man nun auch den reinen Vernunftmenschen Spinozas für ein blosses Hirngespinst halten; jedenfalls kann das Menschengeschlecht diesem Ideal mehr und mehr näher kommen; und jedenfalls ist es schon jetzt in dieser Richtung so weit gelangt, dass ihm eine unsinnige Selbstzerfleischung nicht zuzutrauen ist. Nur Schwarzseher können davon träumen und — Staatsphilister; denn die gespenstische Vorstellung von einem Kriege aller gegen alle ist auch eine Ausgeburt der abergläubischen Verehrung, welche der „Philister“, dieser „hohle Darm, mit Furcht und Hoffnung angefüllt*)“, dem Staate, seinem Götzen zollt, eine Ausgeburt jenes Aberglaubens, der eines Fetischs zur Sicherung vor bösen Dämonen nicht entraten kann. „Krieg aller gegen alle“ — Thorheit! Kein Mensch, der seiner Sinne einigermassen mächtig ist, schlägt seinen Frieden und sein Leben in die Schanze, falls er nicht ein starkes Interesse am Kampfe hat. Wie aber sollte er ein solches haben, wenn ihm Gelegenheit geboten ist, durch einige Arbeit das zu erwerben, was er zum behaglichen Leben braucht, wenn die Grundlage der Ausbeutung und brutalen Konkurrenz, die Herrschaft fehlt, wenn der Mensch im Menschen einen Mitarbeiter erblickt, wenn die Glieder der Gesellschaft sich ähnlich wie die Glieder einer Familie, solidarisch verbunden fühlen. „Nichts einzelnes giebt es in der Natur, — bemerkt Spinoza**) — was dem Menschen nützlicher wäre, als der Mensch, der nach der Vernunft lebt . . . Es geschieht jedoch selten, dass die Menschen nach der Vernunft leben; vielmehr ist es mit ihnen so bestellt, dass sie meist neidisch und einander lästig sind. Dessen ungeachtet

*) Goethe. **) „Ethik“, IV. Teil, L. 35.

können sie kaum ein einsames Leben führen; den meisten gefällt deshalb die Definition sehr, dass der Mensch ein geselliges Tier sei. In Wahrheit verhält sich auch die Sache so, dass aus dem gemeinsamen Zusammenleben den Menschen mehr Nutzen als Schaden entsteht. Mögen also die Satiriker die menschlichen Dinge verspotten, soviel sie wollen, mögen die Theologen sie verwünschen und die Schwermütigen das rohe und bäurische Leben preisen, so viel sie können, und die Menschen verachten und die unvernünftigen Tiere bewundern, so werden sie doch die Erfahrung machen, dass die Menschen durch gegenseitigen Beistand ihren Bedarf weit besser sich verschaffen und nur mit vereinten Kräften die ihnen überall drohenden Gefahren vermeiden können."

Nicht in der freien Gesellschaft, sondern im heutigen Gewaltstaate tobt ein furchtbarer Streit aller gegen alle. Ströme unsichtbaren Blutes vergiesst er tagtäglich; es bluten bleiche Fabrikmädchen, hüstelnde Kinder, sieche Vagabunden, betrunkene „Sachsengänger", ruinierte Handwerker, banquerotte Kaufleute; es bluten schliesslich wir alle aus mancher Wunde, die uns Elend, Sorge und allerlei Knechtschaft schlagen. Doch der zufriedene Bürger spürt nichts von einem Kriege, weil in Formen gestritten und gelitten wird, welche der Staat „gesetzlich", „friedlich" und „ordentlich" nennt.

Die Verträglichkeit, welche die einzelnen Angehörigen der freien Gesellschaft im Verkehr mit einander bewahren werden, darf man auch von den staatlosen Nationen in ihren gegenseitigen Beziehungen erwarten. Ich erwähne das, um jenem Einwand zu begegnen, der im Gewaltstaate eine Anstalt zum Schutze vor „äusseren Feinden" sieht. Was könnte denn Angehörige einer freien Gesellschaft bestimmen, Ihresgleichen mit Krieg zu überziehen? Beutegier? Unzivilisierte Völker, deren Arbeit nicht ergiebig genug ist, unternehmen wohl Beutezüge. Doch Menschen, die auf geistig-sittlichem und volkswirtschaftlichem Gebiete einen hohen Grad der Entwickelung erreicht haben, mit dem wir rechnen dürfen, empfinden gewiss keine Neigung, ihr Leben aufs Spiel zu setzen und Mit-

menschen umzubringen materieller Güter halber, die sie bequemer und sicherer auf friedlichem Wege erwerben können. Gegen ihre Neigung aber können sie nicht in den Krieg geraten, weil keine Herrschaft sie treibt. Schon heutzutage ist der Krieg sehr missliebig. Mancher Soldat würde, wenn er sich nicht gezwungen fühlte, wohl nicht in die Schlacht ziehen. Müssten statt politisch indifferenter, harmloser junger Leute aus dem Volke nur diejenigen dem Kugelregen und den Strapazen sich aussetzen, welche ein Interesse am Kriege haben, so würde schwerlich mehr ein Krieg entstehen. Nur weil die Kriegslustigen Vertreter ihrer Interessen finden, die gezwungen oder freiwillig den Waffendienst auf sich nehmen, sind heutzutage noch Kriege möglich.

Und wie der Gewaltstaat den Krieg erzeugt, so bildet der Krieg wiederum ein Bollwerk des Gewaltstaates. Die Staatsbürger, welche eine kriegerische Heimsuchung durch äussere oder innere Feinde fürchten, kalkulieren eben noch heute so, wie nach Mill*) schon die antiken Griechen, Römer und Engländer dachten: Um die Mitglieder der Gemeinschaft gegen die Beutegier zahlloser Geier zu schützen, bedarf man eines Raubvogels, der, stärker als die übrigen, mit ihrer Niederhaltung betraut wird. Solange solche Gesinnung noch den Ausschlag in der Gesellschaft giebt, wird ein stehendes Heer und — hierdurch ermöglicht — eine Staatsregierung bestehen.

Ein Verehrer des Gewaltstaates**) bemerkt: „Weil jeder Staat nur den eignen Vorteil sucht auch gegen den andern, so ist zwischen Staaten der Krieg der natürliche Zustand ... Der Krieg ist eine Fundamentalinstitution des Staates und mit dem Staate selbst gesetzt.“ Diese Worte, welche den Krieg durch den Staat entschuldigen wollen, bilden eine der allerschwersten Anschuldigungen des Gewaltstaates, wenigstens für alle, denen der Krieg ein Greuel ist. „Weil jeder Staat nur den eigenen Vorteil sucht auch gegen den andern“! Und warum haben die Staaten entgegengesetzte Interessen? Weil

*) John Stuart Mill: Über die Freiheit. **) O. Lasson.

die Ausbeuter des einen Volkes mit denen des andern Volkes konkurrieren, und weil der Gewaltstaat das Herrschaftsinstrument der Ausbeuter ist. Wer heutzutage am Kriege Interesse hat, das sind lediglich die Regierungen und gewisse Schichten der privilegierten Klasse. Regierungen wollen sich am Ruder halten, Regierungen brauchen Geld, Regierungen züchten gern Millionäre und fangen zu diesen Zwecken Kriege an! Banquiers können durch Kriege ungeheure Summen verdienen, Industrielle hoffen, ein siegreicher Krieg ihres Staates werde die ausländische Konkurrenz vernichten oder gewisse Zölle beseitigen, Lieferanten versprechen sich vom Kriege grosse Geschäfte, Parteiführer setzen gleichfalls Hoffnungen auf ihn, Offiziere wollen avancieren. Solche Interessenten hetzen nun zum Streite, ein Teil der Presse ist ihnen gefügig, Politiker und Journalisten brauen idealistische Phrasen zur Verherrlichung des Krieges, die suggestiv beeinflusste Menge plappert eine „öffentliche Meinung", atavistische Mordinstinkte erwachen, die chauvinistische Jugenderziehung treibt ihre Giftfrucht, und, vom Herdentrieb hingerissen, erhebt die „Nation" das Kriegsgebrüll. Was also in der modernen Gesellschaft den Krieg erzeugt, ist der Gewaltstaat mit seinen politischen und wirtschaftlichen Eigentümlichkeiten, seinem Herrschaftsgefüge, seinem Militarismus, seiner Zerklüftung in Ausbeuter und Ausgebeutete, seinem Massenelend auf geistigem und sittlichem Gebiete.

Gäbe es keine Ausbeutung und keine herrschaftliche Organisation der Völker, so wäre die Kriegsfurie gebannt. Individuen und Nationen würden sich zu friedlicher Arbeit zusammenthun, deren hohe Ergiebigkeit würde einen allgemeinen Wohlstand verbreiten, und da niemand mehr Armeen knechtischer Vertreter fände, vielmehr im Felde, wenn ihn Beutegier dorthin lockte, persönlich für seine Interessen einzustehen hätte, so könnten nur Narren den Versuch machen, ihren friedlichen Erwerb mit den Strapazen und Gefahren des Krieges zu vertauschen.

Auch insofern folgt der Krieg aus der Natur des Gewalt-

staates, als der Gewaltstaat mit seinen Landesgrenzen, seinen starren Einrichtungen und Satzungen der Entwickelung der Völker Dämme entgegensetzt und folglich diese von Zeit zu Zeit zum Durchbruch — in Gestalt eines Krieges — zwingt. „Mag ein Volk wachsen oder zurückgehen an Zahl und an Tüchtigkeit, es muss eine Ausnahme machen von den Naturgesetzen und muss trotzdem nach wie vor das gleiche Reich innehaben, wenn es nämlich ein europäisches Kulturvolk ist: so fordert es ja das oberste Gesetz, das es in der hohen Politik giebt, die erhabene Erkenntnis von der unabweisbaren Notwendigkeit des europäischen Gleichgewichts für das Heil der Völker.“ So bemerkt ein Anhänger der Entwickelungsfreiheit im Völkerleben.*) „Es ist eine schöne Sache um das europäische Gleichgewicht. Alle grossen Herren sind sich darüber einig, dass es erhalten bleiben muss. Darum schliessen sie auch alle ihre Verträge zu seiner Sicherung auf immer, ewig und auf alle Tage, als ob sie dadurch den Bevölkerungsbewegungen Stillstand gebieten könnten. Und sie wähnen allen Ernstes, dass sie das vermögen. Denn wirklich bleibt ja zehn, selbst zwanzig und dreissig Jahre Friede. Indessen nimmt hüben die Bevölkerungsspannung zu, drüben ab. Ein starker Druck findet nach den Grenzen statt, und endlich entlädt sich die Spannung in einem Kriege. Ein Krieg ist also ein gesetzmässiger Ausnahmezustand. Während er dauert, braucht es also ein europäisches Gleichgewicht wie andere gute und schöne Einrichtungen nicht zu geben. Ist er beendet, so wird wieder für ewig, d. h. wieder auf etwa ein Jahrzehnt ein neues, anderes Gleichgewicht geschaffen, und so lösen sich die verschiedenen Gleichgewichte im Laufe von zweihundert Jahren so oft und regelmässig ab, dass man recht gut von einer Geschichte des europäischen Gleichgewichtes sprechen kann . . . Paradox ausgedrückt ändert sich das Gewichtsverhältnis der Völker zu einander mit jeder Geburt, mit jeder Zeugung, mit jedem Bissen, der hüben oder drüben mehr genossen wird. Ununter-

*) Volksdienst. Von einem Sozialaristokraten. Berlin bei Wiener 1893.

brochen gehen Machtverschiebungen der Völker vor sich, mit jeder Überzahl an Geburten auf der einen Seite, mit jeder Krankheit, die im andern Lande eine übernormale Jahresziffer der Todesfälle schafft, mit jedem Untergange einer kräftigen Faust, die dem Erwerbe dient. Diesen Verschiebungen setzen die gegenwärtigen Anschauungen von Staat und Vaterland bestimmte, angeblich sogar auf Jahrhunderte festbestimmte Landesgrenzen entgegen. Aber wir alle wissen, dass diese nicht unerschütterlich feststehen. Wo auf der einen Seite die Kraft übergross anschwillt, da giebt es eine gewaltsame Erweiterung des Machtgebietes. Nur die Landesgrenzen, diese Stillstandseinrichtungen, welche aller Entwicklung Hohn sprechen, machen die Kriege. Mit jedem Schritte, die Bedeutung der Landesgrenzen herunterzudrücken, mit jedem Versuche sie durch Volksgrenzen zu ersetzen, kommen wir dem Völkerfrieden einen Schritt näher.“ Das heisst, anders ausgedrückt: Mit jedem Schritte, der die Bedeutung des Gewaltstaates schmälert, kommen wir dem Völkerfrieden näher.

Wären wir wenigstens so weit, dass die Volksmasse in den Staatenlenkern und Schlachtenlenker nicht mehr die wesentlichen Macher der Kultur erblickt! „Diese Anschauung beherrscht noch heute weite Kreise, und diejenigen leitenden Personen, welche sie nicht mehr haben, pflegen sie wenigstens im Volke, um dessen Achtung vor dem Heere und der lediglich noch auf dessen Gewehre gestützten Monarchie aufrecht zu erhalten. Die in den Schulen gelehrte Völkergeschichte, deren dreitausend uns bekannte Jahre wir gern mit komischer Überhebung ‚Weltgeschichte‘ titulieren, ist im wesentlichen Schlachtengeschichte und Regierungsgeschichte“.

Dass man gut thut, zu mistrauen, wenn die staatlichen Herrschaften sich als väterliche, uneigennützige und weise Pfleger des Gemeinwohls aufspielen, lernt einsehen, wer keck, ohne vom Theaterpomp der Autorität sich blenden zu lassen, hinter die Kulissen in das Negligé der Gewalthaber späht. Diese vergötterten Wesen erscheinen dann nicht nur mit allen möglichen Schwächen der gewöhnlichen Sterblichen behaftet,

sondern oft genug noch korrumpiert durch ihre ausserordentliche Machtbefugnis, durch die Natur des Herrschens, zuweilen sogar geradezu gemeingefährlich in ihren Launen und Gelüsten, ihrem Eigensinn, Dünkel, Cäsarenwahn. „Niemand — so bemerkt ein wissenschaftlich hochgeschätzter Verfechter der Herrschaftslosigkeit*) — kann zeitgenössische Geschichte studieren, ohne überzeugt zu sein von der Wahrheit der Worte, die man sowohl Oxenstjerna als auch Lord Chesterfield in den Mund legt: ‚Geh hin, mein Sohn und sieh, mit wie wenig Weisheit die Welt regiert wird!‘ Heutzutage weiss es jedermann, dass Macht, ob sie nun ihrer Natur nach monarchisch, aristokratisch oder demokratisch ist, ob sie auf dem Rechte des Schwertes, auf Erblichkeit oder Wohl beruht, in den Händen von Leuten liegt, die weder besser noch schlechter als ihre Mitmenschen sind, deren Stellung sie jedoch grösseren Versuchungen, schlecht zu handeln aussetzt. Da sie über die Masse erhaben dastehen, lernen sie bald dieselbe verachten und halten sich schliesslich für höhere Wesen, durch Ehrgeiz in tausend Formen, durch Eitelkeit, Habgier und Laune angespornt, sind sie um so leichter verderbt, als ein Schwarm Schmeichler immer bestrebt ist, aus den Lastern jener Kapital zu schlagen. Und da jene einen vorwiegenden Einfluss auf alles um sie her haben — da sie den mächtigen Hebel, durch den der ungeheure Staatsmechanismus — Beamte, Polizei, Soldaten — in Bewegung gesetzt wird, in der Hand halten — so wiederholt sich jedes ihrer Versehen, ihrer Fehler, ihrer Verbrechen unzählige Male, und solche werden vergrössert, da sie fortschreiten. Es ist nur zu wahr: eine ungeduldige Laune des Souveräns, ein schiefer Blick, ein zweideutiges Wort können ganze Nationen in Trauer versetzen und verderbenschwanger für die Menschheit sein.“

„Doch wo der Gewaltstaat fehlt, da giebt es auch keine

*) Élisée Reclus, der Geograph („Anarchismus“ von Parsons. Chicago) — Ich erwähne den wissenschaftlichen Charakter des Verfassers jenen Leuten gegenüber, welche behaupten, nur Halbgebildete und Wirrköpfe könnten solchen Anschauungen huldigen.

Gesetze; Gesetze aber sind unentbehrlich, da das Zusammenleben der Menschen durch gewisse Regeln geordnet werden muss, um nicht chaotisch zu werden.“ Diese Meinung ist vielleicht das schwerfälligste Hindernis, welches die Idee der Herrschaftslosigkeit auf ihrem propagandistischen Wege zu passieren hat.

Zugegeben, dass die menschliche Gesellschaft gewisser Regelungen bedarf, so ist damit noch nicht gesagt, dass sie der Staatsgesetze bedarf. Denn Regelung und Gesetz sind zweierlei, mag auch die Konfusion dieser Begriffe üblich sein in diesem Zeitalter kritikloser Staatsvergötterung. Das Gesetz will allerdings regeln, jedoch zwangsweise, durch Herrschaft, durch Gebot und Verbot, durch Strafen, die dem Ungehorsamen angedroht werden. Das Gesetz bedeutet also, falls es überhaupt Regelung erreicht, eine Regelung durch unreine Mittel. Die bessere Regelung beruht nicht auf Zwang, sondern auf Übereinkommen, Vereinbarung, Freiwilligkeit. Einige Beispiele: Die Sonntagsruhe, welche jüngst in Deutschland eingeführt wurde, ist eine gesetzliche Regelung. Die Einstellung der Arbeit am 1. Mai, der sich Hunderttausende von Proletariern unterzogen, um gegen die wirtschaftliche Ausbeutung zu demonstrieren, ist dagegen eine Ordnung, eine Regel, die nicht durch Gewalt und Strafen, sondern durch freies Übereinkommen erzielt wurde. Und wenn die Sozialisten gewisse Restaurant-Lokale, die von ihren Inhabern aus politischer Unduldsamkeit für sozialistische Versammlungen nicht hergegeben werden, grundsätzlich meiden, so ist es gleichfalls freies Übereinkommen, was dem Boykott zu Grunde liegt.

Der freie Vernunftmensch lebt in der Ordnung; doch er will nicht, dass ihm Regeln durch Herrschaft aufgezwungen werden. Wer sein Thun und Treiben zu beeinflussen trachtet, möge ihn in seinem Elemente, in der Vernunft, aufsuchen und hier, durch Gründe, nicht autoritär, mit ihm verhandeln. Der freie Vernunftmensch ist stets bereit, sich zu einer Handlungsweise bekehren zu lassen, und wird, wenn er überzeugt worden ist, für die neue Handlungsweise mit der ganzen Kraft seiner Überzeugung eintreten. Die so erzielte Ordnung

ist weit sicherer fundiert, als die Zwangsordnung. Gegen eine Handlungsweise, für welche der Mensch nicht innerlich gewonnen ist, sträubt er sich naturgemäss, und zwar um so entschiedener, je näher er dem freien Vernunftmenschen steht. In einer noch wesentlich knechtischen Gemütsverfassung löckt er bloss in versteckter Weise wider den Stachel und ist in Evas Art lüstern, vom Verbotenen zu naschen. Auf einer höhern sittlichen Stufe verweigert er mit prometheïschem Trotze grundsätzlich den Gehorsam jedweder Gewalt, die seine freie Selbstbestimmung beeinträchtigen will. Diesen Menschenschlag hat der edel und fein fühlende Fichte im Auge, wenn er sagt: „Kein Mensch kann verbunden werden, ohne durch sich selbst; keinem Menschen kann ein Gesetz gegeben werden, ohne von ihm selbst. Lässt er durch einen fremden Willen sich ein Gesetz auflegen, so thut er auf seine Menschheit Verzicht und macht sich zum Tiere; und das darf er nicht. Unser Wille, unser Entschluss, der als dauernd gefasst wird, ist der Gesetzgeber und kein anderer. Ein anderer ist nicht möglich. Kein fremder Wille ist Gesetz für uns; auch der ‚Gottheit' nicht, wenn er vom Gesetz der Vernunft verschieden sein könnte." Und — so füge ich hinzu — auch des Gewaltstaates Wille nicht; denn sein Wille, das Gesetz, welches die Regierungen erlassen, ist nicht mein Wille; es widerstrebt vielmehr — wie eine Philosophie vor hundert Jahren*) bemerkt — meiner Autonomie. „Was thut der Mensch seit so vielen tausend Jahren, dass er sich bequemte, in einem Staate zu leben, anders als aller seiner Autonomie sich begeben. Die Regierung hatte nicht bloss ein Eigentum durch seine sich zugeeigneten und erworbenen Güter, sondern verschaffte sich in ihm selbst ein Eigentum."

Vor einer logischen Gabel stehen die Verehrer des Staatsgesetzes: Ein Verhalten, welches die Vernunft und die Neigung der Leute für sich hat, braucht nicht erzwungen zu wer-

*) Philosophische Skizzen zur natürlichen Geschichte des Ursprungs, Fortschritts und Verfalls der gesellschaftlichen Verfassungen. 1801.

den, weil es freiwillig erfolgt; Zwang wirkt hier sogar schädlich, weil er widerwärtig ist und zur Folge haben kann, dass Selbstständigkeit und Freiwilligkeit verkümmern. Selbst wenn es sich um das Wohl eines Unterthanen handelt, ist es nach dem Empfinden freisinniger Charaktere durchaus unpassend, ihn „in seinem eigenen Interesse“ obrigkeitlich zu zwingen. So meint John Stuart Mill*): „Man kann rechtmässigerweise niemanden zwingen, etwas zu thun oder zu unterlassen, weil es für ihn selbst, für sein eigenes Glück besser sein würde, weil er nach der Meinung Anderer auf diese Weise verständig, oder selbst recht handeln würde. Das sind ausreichende Gründe, ihm Vorstellungen zu machen, ihn zu überzeugen, zu überreden, zu bitten, nicht aber ihn zu zwingen, oder, falls er anders handelt, mit irgend welchen Übeln heimzusuchen ... Nur insoweit ist ein Jeder der Gesellschaft für sein Betragen verantwortlich, als dadurch Andere betroffen werden. Soweit es allein ihn selbst betrifft, ist seine Unabhängigkeit, dem Rechte nach, unbeschränkt. Über sich selbst, über den eigenen Körper und die eigene Seele ist der Einzelne Alleinherrscher ... Die Freiheit, die allein den Namen verdient, liegt darin, dass wir unser eigenes Glück auf unsere eigene Weise suchen; von Anderen ungestört, so lange wir ihnen das ihrige nicht verkümmern, und ihren Bemühungen, es zu erreichen, nicht in den Weg treten. Ein Jeder ist der eigene Wächter seiner eigenen Körper-, Gemüts- und Geistes-Gesundheit. Die Menschheit gewinnt mehr dabei, wenn sie einem Jeden gestattet, nach eigenem Gutdünken zu leben, als wenn sie einen Jeden zwingt, nach dem Gutdünken der Übrigen zu leben.“

Ich sagte: Ein Verhalten, welches die Vernunft und Neigung der Leute für sich hat, braucht nicht erzwungen zu werden. Nun fahre ich, um das Dilemma herzustellen, fort: Kann aber etwas nur zwangsweise, durch Regierungsvorschriften und Exekutivgewalten durchgesetzt werden, so liegt der Verdacht nahe, dass es nichts Vernünftiges, nichts Gutes ist. Das Schlechte,

*) Über die Freiheit.

das Unvernünftige hat allerdings keine andere Stütze, als die Gewalt. „Wenn eine Mutter — so sagt ein Kommunist — Brot und Obdach für ihre unmündigen Kinder suchend, an verschiedenen Läden vorübergeht, welche mit den leckersten Esswaren angehäuft sind, wenn ihr auf der einen Seite den grossen Luxus erblickt, welchen eure Phantasie kaum imstande ist hervorzuzaubern, während auf der anderen Seite die höchste Armut und Not herrscht, wenn für die Hunde und Pferde der reichen Leute besser gesorgt wird als für Millionen von Kindern, deren Mütter in den Fabriken arbeiten, um sich selbst und die Ihrigen zu ernähren, wenn das einfachste Kleid einer reichen Dame den Jahreslohn eines Arbeiters repräsentiert, wenn unser einziger Zweck ist, durch die Arbeit der Einen Andere reich zu machen, und um Geld anzusammeln alle Mittel heilig sind, dann ist sicherlich die Gewalt das einzige Mittel, die Gesellschaft aufrecht zu erhalten; dann sind Armeen von Militär, Polizei, Richten und Henken eine Notwendigkeit“

Besser als die obrigkeitliche, erzwungene „Regelung“ durch Gesetze sei, so sagte ich, die freie Regelung durch Vereinbarung. Hiergegen liesse sich einwenden: Wenn man die soziale Ordnung auf Freiwilligkeit, auf Übereinkommen gründete, wenn man alle Regelungen den Neigungen und dem Ermessen der Individuen überliesse, so würde eine sehr mangelhafte Übereinstimmung, eine bloss partikularistische Ordnung herauskommen, viele Regeln, von weisen Volksführern vorgeschlagen, würden von zahllosen souveränen Individuen abgelehnt und folglich vereitelt werden, unmöglich wäre jene grossartige Centralisation, wie sie in stattlichen Staaten, z. B. im deutschen Reiche, durch die Gesetzgebung erzielt wird.

Ich räume ein, dass der Individualismus in gewissem Sinne zersplitternd wirkt; die Schrankenlosigkeit lässt die Individuen allenthalben, wo ihr Fühlen und Denken nicht gleichgerichtet ist, auseinander gehen. Doch ich halte solches Auseinandergehen, solche Zersplitterung für ein hohes Gut. Nicht allein, dass die freie Selbstbestimmung unmittelbar beglückend wirkt, während die Centralisation von jedem Freunde der Frei-

heit peinlich empfunden wird; auch mittelbar ist der Individualismus wertvoll, wie ich in dem Kapitel über individuelle und normale Wertungen ausgeführt habe. Ich erinnere daran, dass alles Individuelle einen tastenden Versuch des sich entwickelnden Lebens bedeuten kann, den Versuch, durch Differenzierung zu vollkommeneren Gestaltungen, zu höherem Glücke zu gelangen, und dass der freie Wettbewerb der Gedanken, Maximen, Einrichtungen und Anstalten nicht minder, als der struggle for life, zu einer Auslese des Tüchtigen führt. Jede zentralistische Schablone hemmt, verwüstet, erstickt dagegen die Entwickelung. „Alle Wahrheiten und Fortschritte sind von Einzelnen und kleinen Gruppen ausgegangen; sie hätten sich schneller verbreitet, und die Menschheit hätte ihre Früchte eher geniessen können, wenn nicht die jeweilig herrschenden Gewalten behufs Unterdrückung derselben Zwangsmassregeln angewandt hätten — zum Wohle der Gesamtheit, (Staatswohl, Parteiinteresse, Seelenheil)*)". „Die besten Gesetze — bemerkt Henry Thomas Buckle — welche angenommen wurden, haben stets vorhergehende Gesetze abgeschafft. . . Und wenn die wertvollsten Verbesserungen in der Gesetzgebung in der Aufhebung von Massregeln einer frühern Gesetzgebung bestehen, so kann unmöglich der civilisatorische Fortschritt denen verdankt werden, die in den wichtigsten Angelegenheiten so viel Unheil gestiftet haben, dass ihre Nachfolger schon als Wohlthäter gelten, wenn sie die Politik jener Leute nur umkehren und den Stand der Dinge wieder dorthin zurückbringen, wo er geblieben wäre, wenn die Politiker gestattet hätten, dass die Dinge denjenigen Lauf nehmen, welcher dem Bedürfnis der Gesellschaft entspricht. In der That fällt die Ausdehnung, in welcher die regierenden Klassen sich eingemischt haben, und die üble Wirkung dieser Einmischung derart ins Auge, dass denkende Menschen sich wundern müssen, wie die Civilisation angesichts solcher beständigen Hindernisse

*) Dr. Benedikt Friedländer: Der freiheitliche Sozialismus. Berlin 1892 bei F. Harnisch & Co.

überhaupt vorwärts kommen konnte.“ In demselben Sinne spricht sich Herbert Spencer*) aus: „Hier werden wir wieder daran erinnert, dass mittels des Gesetzes die Lebenden durch den Willen der Toten beherrscht werden. Zu der Macht, welche frühere Generationen auf uns ausüben durch Übertragung ihrer leiblichen und geistigen Beschaffenheit, ihrer privaten Gewohnheiten und Lebensregeln gesellt sich noch die Macht, welche dieselben ausüben durch Regulationen bezüglich des öffentlichen Benehmens, die uns mündlich oder schriftlich überkommen sind.“ Eben deswegen nun, weil in den Gesetzen der Geist des Alten wohnt, pflegen ihre Hüter konservativ im schlimmen Sinne zu sein. Alles Neue, Individuelle erscheint ihnen verdächtig, wenn nicht von vorn herein polizeiwidrig. Ideen, die am Bestehenden rütteln, diese Vorposten des Fortschritts, fallen ihrem Hasse anheim; Censur und Verfolgung muss der befreiende Geist über sich ergehen lassen. Und wenn es auch den Gewaltmassregeln nicht gelingt, die revolutionäre Wahrheit zu ersticken, so verzögern sie doch die Entwickelung, wirken also kulturfeindlich. Mit Vandalen darf sie Wilhelm Wekhrlin vergleichen. „Ob Vandalen Bibliotheken verbrennen, oder Fürst und Obrigkeiten ihren Unterthanen verbieten zu lesen, was ihnen gefällt, und ihre durch Lektüre und Nachdenken erworbenen Einsichten bekannt zu machen, ist das im Grunde nicht einerlei? Die alten Vandalen zerstörten die Denkmäler des Altertums, von deren Wert sie keine Idee hatten, in kriegerischer Wut; in unserem lieben deutschen Vaterlande werden die Fortschritte des Geistes absichtlich gehemmt, um die Nacht der Barbarei, des politischen und religiösen Aberglaubens wieder herbeizuführen.“

Alle Gesetze, welche das geistige Leben, das Lernen, Reden, Drucken, Lesen und Denken „regeln“ — und ich meine keineswegs bloss „Ausnahmegesetze“ — wirken in dieser Richtung Hand in Hand mit den gesetzlichen „Regelungen“ gehen Massregelungen, Bestrafungen solcher, welche

*) H. Spencer: Synthetic Philosophy.

die vom Gesetze gezogenen Schranken übertreten. Das hat Stirner durchschaut, wenn er das liberale Schreien nach Pressfreiheit mit der Bemerkung begleitet*): „Die Pressfreiheit ist eine solche Freiheit des Liberalismus, der nur den Zwang der Zensur als den der persönlichen Willkür bekämpft, sonst aber jene durch ‚Pressgesetze' zu tyrannisieren äusserst geneigt und willig sich zeigt; d. h. die bürgerlichen Liberalen wollen Schreibefreiheit für sich; denn da sie gesetzlich sind, werden sie durch ihre Schriften nicht dem Gesetze verfallen. Nur Liberales, d. h. nur Gesetzliches soll gedruckt werden dürfen; sonst drohen die ‚Pressgesetze' mit ‚Pressstrafen' . . . Mit einem Worte, die Presse wird von dem nicht frei, wovon Ich nicht frei bin . . . Pressfreiheit ist ja nur Presserlaubnis, und der Staat wird und kann Mir freiwillig nie erlauben, dass Ich ihn durch die Presse zermalme". Dabei ist es gleichgültig, welcherlei Verfassung der Staat hat. Der „Volksstaat" der Herren Bebel und Liebknecht wird seine Unterthanen, sobald sie rebellische Äusserungen thun, nicht minder massregeln, als der bürgerliche Klassenstaat die Sozialisten gemassregelt hat. Einen Vorgeschmack davon giebt uns die Vorfrucht jenes Volksstaates, die sozialdemokratische Partei, deren Regierung jedwede gelinde Aufsätzigkeit, selbst blosse theoretische Abweichungen ihrer Unterthanen als Ketzerei betrachtet und terroristisch zu ersticken sucht.

Das „Laissez faire, laissez aller!" welches das Manchestertum den Vertretern der staatlichen Regelung entgegenschleuderte, ist eine grosse Idee. Verdorben aber wurde sie dadurch, dass man sie nicht radikal genug fasste, dass man den Gewaltstaat zwar aus der Sonne gehen hiess, doch nicht völlig preisgab, vielmehr als „Nachtwächter" fungieren lassen wollte. Unter der Obhut dieses Nachtwächters wurden die Eigentümer des Bodens und der übrigen beschränkt vorhandenen Produktionsmittel mehr und mehr Monopolisten, welche das Prinzip der freien Konkurrenz durchlöcherten, Privilegierte, gegen welche die grosse

*) „Der Einzige und sein Eigentum." Leipzig 1882 bei Wiegand.

Volksmasse, der Produktionsmittel bar, nicht aufkommen konnte. Die soziale Frage ist also nicht, wie die Staatssozialisten (einschliesslich der Sozialdemokraten) meinen, durch das „rücksichtslose", sondern durch das rücksichtsvolle Manchestertum, nicht durch das „Laisser faire", sondern durch dessen Halbheit heraufbeschworen worden. Und gelöst wird die Frage durch vollkommenes Gewährenlassen der Volkswirtschaft, durch Beseitigung der einschränkenden „Rechte", durch Herrschaftslosigkeit. In diesem Sinne stimme ich Eugen Dühring bei, wenn er sagt*): „Das wirtschaftliche laisser faire ist nicht rückgängig zu machen, sondern zu einem sozialpolitischen zu erweitern". Ich füge hinzu, dass ich den Begriff „sozialpolitisch" hier in seiner weitesten Bedeutung nehme, auf das gesamte gesellschaftliche Leben ausdehne. Insonderheit möge das geistige Leben bewahrt werden vor gesetzlichen Regelungen. Wie lähmend hier die Eingriffe der Regierung wirken, kann man beispielsweise auf dem Gebiete der bildenden Kunst sehen, wo die auf neuen Pfaden wandelnde Jugend gar stiefmütterlich behandelt wird von akademischen Staatsmännern, auf sanitärem Gebiete, wo das Naturheilverfahren unter seinem Mangel an staatlichen Diplomen zu leiden hat, endlich im Schulwesen, wo der Regierungsdruck die Entwickelung derart beeinträchtigt, dass selbst eine zahme Schulreform kaum möglich ist. Einen unerhörten Aufschwung würde das geistige Leben nehmen, wenn das Spiel der Kräfte, von obrigkeitlicher „Regelung" verschont, in freiem Wettbewerb sich bethätigen könnte.

Um die Vorzüge des Laisser faire auf wirtschaftlichem Gebiete zu illustrieren, um zu zeigen, welch wundervolle wirtschaftliche Leistungen die spontane Gruppierung ohne obrigkeitliche Einmischung, ja gerade deswegen, fertig bringt, und wie das Zusammenleben der Menschen weit besser durch freie Vereinbarung, als durch staatlichen Zwang geregelt wird, gebe ich hier dem beredten Krapotkine**) das Wort: „Durch erb-

*) Kritische Geschichte der Nationalökonomie und des Sozialismus.
**) Die freie Vereinbarung.

liche Vorurteile, durch falsche Erziehung und Belehrung gewöhnt, überall nur die Regierung, die Gesetzgebung und die Magistratur zu sehen, sind wir zu dem Glauben gekommen, dass die Menschen sich wie wilde Tiere zerreissen würden an dem Tage, wo der Polizist nicht mehr sein Auge auf uns gerichtet hält, dass das Chaos eintreten würde, wenn die Autorität in einer Sturmesflut versinken würde. Und doch stehen wir, ohne uns dessen bewusst zu werden, tausend und abertausend menschlichen Gruppierungen gegenüber, die sich in freier Weise vollzogen haben und vollziehen — ohne die Intervention eines Gesetzes, und die unendlich viel Höheres vollbringen, als unter gouvernementaler Oberherrschaft zustande kommt und kommen kann . . . Aber was wir nicht bemerken, das sind jene wunderbaren Leistungen, welche täglich die spontane Gruppierung der Menschen vollbringt, die freie Vereinbarung, welche die Hauptarbeit unseres Jahrhunderts thut.“ Krapotkin weist nun auf das ungeheure und wundervoll ausgebildete Schienennetz von Europa hin. „Dieses Resultat konnte auf zwei Wegen erreicht werden. Ein Napoleon, ein Bismarck, irgend ein Potentat, der Europa erobert hatte, hätte auf einer Karte von Paris, Berlin oder Rom aus die Richtungen der Eisenbahnlinien verzeichnet und dann die Fahrzeiten der Züge geregelt. Der gekrönte Idiot Nikolaus I. hatte vermeint, so handeln zu können. Als man ihm die Pläne einer Eisenbahnlinie zwischen Petersburg und Moskau vorlegte, ergriff er ein Lineal und zog auf der Karte von Russland eine gerader Linie zwischen den beiden Hauptstädten und sagte: „Da habt ihr die Linie“. Und die Eisenbahn wurde auch in gerader Linie erbaut; man füllte tiefe Flächen aus und baute schwindelnde Brücken, die man indes nach Verlauf einiger Jahre nicht mehr benutzen konnte; der Kilometer dieser Strecke kostete im Durchschnitt 2 bis 3 Millionen Franks. Das wäre das eine Mittel; doch man hat ein anderes gewählt. Die Eisenbahnen sind streckenweise entstanden, die einzelnen Strecken haben sich alsdann vereinigt; und schliesslich haben sich diese hunderte von Gesellschaften, denen die entlegensten Strecken gehören, zu ver-

ständigen gesucht, um die Ankunfts- und Abfahrtszeiten ihrer Züge in Einklang zu bringen, um die Waaren in den Waggons eines jeden Landes, einer jeden Gesellschaft von einem Netz auf das andere übergehen zu lassen, ohne dass sie umgeladen werden. Dieses alles ist durch die freie Vereinbarung zustande gebracht worden, durch den Austausch von Briefen und Vorschlägen, durch Kongresse, zu denen die Delegierten kamen, um diese und jene Spezialfragen zu diskutieren — doch nicht um ein Gesetz zu beschliessen. Nach dem Kongress kehrten sie zu ihren Compagnien zurück nicht mit einem Gesetz, sondern mit einem Vertragsentwurf, den man annehmen oder verwerfen konnte.“ Krapotkin bemerkt treffend, dass unsere Grossväter, hätte man ihnen die jetzigen Verkehrsverhältnisse prophetisch schildern können, zweifellos ausgerufen haben würden: „Niemals werdet ihr dazu gelangen, unter diesen hunderten von Aktiengesellschaften ein Einverständnis zu erzielen! Das ist eine Utopie, ein Feenmärchen, was ihr dort erzählt. Eine Zentralregierung mit einer starken Faust kann ihnen dieses nur allein aufnötigen“.

„Das Bemerkenswerteste an dieser Organisation ist aber nun gerade, dass es für dieselbe keine europäische Zentralregierung giebt! Nichts dergleichen existiert! Kein Eisenbahnminister, kein Diktator, kein Kontinental-Parlament, kein leitendes Komitee: Alles geschieht auf dem Wege des Vertrages. Jetzt fragen wir den Staatssozialisten, der da behauptet, dass ‚man niemals eine Zentralregierung entbehren kann, und sei es nur um das Erwerbsleben zu regeln‘, jetzt fragen wir denselben: „Wie können die Eisenbahnen ihrer entbehren? Wie machen sie es möglich, Millionen von Reisenden und ganze Berge von Waaren über den ganzen Kontinent hin zu befördern? Wenn die Compagnien, die Besitzer der Eisenbahnen, sich haben verständigen können, warum sollten die Arbeiter, nachdem sie sich der Eisenbahnen bemächtigt haben, sich nicht in gleicher Weise ins Einvernehmen setzen können? Und wenn die Compagnie von Petersburg—Warschau und die von Paris—Belfort miteinander auskommen können, ohne sich den Luxus eines beider-

seitigen Befehlshabers zu leisten, warum sollte man dann in dem Schosse unserer geplanten Gesellschaften, die aus Gruppen freier Arbeiter bestehen, eine Regierung notwendig haben?“

Man missverstehe diese Worte nicht! Sie sollen keineswegs das Prinzip der freien Vereinbarung in seiner heutigen Form feiern, die vielfach unrein ist, weil es sich unter dem Einflusse des Privilegiums mit Vergewaltigung und Ausbeutung des Schwachen verbindet. Was Krapotkines Abhandlung herausarbeiten will, und worauf es mir bei dem Citat ankommt, ist folgender Grundgedanke: „Die Vereinbarung zwischen hunderten von Compagnien, denen die Eisenbahnen Europas gehören, hat sich direkt vollzogen, ohne die Intervention einer Zentralregierung, die den verschiedenen Gesellschaften ein Gesetz vorschrieb; sie wird aufrechterhalten vermittels der Kongresse, zusammengesetzt aus Delegierten, die miteinander diskutieren und ihren Auftraggebern nachher Vorschläge, aber keine Gesetze bringen. Es ist dies ein neues Prinzip, welches sich scharf von dem gouvernementalen Prinzip, dem monarchistischen oder republikanischen, dem absolutischen oder parlamentarischen, unterscheidet. Es ist dies eine Neuerung, die sich jetzt in Europa Geltung verschafft, wenn auch noch schüchtern, der indes die Zukunft gehört.“

In diesem Sinne bemerkt ein Schriftsteller*), der sich eingehend mit den modernen Verkehrsverhältnissen beschäftigt hat: „Ganz besonders grossartig gestaltet sich der Massenverkehr bei der Station Charing-Cross. Hier dehnt sich der gewaltige Bahnhof der South-Eastern-Bahn und greift mit seinen 14 Geleisen zum Teil noch über die Themse hinüber. Nach und von dieser Riesenstation verkehren durchschnittlich 500 bis 600 Züge. Dicht neben den Bahnhofsanlagen liegt das Hallendach der gleichnamigen Station der Metropolitan-Distrikt-Railway. Auch diese unterirdische Station passieren am Tage bis 400 Züge. Es sind also fast 1000 Züge, die sich hier auf einer der belebtesten Stellen der Riesenstadt kreuzen,

*) „Das eiserne Jahrhundert“ von Schweiger-Lerchenfeld. 1884.

den Verkehr konzentrieren und die bewegten Massen grösstenteils wieder an andere Linien oder andere Verkehrsmittel abgeben. Unter letzteren spielen die nach Hunderten zählenden Dampfer, welche knapp am Themse-Quai bei der Untergrund-Charing-Cross-Station halten, die grösste Rolle. Zählt man die ungeheuere Anzahl von Fuhrwerken hinzu, so muss uns unbegrenzte Bewunderung für die Energie und Arbeitskraft erfüllen, welche hier zur Lösung einer so schwierigen Verkehrs-Manipulation aufgewendet wird. Die doppelte Leistung der riesigen Konzentration des Verkehrs und der Übertragung der Massenbewegung auf andere Linien und Verkehrsmittel ist von so imponierender Grossartigkeit, dass sich uns die Überzeugung aufdrängt: keine Polizeivorschrift und kein Betriebsreglement von minutiösester Disposition und grösster Strenge wäre imstande, diese Ordnung und Gesetzmässigkeit in der Massentranslation zu Wege zu bringen; sie ist hier das Resultat eines zu Fleisch und Blut gewordenen Ordnungssinnes, der unerschütterlichen Ruhe der Funktionäre, grosser Verantwortlichkeit, welche dieselben tragen, und vor allem der weitgehendsten Selbsthilfe und Initiative, für die dem englischen Eisenbahnpersonale der weitgehendste Spielraum gegeben ist.“

So trefflich, so bewunderungswürdig die regulativen und organisatorischen Leistungen der privaten Initiative des fessellosen sozialen Lebens sind, so unfähig ist die Regierung zu solchen Produktionen. Die Gesellschaft ist eben ein Organismus, ein lebendiges Wesen, das sich frei entwickelt, das seinen natürlichen Gesetzen, nicht aber den Diktaten der Gewalthaber, künstlichen, herrischen Eingriffen politischer Quacksalber Folge leistet. Gebäude, die aus toten Stoffen zusammengesetzt sind, lassen sich eigenmächtig gestalten nach dem Plane eines Baumeisters; doch das soziale Gebäude ist ein lebendiger Körper, der seine eigentümliche Entwickelung hat. „Thöricht wäre es — meint Buckle — und man triebe Spott mit aller gesunden Vernunft, wollte man der Gesetzgebung auch nur irgendwelchen Anteil am Fortschritt der Gesellschaft

zuschreiben, oder wollte man von zukünftigen Gesetzgebern eine andere Wohlthat als die erwarten, welche in der Zurücknahme des Werkes ihrer Vorgänger besteht.“ Die regulative und organisatorische Unfähigkeit der Regierung tritt besonders deutlich auf wirtschaftlichem Gebiete zu Tage; und das kompromittiert sie um so mehr, als die Volkswirtschaft der Untergrund des gesamten sozialen Lebens ist. „Das Gesetz der ökonomischen Entwickelung gleicht einem mächtig dahintreibenden Strome, der jedes Hemmnis, jeden Widerstand überwindet und in seinen Fluten begräbt. Die politischen Staaten, die ihn beherrschen zu können wähnen, gleichen einem Narren, der, gegen die Stromschnelle schwimmend, deren Lauf zu hemmen und noch mehr als das — zu bestimmen glaubt.*)“ Ohnmächtig waren die Bemühungen der Politiker im alten Griechenland und alten Rom, die Verarmung der Volksmasse aufzuhalten. Nutzlos, ja zum Schaden des Patienten doktorte die englische Gesetzgebung an der Volksmasse herum, welche durch eine gewaltige volkswirtschaftliche Revolution, durch die Entwickelung der Manufaktur und maschinellen Industrie der Verarmung überliefert worden war. Fiasco machte Friedrich II. von Preussen, als er die volkswirtschaftliche Entwickelung seines Landes überstürzte, indem er ihm Manufakturen applizierte.

Weil nun die gesetzlichen „Regelungen“ auf allen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens die Entwickelung zu vergewaltigen pflegen, drum vollzieht sich der Fortschritt innerhalb des Staates so oft in revolutionärer Form. Wehe dem Volke, das die befreiende Kraft nicht besitzt; es stagniert und verkommt. Nur revolutionär veranlagte Völker können Kulturvölker sein. „Nicht derjenige, welcher stillschweigend die Landesgesetze befolgt ist ein guter Bürger. . . Die besten Bürger sind gewöhnlich diejenigen, welche die Schranken der Gesetze durchbrechen und dadurch dem Fortschritt die Bahn ebnen“ bemerkt der Philosoph Emerson. In demselben Sinne spricht

*) Reminiszenzen von Aug. Spiess (Chicago).

sich ein schon erwähntes Werk*) aus dem Anfang dieses Jahrhunderts aus. „Alle Regierungen gehen nur darauf hinaus, die Freiheit des Genusses, der Meinungen und Handlungen, oder Eigentum, Religion und Recht nach ihrem Verlangen und zu ihren Absichten zu handhaben. Keine der Regierungen hatte die Fähigkeit, dem Hebel der gesellschaftlichen Ordnung eine solche Richtung zu geben, dass die Menschen dabei glücklich oder zufrieden bleiben konnten. Es müsste daher natürlich eine Reihe von Staatserschütterungen erfolgen, wodurch die Menschen sich den Besitz eines solchen Zustandes erwerben könnten, um einer Freiheit des Genusses, der Meinungen und Handlungen teilhaftig zu werden, die dem Zwecke der Natur in den ihnen angeschaffenen Fähigkeiten entspräche. Nur dasjenige Volk können wir kultiviert nennen, wo der revolutionäre Geist sich in einem gewissen Grade entwickelt.“ An diesen Gedanken liesse sich der Schluss knüpfen, dass die Regierungen aller Gewaltstaaten kulturfeindlich sind; denn Proudhon hat recht, wenn er sagt: „Alle Revolutionen, seit der Salbung des ersten Königs bis zur Erklärung der Menschenrechte, sind frei durch den Volksgeist vollzogen worden. Die Regierungen haben sie immer gehindert, unterdrückt und zu Boden geworfen. Sie haben niemals revolutioniert. Ihre Aufgabe ist es nicht, die Bewegung hervorzubringen, sondern sie zurückzuhalten. Und selbst wenn sie, was sich widerspricht, die revolutionäre Wissenschaft, die soziale Wissenschaft besässen, so könnten sie dieselbe nicht anwenden, sie wären dazu auch nicht berechtigt. Sie müssten vorher ihre Wissenschaft in das Volk übergehen lassen, um die Zustimmung der Bürger zu erhalten.“

Ich habe der zwangsweisen Regelung von oben herab, der deduktiven Regelung (wie man sagen könnte) eine andere Art der Regelung entgegengesetzt und als die bessere bezeichnet, nämlich die freiwillige, auf Übereinkommen beruhende, volks-

*) Philosophische Skizzen zur natürlichen Geschichte des Ursprungs, Fortschritts und Verfalls der gesellschaftlichen Verfassungen, 1801.

tümliche, von unten erwachsende, gewissermassen induktive Regelung. Dieser Begriff sowie die von Proudhon soeben erwähnte „Zustimmung der Bürger“ legen einen Einwand nahe. Man könnte sagen: Die weise Gesetzgebung ist eine induktive Regelung, sie widerspricht also nicht dem Volkswillen und hemmt nicht die Entwickelung, sie ist nur der gesetzliche Ausdruck, die obrigkeitliche Sanktion und Durchführung des Volkswillens. Solch ein Verhältnis zwischen dem Gesetz und seinen Unterthanen hat Lasson im Auge, wenn er sagt*): „Das Rechtsgesetz verlangt nicht Liebe, nur Gehorsam; aber allerdings kann die blinde Unterwürfigkeit durch freudigen Gehorsam, durch Liebe zum Gesetz, das ja die eigene Natur des Willens nur ausspricht, verklärt werden, und sie muss es, soll anders das Gesetz die ganze Macht entfalten, zu der es bestimmt ist“. — Nun denn, wenn das Gesetz mit dem Volkswillen kongruirt, so ist es mindestens überflüssig; was sollen Vorschriften, wenn Freiwilligkeit das leistet, was der Zwang leisten möchte? „Das sind, so bemerkt Godwin**), schwache irrtümliche Mittel, um das Benehmen der Leute zu regulieren, ohne sie zu überzeugen. Wenn man nicht die Herzen . . . gewinnt, erwarte man nichts von rohen Regulationen; und wenn man diese gewinnen kann, so sind die Regulationen überflüssig.“

Wenn die Regierungen sich guter Ideen, die dem Volke entsprangen, bemächtigen, wenn sie an die Spitze wohlthätiger Volksbewegungen treten, wie beispielsweise die Lincolnsche Regierung nach sattsamem Schwanken für die Sklavenbefreiung eingetreten ist, so liegt, streng genommen, eine Art Plagiat vor. Aber die abergläubischen Verehrer des Gewaltstaates wollen das nicht sehen; allzu sehr sind sie gewohnt, die Unterthanen als Nichts, die Obrigkeit als Alles zu betrachten, oder mindestens die Verdienste der Gesellschaft der Regierung zuzuschreiben. „Gewisse Schriftsteller — bemerkt Thomas Paine — haben die Gesellschaft mit der Regierung

*) O. Lasson: Das Kulturideal und der Krieg. Berlin bei Moeser, 1868.
**) Inquiry into the Principles of Political Justice. London 1793.

derart vermengt, dass nur noch wenig Unterscheidung zwischen denselben bleibt ... Die Gesellschaft wurde erzeugt durch unsere Bedürfnisse, die Regierung durch unsere Schwächen ... Die Gesellschaft ist unter allen Umständen eine Wohlthat; dagegen ist die Regierung, selbst im günstigsten Falle, nur ein notwendiges, im schlimmeren Falle ein unausstehliches Übel.“ Indem nun die Regierung den Lorbeer tragen darf, den das Volk errungen hat, wird ihre Autorität verjüngt, wird der Aberglaube neu gestärkt, die Regierung sei die hohe Gönnerin, die weise Führerin und Wohlthäterin des Volkes, ein Werkzeug des lieben Gottes, und alles Gute im gesellschaftlichen Leben komme von oben, von ihr. Zu den Kniffen aller Herrschaften gehört es, in dieser Weise ihre Autorität zu stärken. „Die Kirche — so bemerkt Proudhon*) — sagte ehemals, wie eine zärtliche Mutter: Alles für das Volk, aber alles durch die Priester. Die Monarchie ist nach der Kirche gekommen und hat gesagt: Alles für das Volk, aber alles durch den Fürsten. Die Doktrinärs sagen: Alles durch das Volk, aber alles durch die Bourgeoisie. Die Radikalen haben nicht das Prinzip, sondern nur die Formel geändert: Alles für das Volk, aber alles durch den Staat. Immer dieselbe Regierungssucht! ... Wer wird endlich zu sagen wagen: Alles für das Volk und alles durch das Volk ...?“

Ich habe den Verehrern des Staatsgesetzes die logische Gabel vorgehalten: Ein Verhalten, welches die Vernunft und Neigung der Leute für sich hat, braucht nicht erzwungen zu werden; kann aber etwas nur zwangsweise durchgesetzt werden, so liegt der Verdacht nahe, dass es nichts Gutes, nichts Vernünftiges ist. Ich habe ferner ausgeführt, dass zur Regelung des sozialen Lebens Herrschaft nicht nötig, ja ein unreines Mittel sei. — Mir wird hierin widersprochen. Herrschaft sei unentbehrlich. Die „logische Gabel“ laufe durchaus nicht auf ein Entweder-Oder, sondern noch auf eine dritte Möglichkeit hinaus: Ein Verhalten möge die Vernunft und Neigung der

*) „Bekenntnisse eines Revolutionärs.“

Leute im allgemeinen für sich haben, so gebe es doch Individuen, die nicht vernünftig, nicht gut genug seien, sich schlechter Handlungen zu enthalten, und diese müssen gezwungen werden. Um sie zu warnen, in Schach zu halten, oder unschädlich zu machen, sei das Gesetz, die staatliche Gewalt als Exekutive nötig. Solange eben die Gesellschaft noch nicht lediglich aus Vernunftmenschen besteht, sei die individuelle Freiheit, welche von keinem Staatsgesetze eingeschränkt werde, bedenklich, weil sie auch eine Freiheit, zu herrschen und auszubeuten, einen Missbrauch, allerlei Übergriffe mit sich bringen könne. So heisst es in dem „Abcbuch für grosse Kinder“*): „Ich kann mich allemal in der Seele ärgern, wenn die Philosophen und Moralisten anfangen, über den Mangel der Freiheit zu deklamieren. Giebt es nicht ganz zahlreiche Stände in der Welt, die die Freiheit haben, Andere methodisch, systematisch und in aller Form auszuplündern? Giebt es nicht ganz zahlreiche Stände in der Welt, die die Freiheit zu fressen, zu saufen, zu spielen, zu tagedieben, zu faulenzen u. s. w. haben? ... Giebt es nicht ganze Stände in der Welt, die die Freiheit haben, mit dem Verstande und Gewissen anderer Menschen herumzuspringen und anzugeben, wie es ihnen beliebt?“ Aus Furcht vor solcher „Freiheit“ tritt dies demokratische Abcbuch für das Gesetz ein: „Gesetze müssen Menschen beherrschen und Menschen müssen durch Gesetze regiert werden.“ Dasselbe Bedenken veranlasst gewisse Vertreter der Sozialdemokratie, die kühne Ich-Freiheit Max Stirners und die „Herrn-Moral“ Nietzsches zu verabscheuen.

Ich erwidere: Allerdings ist es unter Umständen, um schlechte, unvernünftige Menschen unschädlich zu machen, angebracht und kein unreines Mittel, Gewalt anzuwenden, — wie ich denn in einem Kapitel das Dogma von der absoluten Gewaltlosigkeit abgelehnt habe. Indessen braucht die Gewalt, die zur Verwendung gelangt, doch nicht eine Staatsgewalt,

*) Germanien, 1796.

eine Exekutive von Gesetzen zu sein. Die Befürchtung, in einer Gesellschaft ohne Gesetze werde der Stärkere den Schwächern unterdrücken, ist nichts als eine Äusserung der Knechtseligkeit, welche der Staat seinen Unterthanen eingeprägt hat, ihres Mangels an Selbstvertrauen, jener bereits erwähnten abergläubischen Einbildung, ohne einen gottartigen Beschützer, ohne den lieben guten Gewaltstaat nicht in Ordnung und Frieden leben zu können. Solchen, welche den festen Willen haben, sich nicht von Anderen beherrschen und ausplündern zu lassen, und welche auch ihren Mitmenschen diesen Hochsinn mit der Zeit beizubringen hoffen, erscheint die Ich-Freiheit ganz unbedenklich. Sie fürchten von ihr keine Herrschaft, weil sie mit einem Volke nicht von Knechten, sondern von Freien und Helden rechnen, die mit Leichtigkeit jeden Herrschaftsversuch zu Schanden machen. Der du zagest vor der „Herren-Moral", erfülle mit ihr dein eigenes Herz, und du brauchst nicht zu zagen. „Wozu bist du denn da — sagt Stirner —, der du nicht alles dir gefallen zu lassen brauchst? Wahre dich, so wird dir keiner was thun! Wer deinen Willen brechen will, der hat's mit dir zu thun und ist dein Feind. Verfahre gegen ihn als solchen. Stehen hinter dir zum Schutze noch einige Millionen, so seid ihr eine imposante Macht und werdet einen imposanten Sieg haben ... Meinen Willen kann niemand binden und mein Widerwille bleibt frei." Mit dem hier angedeuteten Bündnis zu Schutz und Trutz, können sich trösten jene Kleinmütigen, welche vor Übergriffen der Starken in einer gesetzlosen Gesellschaft Furcht haben. Mögen sie einsehen, dass sie beim Schwinden des Gewaltstaates keineswegs der Schutzlosigkeit anheimfallen, dass die Schrankenlosigkeit, die ich erstrebe, solange noch gewaltthätige Kollisionen der Menschen möglich sind, nur im Fehlen herrschaftlicher Schranken besteht. Mögen sie endlich bedenken, dass mit der höhern Entwickelung der herrschaftslosen Gesellschaft, mit der stärkeren Ausprägung der menschlichen Vernünftigkeit selbst die Schutz- und Trutz-Bündnisse überflüssig werden, folglich die Schrankenlosigkeit ihrer Vollendung immer näher

kommt. Sollte aber der Einwand gemacht werden, dass die Errichtung eines Schutz-Bündnisses auf einen neuen Gewaltstaat hinauslaufe, so gebe ich zu bedenken, dass solch ein Bündnis das Ergebnis freier Vereinbarung ist, welches dem Teilnehmer bestimmte, seine Leistungen keineswegs unterbietende Vorteile verschafft und ebenso gelöst werden kann, wie es geschlossen wurde — während der Gewaltstaat seine Unterthanen vergewaltigt und das Volk ausbeutet.

Ein geschickter Versuch zur Rechtfertigung des Gewaltstaates ist von Ludwig Gumplowicz unternommen, der in seinen tiefsinnigen soziologischen Untersuchungen*) ausführt, der herrschaftliche Staat habe die höhere Kultur ermöglicht. „. . . Die geringste Kultur, die ersten und primitivsten Entwicklungsphasen derselben sind durch eine Teilung der Arbeit bedingt, kraft deren dem Einen die niedrigeren und schwereren, dem Andern die höheren und leichteren Arbeiten (zu denen auch das Befehlen gehört) zufallen. Das Wesen einer solchen Teilung der Arbeit liegt aber darin, dass die Einen für die Andern arbeiten; nur eine solche Teilung der Arbeit setzt diejenigen, für die gearbeitet wird, in die Lage, ihren Geist höheren Gegenständen zuzuwenden, über höhere Dinge nachzudenken und einem „menschenwürdigen“ Dasein nachzustreben . . . Nun wissen wir, dass niemand freiwillig sich in das Joch des Andern spannt; dass niemand freiwillig die drückenden und niedern Arbeiten auf sich nimmt, um dem Andern Bequemlichkeit, ja oft geradezu Möglichkeit des Müssigganges zu verschaffen . . . Hinge es von der Einsicht und dem guten Willen der Menschen ab, wir stünden heute noch auf der Stufe, auf der wir die Feuerländer an der Südspitze Südamerikas finden . . . Schliesslich ist Herrschaft nichts anderes, als eine durch Übermacht geregelte Teilung der Arbeit, bei der den Beherrschten die niedrigeren und schwereren, den Herrschenden die höheren und leichteren (oft nur das Befehlen und Verwalten) zufällt. Wie aber ohne Teilung der

*) „Der Rassenkampf“. Innsbruck 1883 bei Wagner.

Arbeit keinerlei Kultur denkbar ist, so ist ohne Herrschaft keine gedeihliche Teilung der Arbeit möglich, weil sich, wie gesagt, freiwillig niemand zur Leistung der niedrigeren und schwereren Arbeiten hergeben wird.“ Was diese Beweisführung so bestechend macht, ist das beistimmende Zeugnis der Geschichte. Die Richtigkeit desselben will ich hier gar nicht leugnen, will zugeben, dass die staatliche Herrschaft in jener Richtung gewirkt, also Verdienste um die Kultur sich erworben haben mag; ich behaupte indessen: Wenn der Gewaltstaat derart gewirkt hat, so folgt hieraus keineswegs, dass er noch jetzt allenthalben so wirkt, geschweige denn, dass er für alle Zukunft so wirken wird. Die Bedingungen der Produktion, der Arbeits-Teilung und -Leitung sind heutzutage und vollends zukünftig bei den hervorragenden Kulturgesellschaften wesentlich anders, als bei den rückständigen Völkern, zumal bei den „Feuerländern an der Südspitze Amerikas“. Schon die moderne Welt bedarf der Herrschaft nicht mehr zur Organisation der Arbeit und zur Förderung höheren Geisteslebens. Seitdem durch Naturwissenschaften, Technik, Kohle, Dampf, Elektrizität die Produktivität ins Riesenhafte gesteigert worden ist, könnte die Gesellschaft, wenn die Volkswirtschaft in meinem Sinne freiheitlich und vernünftig gestaltet wäre, nicht bloss ebensoviel, sondern bedeutend mehr Zeit, Interesse und Kraft, als heutzutage, für geistige Kultur verwenden. Man bedenke nur, wie wenig Angehörige unserer herrschenden Klasse die Bildung wirklich pflegen, wie ungeheuer viel Talente und geistige Interessen die Knechtschaft der grossen Volksmasse verkümmern lässt, und wie schwer eine Menge von gebildeten Leuten, Gelehrten, Denkern und Künstlern — ich meine das geistige Proletariat — unter der Herrschaftlichkeit oder Ausbeutung zu leiden hat. Ermisst man das recht, so wird schwerlich zu leugnen sein, dass es sogar dann besser um die höhere Kultur stünde, wenn sich der Sozialismus nur dadurch erkaufen liesse, dass jedermann einige Stunden „schwere und niedrige Arbeiten“ verrichten muss, — was ich entschieden bestreite. Übrigens ist der Satz, dass „ohne Herr-

schaft keine gedeihliche Teilung der Arbeit möglich" sei, nur für niedrige Kulturvölker, nicht aber allgemein gültig. Der modernen Arbeit Triebfeder ist keineswegs die Unterwürfigkeit unter eine Herrschaft, sondern das Bewusstsein, dass ein Angehöriger der nicht-privilegierten Klasse, will er nicht Verbrecher werden, nur durch Produzieren seinen Konsum erkaufen kann. Dieselbe Triebfeder wird walten in der freien Gesellschaft, wie ich sie erstrebe. Auch die Teilung der Arbeit wird ähnlich, nur vollkommener wie heutzutage, vor sich gehen: Man wird bedenken, dass Arbeitsteilung die Produktion besonders ergiebig macht; man wird einen spezialistischen Beruf wählen, wenn er gute Bezahlung findet, wenn Neigung und Fähigkeit für ihn sprechen oder wenn man keinen besseren ergreifen kann. So wird denn die höhere Geistesarbeit in der freien Gesellschaft mindestens ebensoviel Antrieb und Gelegenheit zu beruflichem Spezialismus haben, als unter der Herrschaft des Staates und Privilegiums, — ja bedeutend mehr, da ja die Armut, einseitig körperliche Überbürdung und geistige Verkommenheit von der Volksmasse genommen sein werden.

Ein Argument, das mit besonderer Vorliebe von der „bessern" Gesellschaft, den „Gebildeten" angewendet wird, um die Notwendigkeit eines Staates, einer Regierung zu erweisen, besagt: Das Volk, die grosse Masse, sei noch nicht reif, noch nicht vernünftig und gebildet, noch nicht selbständig genug, um ohne obrigkeitliche Leitung leben zu können; es erkenne so häufig nicht, was zu seinem Heile gereiche, es mache, auf Selbstführung angewiesen, so viele Fehler; drum müsse es zur Wohlfahrt gezwungen werden durch kluge und machtvolle Gesetzgeber, wenigstens vorläufig noch; späterhin einmal, vielleicht nach Jahrtausenden, möge es die Regierung entbehren können.

Die Meinung, die Gesetzgebung sei vorwiegend weise, und der Zwang, den sie dem Volke angedeihen lasse, wirke im grossen ganzen heilsam, habe ich bereits zurückgewiesen. Doch zugegeben, in gewissen Fällen treffe das Gesetz das Richtige, während das Volk noch zu unreif sei, das Richtige zu erkennen und zu thun, — so bestreite ich dennoch die Heilsamkeit des gesetzlichen Zwanges. Der Zwang ist hier ein un-

reines Mittel. Denn eben die autoritäre Bevormundung, die man einem geistig unmündigen Wesen wegen seiner Unreife angedeihen lässt, bestärkt es in der Unreife, insofern es abgehalten wird, seine Kräfte zu entwickeln, durch Bethätigung und Erleben zur Klugheit und Selbständigkeit zu gelangen. Wie in jedem emanzipatorischen Zeitalter die Vertreter der Herrschaft jenes Geschrei von der Unreife des Pöbels erheben, so war es auch im Zeitalter der grossen Revolution. Doch die gebührende Antwort blieb nicht aus. Es gab sie keine geringere philosophische Autorität, als Immanuel Kant*), ein Abgott unseres „gebildeten" Bürgertums. „Ich gestehe, dass ich mich in den Ausdruck, dessen sich auch wohl kluge Männer bedienen, nicht wohl finden kann: ein gewisses Volk . . . ist zur Freiheit nicht reif; die Leibeigenen eines Gutseigentümers sind zur Freiheit noch nicht reif; und so auch, die Menschen überhaupt sind zur Glaubensfreiheit noch nicht reif. Nach einer solchen Voraussetzung aber wird die Freiheit nie eintreten; denn man kann zu dieser nicht reifen, wenn man nicht zuvor in Freiheit gesetzt worden ist (man muss frei sein, um sich seiner Kräfte in der Freiheit zweckmässig bedienen zu können). Die ersten Versuche werden freilich roh, gemeiniglich auch mit einem beschwerlicheren und gefährlicheren Zustande verbunden sein, als da man noch unter den Befehlen, aber auch der Vorsorge anderer stand; allein man reift für die Vernunft nie anders, als durch eigene Versuche (welche machen zu dürfen, man frei sein muss)". Denselben Gedanken spricht ein politisches Werk**) des Zeitalters der grossen Revolution aus. „Das Volk, heisst es, sei noch nicht reif. Freilich wird es dies nie werden, wenn der Spruch täglich von neuem begonnen und danach gehandelt wird. Man verweigert dem Hungrigen Speise und Arbeitszeug unter dem Vorwande, dass Magen und Hände zu sehr geschwächt seien! Dann kann in der That nur das Wunder einer Revolution ihm Stärkung

*) Kant: Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft.
**) „Politischer Tierkreis".

und Unterhalt verschaffen; mit Willen des Zwingherrn wird er nie reif und stark". Es ist ein politischer Kniff der Herrschaften, neben der Ausbeutung auch Gutes, jedoch in der Form vormundschaftlicher Fürsorge, ihren Unterthanen zukommen zu lassen. Solche Bevormundung stärkt die Knechtseligkeit, sie verhängt, wie ein moralpolitisches Werk aus dem vorigen Jahrhundert bemerkt, eine „feinere Sklaverei". „‚Man muss die Welt nehmen, wie sie ist'. Nehmen wir die Menschen nur, wie sie sind, so machen wir sie schlechter. Wenn wir sie aber behandeln, als wären sie was sie sein sollten, so bringen wir sie dahin, wohin sie, zu bringen sind", sagt Coutelle.*) „Die Politik, welche die Menschen nicht als freie selbständige Wesen anerkennt, ist menschenfeindlich, das Reich der Sittlichkeit verletzend und daher ein Gegenstand des sittlichen Hasses, den alle Menschen zu vernichten verpflichtet sind. Sie kann aber die Menschen auf zweierlei Weise als Eigentum behandeln; einmal wenn sie sich ein Recht auf die Benutzung ihrer körperlichen Kräfte anmasst, welches die grobe Sklaverei ausmacht, zweitens wenn sie solche nur als Vernunfteigentum ansieht, oder als Wesen, denen sie gleichsam als Vernunftlosen oder wenigstens, sie zu gebrauchen, unfähigen Geschöpfen Gesetze für ihr gemeinsames Bestes vorschreibt. Und hierin besteht die feinere Sklaverei, die eben dieser Feinheit wegen von dem ungebildeten Haufen der Menschen nicht eingesehen wird".**) Solche feinere Sklaverei liegt jener abergläubischen Verehrung des Gewaltstaates zu Grunde, auf die ich wiederholt schon hingewiesen habe. Verwöhnt, verweichlicht durch die ewige Bevormundung von seiten der Obrigkeit glaubt der Unterthan sie nimmer entbehren zu können. Hilflos, gottverlassen kommt er sich vor, wenn er an Regierungslosigkeit bloss denkt. Und wie das Volk Israel in der Wüste zu seinem Führer Aaron schrie: „Auf, mache uns

*) „Erziehungsweisheit" von W. Maass, Breslau 1890.

**) „Vorlesungen über die wichtigsten Gegenstände der Moralpolitik." Altona, 1795.

Götter, die vor uns hergehen!“ — so bitten die Unterthanen ihre Herrschaft: Mache uns Gesetze, die uns regieren!

Es ist allerdings wahrscheinlich, dass die Volksmasse, wenn plötzlich die Regierung aufhörte, nicht die geistig-sittliche Kraft fände, das Gute, was einzelne Gesetze enthielten und zwangsweise zur Durchführung brachten, nunmehr aus freien Stücken voll und ganz zu leisten. Beispielsweise dürfte bei grassierender Tollwut die Hundesperre aus freien Stücken zunächst nicht in dem Umfange vor sich gehen, welchen früher die obrigkeitliche Verordnung erzielte. Doch solche Lässigkeit spricht keineswegs gegen die Regierungslosigkeit, sondern gegen die Regierung; denn das alte Übel, regiert zu werden, ist es ja, was die Leute so unselbständig, unvernünftig, verlässlich, energielos gemacht hat; und dieser schlechte Sinn vermag nicht so plötzlich in der Freiheit zu schwinden, er hält sich noch geraume Zeit, gleichwie die Nachwehen einer Krankheit in die Genesung hineinreichen. Wenn einem Trunkenbold der Alkohol plötzlich entzogen wird, so verfällt der Körper in Erschöpfung; das beweist aber keineswegs, dass die Enthaltsamkeit ungesund ist, vielmehr ist es ein Argument mehr gegen den Trunk. Nach überstandener Krise wird der ehemalige Trunkenbold in der Enthaltsamkeit bestens gedeihen. Ein anderes Bild: Zöglinge, die lange Zeit mittels des Stockes regiert wurden, verfallen, wenn das Prügeln plötzlich abgeschafft ist, oft in unbändige „Ungezogenheit“; das spricht aber nicht für, sondern gegen den Stock; er hat die Zöglinge derart verdorben, dass der Appell an ihr Herz und ihren Kopf bei ihnen vorläufig noch ziemlich fruchtlos ist. — Ich brauche den Vergleich mit der Regierung nicht auszuführen.

Was die Volksmasse aus den laxen Zuständen einer plötzlichen Regierungslosigkeit bald herausbringen würde, ist die empirische Korrektur; durch Schaden wird man klug und energisch. Führen wir das Beispiel von der Hundesperre weiter aus: Das Publikum, welches noch an den psychischen Nachwehen des Polizeiregiments leidet, wird in der Regierungslosigkeit nur lässig die Sperre betreiben, weil es gewöhnt ist,

dafür die Polizei sorgen zu lassen. Doch wenn dann die Tollwut in bedenklicher Weise um sich greift, wird es sich besinnen, dass es nun darauf angewiesen ist, selbständig über sein Wohlergehen zu wachen, und bald wird es in dieser Rolle weit wirksamer fungieren, als die geriebenste Polizei. Sobald das Volk erst ein Weilchen in Freiheit lebt, ist es der Freiheit gewachsen; denn „es wächst der Mensch mit seinen höheren Zwecken." „Sobald die Polizeimannschaft, sowohl die staatliche, als auch die private, ihre Funktionen aufgiebt, und die Volksmassen Herren der Strasse werden, ändert sich die sittliche Atmosphäre völlig; jeder fühlt sich für die Wohlfahrt und die Zufriedenheit aller verantwortlich; man hört nichts mehr von Belästigungen der einzelnen, und sogar die professionellen Verbrechen halten in ihrer traurigen Laufbahn an; denn auch sie fühlen, dass etwas Grossartiges in der Luft liegt" — so sagt Élisée Reclus*) von den revolutionären Volksbewegungen.

Dass die Freiheit in dieser Richtung, die Regierung aber in der entgegengesetzten wirkt, zeigt ein Vergleich des öffentlichen Lebens in England und Nordamerika, der Heimat des Laisser faire, mit dem deutschen. Während bei uns an jedem öffentlichen Parke Warnungstafeln und Schutzleute stehen, heisst es dort einfach, höflich, vertrauensvoll: „Das Publikum ist Polizei". Der amerikanische Reisende betritt und verlässt seinen Eisenbahnzug zuweilen während der Fahrt ganz nach Belieben, ohne dass die Bahnverwaltung sich veranlasst fühlt, ihn zu bevormunden und auf sein Leben besser aufzupassen, als er es selber thut. Will die amerikanische Bahnverwaltung vor dem Betreten des Bahnkörpers warnen, so droht sie nicht mit Bestrafung, sondern erklärt, dass sie, falls ein Schaden entstehe, nicht dafür aufkomme. Eine ungewöhnliche Selbständigkeit, ein ausserordentlich mutiges, umsichtiges, geschicktes und sicheres Benehmen des Publikums ist die Wirkung solchen Gewährenlassens. Schon die Kinder entwickeln diese Tugen-

*) Contemporary Review.

den; so springen sie zuweilen spielend auf den sausenden Eisenbahnzug und wieder ab. Wie anders in Deutschland, der Heimat der Gesetzesseuche. Hier findet man in den Eisenbahnwagen die charakteristische Warnungstafel: „Das Hinauslehnen des Körpers aus dem Fenster ist wegen der damit verbundenen Lebensgefahr strengstens untersagt.“ Das Hinauslehnen ist lebensgefährlich, — diese Warnung scheint den Zöglingen der obrigkeitlichen Strafpädagogik nicht zu genügen; sie muss verschärft werden durch Androhung einer Geldstrafe.

„Seit dem Paradies — sagt Proudhon — ist das Verbot das Erziehungssystem des Menschengeschlechts. Ist jedoch der Mensch einmal ins Mannesalter getreten, so müssen auch die Regierungen verschwinden. Dieser Schluss erfolgt hier mit derselben logischen Strenge, mit derselben Notwendigkeit, mit welcher wir den Sozialismus aus dem Absolutismus, die Philosophie aus der Religion hervorgehen und die Gleichheit sich auf Ungleichheit stützen sahen. Wenn man auf dem Wege philosophischer Untersuchung von der Autorität, ihrem Prinzip, ihren Formen und Wirkungen sich Rechenschaft ablegen will, so erkennt man in der Einrichtung der Autorität in jeder Form und nach jedem Prinzip nichts anderes, als einen vorbereitenden Organismus, der seinem Wesen nach durchaus schmarotzerisch und vergiftet ist, untähig, irgend etwas anderes hervorzubringen als Tyrannei und Elend. Die Philosophie behauptet daher folgerichtig, im Gegensatz zum Glauben, dass die Einrichtung einer Autorität über dem Volk nur eine Übergangsform ist; dass die Staatsgewalt, weil sie keine Folgerung der Wissenschaft ... ist, verschwindet, sowie sie erörtert wird.“

Wir haben die Staatsgewalt erörtert, sie hat unsere Prüfung nicht bestanden, ihr Nimbus schwindet. Möge ein Individuum nach dem andern vor den Staat hintreten und die Frage stellen: „Was habe ich eigentlich von dir? Du legst mir Steuern, Wehrpflicht, allerlei Scherereien, Gesetze und Strafen auf; welches sind nun deine Gegenleistungen?“

Unter solcher Kritik schrumpft der Götze Gewaltstaat zusammen wie ein Schneemann an der Frühlingssonne. Einmal skep-

tisch geworden, lässt man sich durch die Beschönigungen der Staatspfaffen schwerlich bethören; vielmehr erkennt man an ihren sophistischen und verblümenden Redensarten die Schwäche ihrer Sache. Es ist charakteristisch, dass nach einem misslungenen Versuche, den Gewaltstaat durch den Vorteil des Individuums, durch die Lehre vom Vertrage, zu rechtfertigen, die Staatspfaffen eine lebhafte Scheu verraten, diese Theorie zu verwenden, weil sie bedenkliche Konsequenzen hat; sie wissen, dass die Frage, was man vom Staate profitiert, dessen Achillesferse blosslegt. So sagt Stahl in seiner „Staatslehre“: „Der Rechtsgrund der Steuern, der Grund, dass der Staat befugt ist, sie aufzulegen, ist auch hier schlechthin die Unterthanenschaft. . . Verwerflich ist auch hier der Rechtsgrund, dass die Unterthanen die Steuern als Äquivalent für den Schutz ihres Vermögens geben, gleich als Subjekte ausser der Nation und dem Staate, mit diesen einen Kontrakt schliessend.“ Der gelahrten Verblümung entkleidet, heisst das: „Was fällt dir ein, dass du für deine Staatspflichten ein entsprechendes Äquivalent verlangt? Du bist einfach Unterthan und hast das Recht des Stärkeren anzuerkennen.“

Ziemlich dieselbe Auffassung äussert H. von Treitschke*). „Wer im Staate nur ein Mittel sieht für die Lebenszwecke der Bürger, muss folgerecht nach gut mittelalterlicher Weise die Freiheit vom Staate, nicht die Freiheit im Staate fordern. Die moderne Welt ist diesem Irrtume entwachsen. . . Diese Zeit ist berufen, die unvergänglichen Ergebnisse der Kulturarbeit, auch der politischen Arbeit des Altertums und des Mittelalters in sich aufzunehmen und fortzubilden. So gelangt sie zu der vermittelnden und dennoch selbständigen Erkenntnis: für den Staat besteht die physische Notwendigkeit und die sittliche Pflicht, alles zu befördern, was der persönlichen Ausbildung seiner Bürger dient. Und wieder besteht für den Einzelnen die physische Notwendigkeit und die sittliche Pflicht, an einem Staate teilzunehmen und ihm jedes persönliche Opfer

*) Histor. u. polit. Aufsätze: Die Freiheit.

zu bringen, das die Erhaltung der Gesamtheit fordert, sogar das Opfer des Lebens. Und zwar unterliegt der Mensch dieser Pflicht nicht bloss darum, weil er nur als Bürger ein ganzer Mensch werden kann, sondern auch weil es ein historisches Gebot ist, dass die Menschheit Staaten, schöne und gute Staaten bilde. Die historische Welt ist überreich an solchen Verhältnissen gegenseitiger Rechte, gegenseitiger Abhängigkeit; in ihr erscheint jedes Bedingte zugleich als ein Bedingendes. Eben dies erschwert scharfen mathematischen Köpfen, die wie Mill gern mit einem radikalen Gesetze durchschneiden, oftmals das Verständnis der politischen Dinge". — Diese Art von „historischer" Auffassung erkennt den Gewaltstaat einfach als geschichtliches Faktum an und verzichtet an einem gewissen Punkte auf die Wertung. Aber gerade um die Wertung, nicht um historisches Begreifen handelt es sich hier. Zur Rechtfertigung des Gewaltstaates, abgesehen von der Frage, welchen Nutzen die Individuen aus ihm ziehen, weiss Treitschke nichts anzuführen, als die Phrase von der „physischen Notwendigkeit und sittlichen Pflicht für den Einzelnen". „Physische Notwendigkeit" läuft wiederum auf das „Recht des Stärkeren" hinaus. Und „sittliche Pflicht" — wer ist es denn, der sie auferlegt? — „Ein historisches Gebot", entgegnet Treitschke. — Aber historische Gebote waren auch die Sklaverei, die Leibeigenschaft mit den „sittlichen Pflichten", die aus diesen „gegenseitigen Abhängigkeiten" sowohl für den Herren als auch für den Knecht erwuchsen. Treitschke selber weist darauf hin, die „historische Welt" sei überreich an solchen Verhältnissen. Er wird nun nicht in Abrede stellen, dass alles, was von diesem Überreichtum der Vergangenheit angehört, hat weichen müssen, obwohl es einst „physische Notwendigkeit", „sittliche Pflicht" und „historisches Gebot" war, — dass es hat weichen müssen, weil es von den sozialen Mächten immer geringer gewertet, schliesslich gar als Übel betrachtet wurde. Sollte dieses Schicksal nicht auch dem Gewaltstaate bevorstehen? Sollte nicht auch Herrschaftslosigkeit einmal ein „historisches Gebot" werden, wenn nämlich die Indi-

viduen es satt haben, da zu geben, wo sie keine entsprechende Gegenleistung erhalten?

Ein dritter Verteidiger des Gewaltstaates giebt ohne Widerrede zu, dass sein Staat, weit entfernt, ein Mittel zum Vorteil der Individuen zu sein, diese vielmehr wie ein Minotaurus verschlingt; um solche Menschenfresserei zu beschönigen, stimmt der Staatspriester eine Hymne an auf diejenigen Opfer, welche gute Miene zum bösen Spiel machen, und mit dem Stolze der Knechtseligkeit, der dummen Eitelkeit eines geschmückten Opfertieres, paradierend der Selbstvernichtung entgegengehen. „Die ganze äussere Existenz der Menschen, — so sagt O. Lasson — steht unter des Staates Gewalt; ihnen gegenüber ist er der Zweck schlechthin; die Individuen sind für ihn nur Mittel. Sie werden aufgebraucht in dem Rädergetriebe der gewaltigen Maschine, und ihre Freiheit können sie nur darin wahren, dass sie diese Bestimmung erkennen, dass sie dieselbe mit der entsprechenden Gesinnung freudig hinnehmen und die äussere zwingende Notwendigkeit für sich in ein frei Gewolltes verwandeln, als ob sie nicht ohne das auch müssten."

Gemach! noch ein Mittel, seine Freiheit zu wahren, steht dem Individuum zur Verfügung: die Überwindung des Minotaurus. „Es dauern die Staaten nur so lange, als es einen herrschenden Willen giebt, und dieser herrschende Wille für gleichbedeutend mit dem eigenen Willen angesehen wird. Des Herrn Wille ist — Gesetz. Was helfen dir deine Gesetze, wenn sie keiner befolgt, was deine Befehle, wenn sich niemand befehlen lässt? Es kann der Staat des Anspruchs sich nicht entschlagen, den Willen des Einzelnen zu bestimmen, darauf zu spekulieren und zu rechnen. Für ihn ist's unumgänglich nötig, dass niemand einen eigenen Willen habe; hätte ihn einer, so müsste der Staat diesen ausschliessen (einsperren, verbannen u. s. w.); hätten ihn alle, so schafften sie den Staat ab ... Der eigene Wille meiner ist der Verderber des Staats; er wird deshalb von letzterem als ‚Eigenwille' gebrandmarkt."

Ich denke nicht daran, den Individuen zu empfehlen, dass

sie sich in ungesetzliche Konflikte mit der Staatsgewalt einlassen sollen, bei denen sie doch nur den Kürzeren ziehen würden. Ich denke vor allem an eine moralische Emanzipation vom Staate. Durch Kritik und aufklärende Propaganda, durch steten, unbeugsamen Willen zur Freiheit, durch möglichst konsequente Ablehnung aller staatlichen Eingriffe in unser Leben, durch eine Taktik, deren Aktionen von den besonderen Umständen gegeben werden, ist diese Emanzipation erreichbar. Die wachsenden Schulden der Gewaltstaaten, der Militarismus, mit dem sie einander zerfleischen, wirtschaftliche Krisen, Konflikte der Privilegierten unter einander, der Klassenkampf, Aufstände, Unzufriedenheit der Beamten und Organe der Regierung dürften mit eben jener moralischen Revolutionierung des Volkes gemeinschaftlich an dem Verfalle der Staaten arbeiten, von dem schon Fichte eine Witterung hat, wenn er sagt*): „Sie sehen, meine Herren, wie wichtig es ist, die Gesellschaft überhaupt nicht mit einer besonderen empirisch bedingten Art von Gesellschaft, die man den Staat nennt, zu verwechseln. Das Leben im Staate gehört nicht unter die absoluten Zwecke des Menschen, sondern es ist ein nur unter gewissen Bedingungen stattfindendes Mittel zur Gründung einer vollkommenen Gesellschaft. Der Staat geht, ebenso wie alle menschlichen Institute, die bloss Mittel sind, auf seine eigene Vernichtung aus: es ist der Zweck aller Regierungen, die Regierung überflüssig zu machen.“**)

Und wenn dann die Herrschaft durch Erhöhung der Knechte überwunden ist, so beginnt eine neue Phase in der Entwickelung des Menschengeschlechtes, das glückselige Zeit-

*) „Über die Bestimmung des Gelehrten.“ Leipzig, Ph. Reclam.

**) Ähnlich äussert sich Proudhon: „Die Erfahrung von Jahrhunderten (sagt), dass die beste Regierung diejenige ist, welche es am besten versteht, sich überflüssig zu machen. Brauchen wir Schmarotzer, um zu arbeiten . . .? Ebensowenig brauchen wir gewählte Leute, welche uns regieren. Die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, hat jemand gesagt, ist Diebstahl. Nun wohl! Die Regierung des Menschen durch den Menschen ist Sklaverei.“

Zeitalter des freien Vernunftmenschen, oder wie Nietzsche sagt des „Übermenschen". „Dort, wo der Staat aufhört, — so seht mir doch hin, meine Brüder! Seht ihr ihn nicht, den Regenbogen und die Brücke des Übermenschen?"*)

H. Spencer gelangt zu dem Schluss, dass die Regierungsform, der wir entgegengehen, notwendigerweise eine solche ist, in welcher „die regierende Gewalt auf das denkbar geringste Mass beschränkt, die Freiheit dagegen möglichst bedeutend ausgedehnt ist". Er ist der Meinung, dass die Gesetze „schliesslich in ein praktisch anerkanntes System der Ethik aufgehen werden, oder besser gesagt, in den Teil der Etbik, der Bezug hat auf das gerechte Verhältnis der Menschen untereinander und des Einzelnen gegenüber der Gesellschaft."

Ein thätiger Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, Georg Franz Rebmann, entwirft ein Bild von der Gesellschaft, das, abgesehen von seiner komischen Idyllenhaftigkeit, einen grössern Gehalt an Freiheitlichkeit besitzt als die damals in der Luft liegenden Staatsideale. „Meine Republik fängt erst dann an, wenn jeder seinen Acker baut oder seine Schuhe macht und sich nicht träumen lässt, dass er mehr thue, wenn er die Leitung der öffentlichen Geschäfte übernehme, als wenn er Schuhe mache. Meine Republik braucht weder Direktorien, noch auswärtige Gesandte, noch bleibende Ämter, noch stehende Heere, noch Banquiers, noch Seehandel. Meine Republik besteht darin, dass jeder eine Hütte, einen Acker, ein Weib, oder wenn er lieber will, eine Gefährtin, nach der Wahl seines Herzens haben könne und kein Wort davon wisse, dass es je Fürsten, Priester, Direktoren, Gesandte, Offiziere u. dergl. gegeben habe oder geben könne".

*) Nietzsche: Also sprach Zarathustra.

12. Moral-Knechtschaft.

„Wahrlich, ein Ungetüm ist die Macht dieses Lobens und Tadelns. Sagt, wer bezwingt es mir, ihr Brüder? Sagt, wer wirft diesem Tier die Fessel über die tausend Nacken?“ Nietzsche.

Wie Nietzsches Zarathustra, sehe auch ich in der „Macht dieses Lobens und Tadelns“ ein „Ungetüm“, nämlich ein unreines Mittel. Und dabei preist man dies Ungetüm nahezu einstimmig, vergöttert es sogar und hält seinen Namen heilig; „Gewissen“ lautet dieser Name.

Ja das Gewissen hemmt die Entwickelung des Menschengeschlechts zu voller Vernünftigkeit und Freiheit. Zum freien Vernunftmenschen führt nicht Gewissenhaftigkeit, sondern — entsetze dich, Moral-Philister! — Gewissenlosigkeit.

Ich meine allerdings nicht die bornierte Gewissenlosigkeit des ordinären Bösewichts, sondern jenes bewusst errungene Freisein vom Gewissen, das einer Legende zufolge Jesus Christus im Auge hatte; von seinen Jüngern gefragt, welche Strafe ein Landmann verdiene, der am Sabbath seine Feldarbeit verrichtete, entgegnete der Meister: „Wenn er nicht weiss, was er thut, so ist er ein grosser Sünder; weiss er aber, was er thut, so handelt er recht.“

Was ich unter Gewissen verstehe, will ich durch eine genetische Definition erklären. Wenn ein Kind etwas thut, das seinen Erziehern missfällt, so fügen sie ihm gewöhnlich, um es zu bessern, eine Strafe, Züchtigung oder wenigstens Tadel zu. Im Gedächtnis des Kindes verknüpft sich nun die Strafe mit

der bösen Handlung. Nach wiederholter Bestrafung ist das, was die böse Handlung mittels der Ideenverknüpfung zum Bewusstsein bringt, nur eine unbestimmte Vorstellung, zusammengeschmolzen aus den Erinnerungen an die verschiedenen Strafen, deren unterscheidende Merkmale sich gegenseitig verwischt haben, während nur das Gemeinschaftliche, das Missbehagen, deutlich geblieben ist. Dies Missbehagen nun ist nichts anderes, als die „Stimme des Gewissens", die vor der bösen That warnt, hinterher straft.

Belohnungen und Belobigungen, verschmolzen zu einer unbestimmten Vorstellung angenehmer Art und verknüpft mit dem Bewusstsein „guter" Handlungen, machen das ermunternde oder belobende, „gute" Gewissen aus.

Das Gewissen ist also ein Produkt der Erziehung, und zwar einer autoritären Erziehung, gleichsam das Echo aller Autoritäten, die auf den Zögling bestimmend einwirkten. Hieraus erklärt es sich, dass die innere Stimme in der autoritären Form „Du sollst", in der Form des „kategorischen Imperativs" spricht.

Aber warum soll ich? — Hierüber verlautet im Herzen nichts; das Gewissen giebt keine Gründe an; Ankündigung moralischer Strafe, moralischen Lohns, Autorität bildet seine „ultima ratio". Gründe aber sind die Lebensluft der Vernunft, während Grundlosigkeit diese vergiftet; und wie das Gewissen vernunftwidrig ist, so schädigt es auch die Freiheit; seine Abstammung von der brutalen Autorität lässt ja auch nichts anderes erwarten. Es ist eben Zwang in einer verfeinerten Form, ist die incognito auftretende Herrschaft, die innere Vergewaltigung.

Das hohe Ansehen, welches die Satzungen des Gewissens geniessen, verdanken sie hauptsächlich dem Umstande, dass ihr Zweck, das von ihnen angestrebte Verhalten der Menschen, hoch im Kurse steht, grossenteils auch wirklich gut ist, — wohingegen der schlechte Charakter des angewendeten Mittels unbeachtet bleibt. Als ob es nur darauf ankäme, was die Menschen thun, und das Wie, ihre Gesinnung pure Neben-

sache wäre! Im Gegensatz zu dieser Wertung weise ich darauf hin, dass es mir auf solche guten Werke ankommt, die reiner Freiwilligkeit entstammen, dass aber die Gewissenhaftigkeit, der Gehorsam gegen das innere „Du sollst", eine Knechtseligkeit, wenn auch feinerer Art, ist, dass folglich die Kultur des Gewissens sich an der Freiheit vergreift, indem sie knechtische Motive an Stelle der Freiwilligkeit setzt.

Wer den freien Vernunftmenschen entwickeln will, verachtet das Gewissen; mag sein Thun und Lassen inhaltlich mit den Forderungen des kategorischen Imperativs übereinstimmen, die Form „Du sollst" widert ihn an, der Heiligenschein, den die Moralphilosophie um die innere Herrschaft herum gemalt hat, imponiert ihm so wenig, dass er mit dem von Krapotkine erwähnten Nihilisten*) denkt: „Soll ich etwa deswegen moralisch sein, weil mich Kant über einen kategorischen Imperativ belehrt, eine mir innewohnende geheimnisvolle Autorität, welche mir befiehlt, moralisch zu sein? Doch warum sollte dieser kategorische Imperativ grössere Anrechte über meine Handlungen haben, als jener andere Imperativ, der mir von Zeit zu Zeit befiehlt, mich zu berauschen? Worte, nichts als Worte, geradeso wie Vorsehung oder Schicksal, mit denen wir unsere Unwissenheit verdecken."

Als Regelungen, die durch Autorität, durch Herrschaft geboten werden, haben die Vorschriften des Gewissens alle jene Mängel, welche an den staatlichen Gesetzen nachgewiesen worden sind.

Mit ihrem allgemeinen, dogmatischen Charakter, ihrer Schablone bilden sie eine Fessel, eine Zwangsjacke für das Individuum, das seine besonderen Wertungen durchsetzen möchte, hemmen also die Differenzierung im Fühlen und Denken der Menschheit. „Hüte dich vor den Guten und Gerechten! Sie kreuzigen gerne die, welche sich ihre eigene Tugend erfinden, — sie hassen den Einsamen"**). Es ist charakteristisch für

*) Peter Krapotkine: „Anarchistische Moral" (London, Gruppe „Autonomie").

**) Nietzsche: „Also sprach Zarathustra".

die normalisierende Wirkung der Sittlichkeit, dass sich das Wort von „Sitte“ herleitet, der Bezeichnung für ein soziales Trägheitsmoment. „Die Gesetze des Gewissens — sagt Michael Montaigne ziemlich zutreffend — welche nach gewöhnlicher Behauptung aus der Natur entspringen, stammen vielmehr aus der Gewohnheit; indem jeder die um ihn gebilligten und angenommenen Meinungen und Sitten in innerer Verehrung hält, kann er sich nicht davon losreissen ohne Vorwurf, noch sich danach richten ohne Billigung“. Über solcher Moral der Trägheit schwingt Nietzsches Zarathustra seine Geissel. „Andre — ruft er — giebt es, die sind gleich Alltags-Uhren, die aufgezogen wurden; sie machen ihr Ticktack und wollen, dass man Ticktack Tugend heisse“. Es ist bezeichnend für die normalisierende Tendenz der Moral, dass sie ihren Zöglingen ohne Ende gebietet, „artig“ zu sein, anstatt ihrer Eigenart freie Entwickelung zu verschaffen, dass sie sogar als Unkraut den etwa emporspriessenden Eigen-Sinn behandelt. Solchergestalt übt sie einen lähmenden, erstickenden Einfluss auf die neuen Ansätze der Entwickelung aus. „Die Begierden des Durchschnitts- oder ordinären Menschen — sagt Adolf Gerecke*) — sind schwach, schwach wie seine geistigen Vermögen; die Begierden des geistreichen Menschen dagegen sind lebendig wie sein Geist. Aus diesem Grunde vermag derjenige, der einfältigen Geistes ist, wohl diesen oder jenen Moralgeboten dieser oder jener Tendenz zu folgen, aber der geistreiche Mensch vermag es nicht. Darum ist, die Weltgeschichte lehrt es uns, ein moralisches Volk immer ein geistloses Volk, es schafft nichts Neues, schreitet nicht fort. Die Gelüste, das Verlangen nach Genuss und die intensive Empfindung desselben ohne moralische Bedenken, das ist es, was den Humusboden bildet, aus dem die herrlichsten Blüten des Geistes emporwachsen“**).

*) Die Aussichtslosigkeit des Moralismus. (Zürich, Schabelitz.)

**) Dasjenige Geschlecht, welches am meisten geknechtet wird und — wohl daher — auch am meisten im Banne der Sitte steht, ist thatsächlich auf geistigem Gebiete inferior. Jacobsen lässt in „Niels Lyhne“ eine Vertreterin dieses Geschlechtes gestehen: „Wir Frauen können uns wohl für

Selbst ein Kritiker*), der im allgemeinen die autoritäre Moral verteidigt, kann nicht umhin, einzugestehen: „Die moralische Wertung lenkt ihre suggestive Kraft mitunter auf Eigenschaften, deren Zunahme im Interesse des allgemeinen gesunden Wachstums nicht gewünscht werden kann, und entzieht sie solchen, deren Förderung vielmehr gedeihlich sein würde. Besonders zu Zeiten des Überganges und der Entwickelungskrisen ist dies häufig der Fall. Die moralischen Wertungen bleiben nämlich hinter der Entwickelung immer um einen Schritt zurück und sind, da sie weniger durch Verstandesschlüsse als durch Instinkt, Ideenassoziation und Gewohnheit zustande kommen, stets ein Erzeugnis der eben vergangenen, nicht der gegenwärtigen Lebensverhältnisse und gesellschaftlichen Beziehungen. Bleiben sich nun diese Verhältnisse und Beziehungen durch lange Zeit gleich, so hat jenes Nachhinken der Werturteile begreiflicherweise keine bösen Folgen; um so übler bekundet es sich dagegen in Epochen rascher Veränderung. Das können wir am besten an dem moralischen Zustande der Gegenwart erkennen. Die in den breitesten Schichten thatsächlich noch herrschende Bewertungsnorm menschlicher Motive — die Moral der bürgerlichen Respektabilität oder die Biedermannsmoral — ist ein Erzeugnis überlebter Verhältnisse, unfähig, den Forderungen der neuen Zeit zu genügen. Zwar nicht hier allein hat diese neue Zeit Hochgehaltenes ausser Kraft gesetzt. Die Fortschritte der Industrie und des Verkehrswesens beispielsweise haben ungeheure Verschiebungen in fast allen wirtschaftlichen Wertverhältnissen

---

eine Zeit lang losreissen, wenn jemand in unser Leben getreten ist, der unsere Augen dem Freiheitsdrange, der uns innewohnt, geöffnet hat, aber wir halten nicht aus, wir haben nun einmal eine Leidenschaft für das Korrekteste des Korrekten bis hinauf zur sprödesten Spitze des Passenden im Blute. Wir halten es nicht aus, im Kriege zu liegen mit dem, was von der Allgemeinheit einmal angenommen worden; im innersten Innern meinen wir doch, dass sie recht hat, weil sie es ist, die urteilt, und in unserem Herzen beugen wir uns vor ihrem Urteil und leiden darunter, wie keck wir uns auch stellen mögen. Es liegt in uns Frauen nun einmal nicht, Ausnahmen zu sein."

*) Christian Ehrenfels: „Werdende Moralität". Freie Bühne, III, Heft X.

hervorgebracht, aber diese Verschiebungen können wir mit dem Verstande und in Zahlen ausrechnen. Die Verschiebungen im sozialen Werte menschlicher Charaktereigenschaften jedoch, welche die moderne Naturwissenschaft mit all ihren technischen, gesellschaftlichen und philosophischen Konsquenzen zur Folge hatte, können wir verstandesmässig nur sehr unvollkommen erkennen, meist nur mit dem Gefühl ahnen und niemals exakt und zahlenmässig feststellen. Darum sind sie uns heute noch zum grössten Teil unbekannt und ungewiss, wir stecken vielfach noch in den alten, untauglichen Bewertungen, und dies macht sich an vielem Übel und Elend fühlbar".

Weil sich der Einzelwille durch das moralische „Du sollst" mehr oder minder vergewaltigt fühlt, so reagiert er dagegen durch ein gewisses Widerstreben. Oft besteht es nur in einem leisen Bedauern, einem Seufzen über die Strenge der Pflicht, zuweilen aber in knirschender Empörung. Dann pflegt das Verbotene mit einem ausserordentlich reizenden Aussehen zu locken, die beredte Schlange Argwohn wittert in ihm ein seltenes Glück, im Moralgesetze aber eifersüchtige Missgunst, und — die Evathat erfolgt. Bei solchem Ausgang des Versuches, durch moralischen Zwang die Menschen zu regieren, stellt sich dieser Zwang als ein unreines Mittel zu seinem eigenen Zwecke heraus. Schlimm also, falls das Ziel der moralischen Satzung gerade mit meinem Ziele zusammenfällt, falls z. B. der Zögling, lüstern nach dem Untersagten, gesundheitsschädliche Genüsse aufsucht.

Dem leidenschaftlichen Triebe, das Verbotene zu thun, eben weil es verboten ist, hat man den treffenden Namen „Satanismus" beigelegt. Mit seiner feinen Witterung für das Perverse giebt Hermann Bahr*) eine passende Erklärung des Satanismus. „Er ist — sagt dieser virtuose Psychologe — die Lust am Bösen um des Bösen willen, ohne andern Vorteil und Genuss als die Beleidigung und den Schmerz Gottes. Sein Geist ist Hass und Aufruhr gegen Gott. Schmähung

*) „Freie Bühne" III, 4.

und Schändung Gottes ist seine Begierde. Er setzt notwendig den Glauben voraus. Er fordert das kirchliche Gefühl, um es zu verhöhnen und misshandeln zu können; in der Empörung grade gegen das Gesetz, an dem er nicht zweifelt, schwelgt seine Wonne. Er glaubt an die Lehren der Kirche, aber er beugt seinen Hochmut nicht. Er glaubt an den verheissenen Himmel, aber er verschmäht seine geschenkten Freuden und wählt trotzig die Hölle. Er glaubt an die ewigen Strafen, aber sein einsamer Stolz fürchtet sie nicht. Er versagt nicht den Glauben, er versagt den Gehorsam und die Liebe. Er entscheidet sich für den Satan und erklärt Feindschaft und Krieg wider Gott. Er weiss, dass er darin verderben wird. Er weiss, dass er dem göttlichen Zorne verfallen ist. Er weiss, dass es für ihn kein Erbarmen, keine Gnade giebt. Aber er liebt die unbeugsame Freiheit und die herrenlose Kraft". Wenn man diesen Seelenzustand vom religiösen Gebiet auf das moralische überträgt, wenn man für „Gott" die sittliche Autorität, das innere „Du sollst" einsetzt, so hat man den Satanismus, den ich hier meine. „Und wenn es mich anwidert — räsonniert der nihilistische Satanismus*) — unmoralisch zu sein, so werde ich mich dazu zwingen, wie ich mich als Jüngling dazu zwang, mich nicht vor dem Dunkel der Friedhöfe, vor Gespenstern und Toten zu fürchten, vor denen man mir Angst zu machen pflegte. Ich werde es thun um eine von der Religion ausgenützte Waffe zu brechen, ich werde es thun endlich und wäre es nur, um gegen die Heuchelei zu protestieren, die man uns im Namen eines Wortes, das man Moral nennt, aufdrängen will".

In der That bestehen die „Erfolge" der moralischen Verordnungen grossenteils in Heuchelei, d. h. in einer blossen Bemäntelung, nicht in der Unterdrückung der verbotenen Triebe. Da wo revolutionäre Naturen satanistisch reagieren, stellt sich bei Leuten von schwachem Willen oder feiger Unterwürfigkeit verstecktes Gelüst, liebäugelndes Schielen nach dem Verbotenen,

*) P. Krapotkine: Anarchistische Moral.

heimliche Sünde ein. Man hat die Glaubensreligion verklagt, dass sie Heuchelei hervorbringe; dieselbe Anklage darf man gegen die Moral erheben. Religiöse und moralische Heuchelei sind eben Schwestern; ihr Vater heisst „Zwang", ihre Mutter „Feigheit". Besonders bemerkbar machen sich die Moralheuchler auf sexuellem Gebiete, hier wo der Trieb zum Verbotenen um so heftiger auftritt, als er schon von Natur, ohne künstlichen Ansporn, stark genug ist.

Doch angenommen, die Moralsatzung stosse nicht auf satanistische Widersetzlichkeit, sondern obsiege, so bedeutet ihr Sieg eine Unterdrückung von Willensregungen, und solche Unterdrückung ist zuweilen recht verhängnisvoll. Unterdrückte Triebe können verkümmern und zu einer Einbusse an Wohlbefinden führen. Drum hat die „Tugend" nicht selten bleiche, blutlose Wangen, während das „Laster" blüht. Unterdrückte Triebe können auch in Unnatur ausarten. In dieser Hinsicht hat besonders viel „auf dem Gewissen" jene Richtung der Moral, die man „Prüderie" nennt. Die Natur, diese gefährliche Rivalin der Moral, muss man — so ist die Taktik der Prüden — in ihrer Propaganda dadurch behindern, dass man sie verhüllt und totschweigt, oder entstellt und verlästert, wo sie gefährlich werden könnte, z. B. auf dem Gebiete des geschlechtlichen Lebens. Verschüchtert, unwissend, irre geführt — oder, wie die Moralisten mit überlegenem Lächeln sagen, „unschuldig" — weiss der Zögling mit seinem erwachenden Triebleben nichts anzufangen und findet keine anderen Berater, als Genossen seines Alters und Geschlechts, die eben in der gleichen schlimmen Lage sind. Kein Wunder, dass der Trieb entweder verkümmert oder zur wilden Begierde ausartet, in Unnatur und Gefahren gerät. Die Verwüstungen, die aus moralistischer Unterdrückung des geschlechtlichen Trieblebens, wie sie in unserer Pädagogik angewendet wird, folgerichtig entspringen, sind mit Dichterkraft gestaltet in der Novelle „Die Unschuld" von W. von Polenz und in der satirischen Kindertragödie „Frühlings Erwachen" von Fr. Wedekind.

Auch die Verirrungen, die ihre verwüstende Kraft gegen

den sozialen Körper richten — ich meine die Verbrechen — sind grossenteils auf Unterdrückung zurückzuführen. Wenn die Neigungen und natürlichen Triebe des Menschen durch moralische Schranken von ihrer Befriedigung abgehalten werden, so brechen sie sich häufig Bahn mit zerstörender Gewalt, gleichwie der Dampf den Kessel sprengt, sobald das Sicherheitsventil verschlossen wird.*) Auch aus diesem Grunde darf man die Moralsatzung ein unreines Mittel nennen (insofern sie nämlich durch Unterdrückung vermeintlicher Übel thatsächliche und schwerere Übel erzeugt). Wer Beispiele hierfür in seinem eigenen Erleben nicht zu finden vermag, den verweise ich auf lebenswahre Dichtungen, die das Verbrechen behandeln. In Zolas „Therese Raquin" sehen wir, wie eine

*) Eine Erquickung, in der moralistischen Seuche einem gesunden freiheitlichen Denker zu begegnen, wie es Adolf Gerecke ist, der in seinem anregenden Buche „Die Aussichtslosigkeit des Moralismus" (Zürich 1892 bei Schabelitz) als „Erfolge" der Moralsatzungen bezeichnet: „das künstliche Grossziehen des Verlangens zur Begierde, namenlose Qualen, Krankheiten, Wahnsinn, Tod". „Ich nenne jeden Moralisten, der irgendwie auf den Stoffwechsel und die Vermögen des Organismus regulierend, unterdrückend einzuwirken versucht, einen ‚Begierdenzüchter', in gelinden Fällen einen Leiderzeuger; jeden Staatsmann, jeden politischen Systematiker, der im Interesse seines Gesellschaftssystems die Beherrschung der antipathischen und sympathischen Affekte erstrebt, der, richtiger gesagt, den thörichten und verbrecherischen Versuch macht, die Menschen zu zwingen — durch die Gewalt des Gesetzes und der Überzeugungskünste — die Wirkungen infolge dieser Affekte zu unterdrücken, nenne ich einen Erzieher von Verbrechern. Ich nenne sie deshalb Erzieher von Verbrechern, weil das momentan geübte und gelungene Bestreben, die impulsiven Bewegungen eines Organismus, der von antipathischen oder sympathischen Affekten erregt ist, zu verhindern, nur den Erfolg haben kann, den Organismus bei der nächsten Gelegenheit, wo er wieder von dieser Art Affekten befallen wird, zu um so intensiveren und kraftvolleren Impulsbewegungen zu veranlassen, die dann meistens schon, weil sie den sozialen Frieden durch ihre elementare, überflutende Gewalt gründlich stören, Verbrechen, Ungerechtigkeiten etc. genannt werden müssen." „Der Versuch, eine Begierde durch Überredung zur Vernunft zu bringen, ist noch niemals gelungen; und viele Moralisten glauben immer noch moralisch zu sein, wenn sie infolge der Begierde schon eine ganze Summe schmutziger Handlungen unzureichender Natur begangen haben, womit sie aber die Be-

Pflichtheirat und die düstere, langweilige Atmosphäre eines philiströsen Moralismus zwei feurige Temperamente derart beengt, dass sie zum Meuchelmorde schreiten, um Freiheit zu gewinnen. Hätten sie von Anfang an sich ausleben können, frei von moralischen Schranken, so wäre kein gewaltsames Durchbrechen dieser Schranken, kein Ehebrechen und kein Verbrechen erfolgt. „Euer Eheschliessen — bemerkt Nitzsche geistreich: — seht zu, dass es nicht ein schlechtes Schliessen sei! Ihr schlosset zu schnell: so folgt daraus — Ehebrechen! Und besser noch Ehebrechen als Ehe — biegen, Ehelügen! — So sprach mir ein Weib: ‚wohl brach ich die Ehe, aber zuerst brach die Ehe — mich!'" — Die Korruption, welche Individuum und Gesellschaft von seiten der moralischen Satzungen erleiden, ist von dem grossen Sozialkritiker Henrik Ibsen dichterisch gestaltet worden. Helene Alving sieht ein, dass die Ausschweifungen ihres Gatten nebst dem Unheil, das sie über die Familie verhängt haben, aus der moralistischen Unterdrückung seiner Lebensfreudigkeit entstanden sind. „Man hatte mich — gesteht sie — etwas gelehrt von Pflichten und dergleichen, an die ich bis dahin geglaubt hatte. Alles mündete nur in Pflichten aus, — in meine Pflichten und seine Pflichten, und — Oswald, ich fürchte, ich habe deinem armen Vater das Heim unerträglich gemacht. Dein armer Vater hat niemals eine Ableitung für seine übergrosse Lebensfreudigkeit gefunden. Auch ich brachte den Frühling nicht in sein Heim." Der Einblick in solchen Zusammenhang der Dinge bringt die Erleuch-

---

gierde nicht befriedigten. Moralmenschen sind Narren vergleichbar, die für sich das Gebot aufstellen: „Du darfst nicht trinken!" Nun kommt der quälende Durst, das ist eine Begierde infolge von Enthaltsamkeit, die sich aus dem Verlangen entwickelte; statt nun endlich zu trinken, saugen sie erst Speichel, dann tauchen sie die Fingerspitzen tausendmal ins Wasser, schliesslich stecken sie gleich den ganzen Kopf ins Wasser und „saufen" sich voll; oder sie werden wahnsinnig, geisseln sich, tanzen etc. etc." „Kein Mensch kann der Enttäuschung entgehen, wenn er die Begierde . . . zu befriedigen versucht. Der Affekt der Befriedigung wird immer hinter der Erwartung und Vorstellung zurückbleiben; umgekehrt wird der Mensch stets befriedigt, wenn er sein Gelüst und Verlangen schon beseitigt."

tung mit sich, dass die moralischen Satzungen diese vermeintlich guten Genien der menschlichen Gesellschaft, eher „Gespenster", unheilvolle Ausgeburten der Finsternis und Tyrannei sind. „Die Ordnung und das Gesetz! Manchmal glaube ich beinahe, dass diese beiden alles Unglück hier auf Erden stiften... Aber ich ertrage all diese Bande und Rücksichten nicht länger. Ich kann nicht mehr! Ich muss mich zur Freiheit empor arbeiten". Ja, es gilt, frei zu werden auch von moralischen Herrschaftsformen, von den Pflichten, vom Gewissen. Weit entfernt, verbrecherische Leidenschaften zu entfesseln, würde solche Schrankenlosigkeit die Leidenschaften vielmehr beruhigen und ungefährlich machen.

Bei der Betrachtung des Staates warf ich den politischen Gesetzen vor, dass sie ziemlich unfähig seien, das soziale Leben zu regeln. Denselben Vorwurf richte ich nun gegen die Satzungen, welche von den Moralisten gebieterisch gepredigt werden und autoritär im Gemüte walten.

Schon in der anherrschenden Form der Moralsatzungen „Du sollst" spüre ich das Eingeständnis des Moralisten, dass er durch Appell an die Freiwilligkeit seinen Zweck nicht zu erreichen vermag und nun, unwirsch geworden, Zwang anwendet. „Ich werde die Armut verbieten" denkt die Obrigkeit in den „Sylvesterglocken" von Dickens. „Ich werde die Konsequenzen der Armut verbieten" (was ziemlich dasselbe bedeutet) denkt jede moderne Regierung. „Ich werde gewisse Konsequenzen der sozialen Konstitution verbieten" denkt der Moralist, wenn er mit seinen Forderungen gewaltsam an der sozialen Entwickelung zerrt und herumdrückt. Doch sein Reissen ist wohl ein ebenso unzweckmässiges Mittel, wie jenes Verbot der Armut. Was hilft z. B. das Moralgebot „Du sollst deinen Nächsten lieben", wenn die wirtschaftliche Seite der Gesellschaft eine Beschaffenheit hat, die naturgemäss ein gespanntes Verhältnis, Konkurrenz, Brotneid, Schadenfreude unter den Menschen hervorbringt, und was kann das moralische Verbot der Lüge, des Betrugs, der Prostitution fruchten, wenn ganze Schichten der Gesellschaft in ihrem Erwerbsleben auf

Lüge, Betrug und Prostitution sich angewiesen fühlen! Stärker als die moralischen Autoritäten, eindringlicher als die allerbesten Prediger, wirken eben die sozialen, insbesondere die wirtschaftlichen Zustände. Es gehört zur Natur der Moralpredigt, ziemlich fruchtlos zu sein. Freilich solange das Gemüt den autoritären Schwall über sich ergehen lässt, fühlt es sich vielleicht erschüttert. Doch hinterher, wenn das soziale Leben den Charakter wieder umspült, sind die guten Vorsätze gewöhnlich entkräftet, mit eiserner Faust ergreifen und reissen die wirtschaftlichen Interessen ihn zu den alten Sünden. „Man kann selbst bei Menschen wie Kant beobachten, dass die Liebe zur Spiessbürgerruhe und die Sorge für die Professorenexistenz kräftiger und einflussreicher war, als der kategorische Imperativ."

Welch ein dumm-unverschämtes Ansinnen liegt doch eigentlich in dem „Du sollst" der heutigen Moralisten! Wir kommen auf die Welt ohne unsern Willen, unser Zuthun und finden, dass die Menschen im allgemeinen gleichgültig, wenn nicht gar hartherzig, neidisch und gehässig, herrisch und raubgierig, verlogen und treulos sich gegen uns benehmen. Und nun verlangt der Moralist, wir sollen uns gegen unsere Mitmenschen nicht ebenso, vielmehr tugendhaft und liebevoll benehmen, dazu seien wir verpflichtet, wir hätten die Aufgabe, diese schlechte Welt zu bessern, und dieser Zweck sei etwas so Hohes und Heiliges, dass wir ihm zu Liebe persönliche Opfer (die andere nicht bringen mögen) bringen sollen u. dergl. — Fürwahr, da ist es zu verwundern, dass das Volk sich nicht in hellen Haufen dem Satanismus in die Arme wirft. Es muss sehr gutmütig oder sehr dummgläubig und knechtselig sein.

Den Moralisten, die ihr „Du sollst" für ein Zauberwort halten, das alle Tugenden hervorbringen kann, gebe ich ferner zu bedenken, dass es Tugenden giebt, zu deren Wesen es gehört, frei zu sein, vollkommen zwanglos, ohne den Einfluss eines Gebotes zu entstehen. Ich nenne Menschenliebe, Mitfreude und Mitleid. Sie erwachen im Subjekte spontan unter der Einwirkung des Objektes, ohne dass eine Person imstande

wäre, durch ein „Du sollst“ sie zu wecken. Die Meinung, man könne durch Befehlen, Loben und Tadeln, Belohnen und Strafen jemand Liebe zu Menschen oder Tieren, Dingen und Eigenschaften beibringen, ist ebenso lächerlich wie das angebliche Verhalten jenes preussischen Königs, der über einen ihm scheu aus dem Wege gehenden Unterthanen mit dem Stocke herfiel, indem er ausrief: „Ihr sollt mich nicht fürchten, ihr sollt mich lieben!“

Wollen wir also die Unsittlichkeit bekämpfen, so sollten wir nicht mit juristischen und moralischen Repressalien die kranken Glieder der Gesellschaft lokal behandeln, sondern diesen Körper in seiner gesamten Verfassung konstitutionell bessern, die Grundursache der Krankheitserscheinungen beseitigen. Anstatt zu strafen, zu drohen, zu predigen „Du sollst“, geben wir lieber dem sozialen Leben eine solche Gestaltung, dass die Menschen in ihren wirtschaftlichen Interessen sich solidarisch fühlen, dass also niemand zu lügen, zu betrügen, oder sich zu prostituieren braucht, dass der eine im andern nicht einen Konkurrenten, einen Ausbeuter oder sein Opfer zu erblicken sich genötigt fühlt. Und wünschen wir, dass ein Mensch uns, seine Eltern und Geschwister, überhaupt seine Mitmenschen lieben möge, so bleibt uns nichts übrig, als uns liebenswürdig gegen ihn zu benehmen und den übrigen Leuten zu raten, sich ebenfalls durch gutes Betragen seine Liebe zu erwerben. Dem Moralisieren durch äussere oder innere Autorität, der Erziehung zu Loyalität und Gewissenhaftigkeit, setze ich also ein soziales Moralisieren entgegen, die Entwickelung der Gesellschaft zur Solidarität, zur freiwilligen Sittlichkeit.

Zu der Nutzlosigkeit des persönlichen Moralisierens kommt noch eine positiv unheilvolle Eigenschaft: Indem es die einzelnen Personen verantwortlich macht für Fehler, die wesentlich der grossen sozialen Krankheit zuzuschreiben sind, lenkt es die Aufmerksamkeit von dem sozialen Körper ab und von

*) Ad. Gerecke: Die Aussichtslosigkeit des Moralismus.

dem groben Fehler, den jeder Einzelne dadurch begeht, dass er um die Heilung dieses wichtigsten aller Organismen nicht genügend bemüht ist. Möge der persönliche Moralist nicht den Splitter in seines Bruders Auge, sondern den Balken in seinem eigenen Auge suchen, möge er bei jedem Richtergelüst in sein gestrenges Herz hineinsprechen:

„Nicht wehe den Gerichteten! Ich sage:
Wehe den Richtern! Weh allen, die das Schwert
Ausstrecken und des Rechtes schwere Wage
In schwachen Menschenhänden führen: es zehrt
An aller Mark der Sünde flammend Feuer.
Ein jeder ist verschuldet jeder That
Und trägt auf seiner Seele ungeheuer,
Was jeder je an Schuld und Frevel that.
Ihr stosst den einen tief hinab in Nacht,
Den andern hebet ihr empor zum Licht:
Lehrt ihr die Blinden, was sie sehend macht?
Und trocknet ihr der Weinenden Gesicht?“ *)

Würde die Moral die Schuld an den Sünden nicht so einseitig der Person zuwälzen, so könnte eher eine empirische Korrektur der Gesellschaft derart erfolgen, dass deren einzelne Glieder sich gestehen: Ich habe wenig Grund, meinen Ausbeuter, meinen Konkurrenten, den Dieb, den Betrüger, den rohen, den boshaften Menschen zu schelten. Die Unannehmlichkeiten, die sie mir zufügen, habe ich mir ja insofern selber zuzuschreiben, als diese folgerichtig hervorgehen aus der gesellschaftlichen Konstitution, die eben auch meines Benehmens Werk ist. Denn „wisse, dass das Wohl und Weh der Menschen das Werk ihrer eigenen Hand ist“, und „wie man in den Wald hineinschreit, so schallt es wieder heraus“. Es liegt also eine natürliche Vergeltung in den moralischen Übeln, die aus den sozialen Missständen entspringen, eine heilsame Strafe für uns alle, die wir jene Missstände dulden. Und gewissermassen eine Mission hat all das rohe Volk, das verbrecherische Gesindel, — die Mission, die Gesellschaft so lange

*) Julius Hart: „Homo sum“, ein neues Gedichtbuch.

mit Skorpionen zu geisseln, bis sie zur Besinnung kommt. Unter diesem Gesichtspunkte erscheinen die Moralprediger, die mit ihrer Salbaderei das Werk dieser Zuchtmeister aufzuhalten suchen, als Hemmnisse der Fortentwickelung, überdies als feige Pharisäer, die sich von den unangenehmen Konsequenzen ihrer Genusssucht zu drücken suchen, gleichsam nach genossenem Gelage mit der Zeche durchbrennen, oder zu dem gebrauchten Weibe, das Alimente für die Frucht ihrer Wolllust verlangt, entrüstet sagen: „Hebe dich weg, du Dirne!“

Es hat eine schlimme Bewandtnis mit dem Fortschritte des Menschengeschlechts. Unendlich viel von dem, was man als Fortschritt preist, ist nichts als eine neue, äusserlich verbesserte Auflage, eine moderne Einkleidung alter Dummheiten und Schlechtigkeiten. Verteufelt zäh sind eben die üblen Tendenzen der menschlichen Natur. Meint man, eine Thorheit sei nun endlich überwunden und weltgeschichtlich abgethan, — so hat sie sich nur gemausert und lebt lustig, sogar verjüngt, weiter. Wähnen da z. B. viele aufgeklärte Leute, das Pfaffentum sei eine ziemlich gebrochene Macht, seitdem wir nicht mehr als Hexen oder Ketzer verbrannt werden dürfen, mit jedem Tertianer über „Kraft und Stoff“ diskutieren, unseren Egidy und Harnack, unsere Freidenkervereine und Gesellschaften für ethische Kultur haben. Leider ist das ein Irrtum. Heute giebt es Pfaffen in der Wissenschaft und Kunst, in der Politik, in der Pädagogik und Moral.

Die Moralpfaffen sind — wie der Berliner sagt — „dieselbe Couleur in Grün“ wie die Religionspfaffen, nur dass ihre Allüren und Schlagworte dem modernen Geiste mehr entsprechen. Wo sie zu suchen sind? Sie bilden — von wenigen Berufsmoralisten abgesehen — noch keinen eigenen Stand. Sie sitzen allenthalben, wo moralisiert wird: in Kirche, Schule und Familie, im Parlament, in Vereinen und in der Redaktion, vielleicht in unserem eigenen Herzen.

Woran man den Moralpfaffen erkennt? Sein sichtbarstes Merkmal ist wohl sein autoritärer Charakter. Ich verstehe hierunter die Tendenz, durch psychische Mittel zu herrschen,

Menschen nicht durch Vernunftgründe oder durch Appell an ihre freien Neigungen und Abneigungen zu bestimmen, sondern durch Mittel, die an die unvernünftige und sklavische Veranlagung sich wenden und folglich diese bestärken.

Das Gewissen ist dogmatisch wie der Glaube. Seine Satzungen sind unfehlbar und unabänderlich, sind „ewige Wahrheiten", der Kanon aller braven Leute. „Die Behauptung, dass es keine allgemein menschliche Moral gebe" — so heisst es in einem Programm-Aufsatz der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, — „ist eine Beleidigung, welche die Menschheit nicht hinnehmen darf, ohne eine Einbusse an gesundem Selbstgefühl und an dem Glauben an ihre Bestimmung zu erleiden." Also eine „Beleidigung" ist's, einen durchaus diskutabeln Satz (es gebe keine allgemein menschliche Moral) aufzustellen, eine Beleidigung, die Dogmen des moralischen „Glaubens" theoretisch anzufechten. Ein verworfener Schuft, wer sie bricht! Ketzerei, an ihrer Richtigkeit auch nur zu zweifeln! Vermessenheit, das freche Wort „warum" zu entgegnen! Credo, quia absurdum!

Wer's noch nicht bemerkt hat, prüfe folgenden Ausspruch von Stanton Coit*), dem Sprecher der South-Place Ethischen Gesellschaft zu London: „Wenn jemand uns fragt: ‚Warum sollte ich recht handeln?' wie die Menschen es manchmal thun, welche der Hoffnung der Unsterblichkeit als eines Ansporns zur Pflichterfüllung bedürfen, so mögen wir es schwierig finden, eine Antwort zu geben, welche sie befriedigt, — ebenso wie, wenn ein Blinder uns fragt, was wir unter der Sonne und der Herrlichkeit ihrer Strahlen verstehen, wir es ihm nicht sagen können: und doch ist es nicht darum, weil wir die Sonne und ihr Licht nicht kennen, sondern weil der Mensch blind ist. Es giebt auch so etwas wie einen Mangel an moralischem Wahrnehmungsvermögen. Die Unwürdigkeit, die Verderbtheit der moralischen Natur, welche in der Frage liegt: Warum sollte ich das Rechte thun? wird offenbar, wenn

*) „Die ethische Bewegung in der Religion."

wir dieselbe bestimmter fassen und fragen: Warum sollte ich für mein Kind sorgen? Warum sollte ich mein Weib nicht schlagen? Warum sollte ich meinen Bruder nicht ermorden? Warum sollte mir Grausamkeit keine Freude machen? Wenn jemand eine solche Frage an uns richtet, so ziemt es uns, ihn zu bemitleiden und vielleicht zu verurteilen, aber nicht, uns mit ihm in eine Erörterung einzulassen . . . Wenn jemand fragt: ‚Warum sollte ich meine Mitmenschen lieben?' so müssen wir sagen: ‚Halt ein! Das ist eine Blasphemie gegen die Menschheit, und wir sollen sie nicht dulden, ohne gegen solche entartete Zweifelsucht Verwahrung einzulegen."

Ist das nicht der Ton pfäffischen Eifers? Ähnlich, wenn auch nur mit Bezug auf Kinder, äussert sich ein Hauptvertreter der ethischen Bewegung in Amerika, Felix Adler*): „Es ist die Sache des Morallehrers in der Schule, seinen Schülern die Lehren der Moral vorzutragen, sich aber nicht auf eine Begründung derselben einzulassen, — ihnen einen klareren Begriff davon zu geben, was recht und was unrecht ist, ohne auf die Frage einzugehen, warum das Gute gethan und das Schlechte vermieden werden soll. Nehmen wir z. B. an, er spreche über die Wahrhaftigkeit. Er sagt zum Schüler: Du sollst nicht lügen. Er setzt voraus, dass der Schüler die Macht dieses Gebotes und die Verbindlichkeit zu gehorchen empfindet. Ich meinesteils würde ein Kind, welches fragt: ‚Warum soll ich nicht lügen?' für versteckt und unredlich halten. Ich würde vor solch einem Kinde das ‚Du sollst' in seiner ganzen erhabenen Majestät aufrecht erhalten. Das Recht, über diese Dinge zu disputieren, kann nicht eher zugestanden werden, als bis der Geist eine gewisse Reife erlangt hat! Und thatsächlich stimmt jedes gute Kind ohne Zögern dem Lehrer bei, wenn er sagt: ‚es ist unrecht zu lügen'. Ein Echo in seinem Herzen bestätigt des Lehrers Worte". — Klingt das nicht formell ebenso, als hätten wir einen Religionspfaffen

*) „Ethische Kultur" (Berlin).

vor uns, der ein natürliches Gottesbewusstsein in der Brust seiner Zöglinge voraussetzt, folglich jeden, der Gottes Dasein bezweifelt, für eine moralische Missgestalt ansieht und durch Aufbietung all seiner priesterlichen Autorität vor der „erhabenen Majestät" des Dogmas niederzubeugen sucht? Im Gegensatz zu Adler meine ich: Wenn der Lehrer bei den Kindern den Zweck der moralischen Erziehung, z. B. den richtigen Sinn für Wahrheit, als bereits erreicht voraussetzt, so ist er einfach überflüssig. Und wenn er vor der Frage „warum" sich moralisch entrüstet und sie durch brutale Autorität zu ersticken sucht, so ist er weniger Pädagoge als Pfaffe. Ich halte diese Frage für eine höchst edle Blüte des kindlichen Geistes, für eine Äusserung der erwachenden Vernunft und Selbständigkeit, und mein Grundsatz ist es, das Kind zu bestärken*) in seinem Triebe, nach den Ursachen und Gründen zu forschen.

Die Parallele zwischen Pfaffen und Moralisten liesse sich noch weiter ausdehnen. Beispielsweise bringt die autoritäre Moral mit Naturnotwendigkeit Heuchelei und Jesuitismus hervor. Nachdem die Regenten der Sittlichkeit allgemeingültige Gesetze gegeben haben, werden diese gelegentlich ihnen selber lästig, und nun setzen sie sich darüber hinweg, indessen heimlich, damit nämlich ihr persönliches Ansehen sowie die Autorität der Moralgesetze keine Einbusse erleide; sie möchten

---

*) Zur Erläuterung meiner Pädagogik führe ich eine Stelle aus dem Vorwort meines „Lehrbuches für den Jugendunterricht freier Gemeinden" (II. Teil: Moralische Geschichten und Fabeln) an: „Diese Geschichten sind nicht dazu bestimmt, dem Kinde zu zeigen, was es thun und lassen soll. Denn die Erziehung zur Freiheit vermeidet das Dogma und die Autorität auch auf moralischem Gebiete; sie kennt keine ‚ewige' moralische Wahrheit und sagt nicht ‚Du sollst'. Vielmehr kommt es mir darauf an, dass die Jugend allerlei Handlungen und Gesinnungen nebst deren Folgen für menschliches Wohl und Weh kennen und beurteilen lernt, ferner die Bekanntschaft der liebens- und bewunderungswürdigen Charakterzüge und Leistungen der Menschheit macht. Wer die Menschheit liebt und Lebenserfahrung gepaart mit Einsicht, besitzt, braucht keine Moralgebote und fördert die Menschheit besser, als der gehorsame Zögling des warum-losen ‚Du sollst'."

eben den Nutzen der Moral ohne ihre Unbequemlichkeiten haben. „Die menschliche Gesellschaft besteht fast durchweg aus Heuchlern. Vielen ist ihre Heuchelei bewusst, den meisten ist sie in Fleisch und Blut übergegangen, so dass sie ihnen vollständig unbewusst ist; sie schwatzen so viel von Tugend und Moral, leben so sehr in der Theorie, dass sie gar keine Zeit haben, auf ihre Handlungen, die in krassem Widerspruche zu ihren Worten stehen, zu achten. Nichts dagegen bleibt ihnen verborgen an Verstössen gegen den Moralismus seitens ihrer Mitmenschen. . . Jeder Amerikaner versichert, dass er keinerlei geistige Getränke geniesst und haucht jemanden zum Beweise an. Man glaubt, das beste Volk vor sich zu haben, sie ziehen der Venus Röcke und dem Apollo Hosen an, sie sind entrüstet über Kreutzer-Sonaten à la Tolstoi, aber existiert wohl noch ein Volk in der Welt, das es so versteht, moralisch zu heucheln wie das amerikanische? Auf den Schenktischen in den Kneipen stehen vier verschiedene Gewürze, um den Spiritusgeruch aus dem Munde zu vertilgen. Schnapsflaschen werden in Form von Bibeln verkauft; die Kirchen sind die Brutstätten der Unsittlichkeit. . . Ich aber sage: Je moralischer ein Volk in der Theorie ist, je verkommener ist es in der Praxis“. So meint Adolf Gerecke. Doch nicht nur praktisch, sondern oft auch theoretisch brechen die Moralisten ihre eigenen Gesetze. Nachdem sie diesen eine starr dogmatische Form gegeben haben, fühlen sie sich durch die Rücksicht auf ihren privaten Vorteil und den besondern Fall veranlasst, gewisse Ausnahmen von der Regel zu proklamieren. Wie die Jesuiten, so müssen die Herrscher und Gebotgeber aller Art solche Kasuistik treiben. Denn die Schranken, die sie für ihre Unterthanen errichtet haben, behindern sie oft selber derart, dass sie Hinterpförtchen nötig haben, um erforderlichen Falles sich selber und ihre Helfershelfer aus den Schranken retten zu können. So setzen sich Fürsten und Minister, wenn sie die Macht haben, skrupellos hinweg über Staatsverfassung und über Gesetze, die sie selber verordnet haben; Parteidespoten scheren sich den Teufel um Programm,

Verfassung und Beschlüsse ihrer Partei; und, wie gesagt, die Moralisten huldigen demselben Jesuitismus und Macchiavellismus, wenn ihr Interesse oder das ihrer Oberherren es erheischt. Sie predigen z. B. „Du sollst nicht töten!“, wenn aber die Herren des Staates in die Kriegstrompete stossen oder einen „Verbrecher“ aus der Welt schaffen wollen, dann ist die Tötung erlaubt; „ja, Bauer, das ist ganz was andres“ heisst es dann mit pfäffischem Lächeln und dem Hintergedanken: „das Moralgebot gilt eben zunächst nur für den Knecht; der Herr hingegen darf töten; quod licet Jovi, non licet bovi.“ Ein französischer Militär, der wegen Mordes verurteilt war, konnte das nicht verstehen; ungläubig lächelte er über seine Verurteilung zum Tode; als er schliesslich vor dem Fallbeile stand, musste er freilich daran glauben, und nun machte seine Entrüstung über das Moralpfaffentum sich Luft in dem Rufe: „In Tonkin habe ich massenhaft Menschen umgebracht, und man hat mir das Kreuz der Ehrenlegion dafür gegeben; und nun will man mich einen Kopf kürzer machen, weil ich in Frankreich ein paar alte Leute totgeschlagen habe?“ Stein, der Historiker des französischen Sozialismus, erzählt von Charles Fourier: Als fünfjähriger Knabe war er einst im Laden seines Vaters, als ein Käufer nach der Güte einer Waare sich erkundigte. Fourier sagte ihm die Wahrheit und erhielt dafür von seinem Vater eine derbe Züchtigung. Seitdem empfand er Abneigung gegen unsere „Civilisation“, seitdem wusste er, dass ein Pfaffentum in der Moral steckt.

Zum Pharisäertum führt die autoritäre Moral auch dadurch, dass die aufgezwungene Entsagung — und jede Moralforderung übt einen (innerlichen) Zwang in dieser Richtung aus — das Herz des Entsagenden leicht missgünstig macht gegen solche, die noch nicht entsagt haben. Wie aus geschundenen Rekruten häufig die ärgsten Rekrutenschinder werden, so geben auch die devoten Knechte der Moral gewöhnlich fanatische Herrscher ab. Und wie alte Weiber, die ihre Jungfernschaft bewahrt haben, weil niemand sie deren berauben mochte, gewöhnlich am grimmigsten über die „Unsittlichkeit“

der Jugend schmähen, so giebt es ganz allgemein unter den Moralisten genug, die aus der Not eine Tugend machen, denen die Trauben zu sauer sind, weil sie nicht zu ihnen gelangen können. „Die Moral — sagt Wekherlin —, welche nichts als die Stimme der Vernunft . . . sein sollte, ist bei gewissen Leuten das Werk ihrer Laune oder das Resultat ihrer Blähungen. Das Alter macht mürrisch, tadelsüchtig und oft hartherzig und ungerecht gegen andere.“ „Und andere — bemerkt Nietzsche fein — giebt es, die heissen Tugend das Faulwerden ihrer Laster.“

Auch insofern ist der Moralist pfäffisch, als er sich als Mittler zwischen dem Menschengeschlecht und seinem Glücke aufspielt, gleichwie Priester und religiöse Heilande zwischen Erde und Himmel vermitteln. In jedem Moralprediger steckt derselbe „Seelsorger“, der auf religiösem Gebiete die Kutte trägt; doch während sich von der geistlichen Seelsorge schon breite Schichten des Volkes emanzipiert haben, treten auf sittlichem Gebiete nur vereinzelte Charaktere für freie Selbstbestimmung des Individuums auf; der Massenmensch dagegen ist derart unselbständig, dass er den Moralpredigten, den autoritären Urteilen seiner Herrschaften respektvoll lauscht, als wären es Offenbarungen. Solche Seelsorgerei ist, wie alle Regierung, ein unreines Mittel; in Knechtseligkeit erhält sie das Individuum; indem es nämlich zulässt, dass der Moralist sich das Recht herausnimmt, ihm zu gebieten „Du sollst“, erleidet es eine Einbusse an seinem „Ich will“, das nun seltener, schwächer und zaghaft auftreten wird; das Individuum verliert sich selbst, es giebt sich einer fremden Gewalt hin, der moralischen Hierarchie. Noch schlimmer ist das Übel, wenn das Moralisieren als Monopol gehandhabt wird. Unter einem Pfaffenregiment und in einem „Rechtsstaate“, der da spricht „Mein ist die Rache“ und für jedes Vergehen Gericht und Strafe schematisch in Bereitschaft hat, muss das Volk, indem es sich auf die Obrigkeit verlässt, in seiner moralischen Kritik und Selbsthilfe lässig werden, — gleichwie es den Gebrauch der Waffen verlernt, wenn dieser ein Monopol der Obrigkeit ist.

Das Mittlertum, der Charakter der Regierung und Vormundschaft zeigt sich nicht allein im Auftreten der Moralisten, in der formalen Seite der Moral, sondern teilweise auch in ihrem innersten Fühlen. Wenn es heisst „Selig sind die Barmherzigen", wenn mit einem Glorienschein diejenigen umgeben werden, die sich der Armen und Unterdrückten annehmen, so wähnen die Vertreter dieser Moral Wunders was zu thun zur Erlösung der Armen und Unterdrückten, wenden aber ein unreines Mittel an. Denn einen Gönner, einen kleinen Heiland und Vormund machen sie aus dem Barmherzigen, in seinen Augen und in den Augen seiner Günstlinge. Während diese Art von Barmherzigkeit dem Unterdrückten im einzelnen Falle helfen mag, stärkt sie den Geist der Bevormundung und Regierung, vertieft — anstatt zu beseitigen — jene Kluft, welche die Menschen in Herrschende und Beherrschte teilt und erschwert also die Emanzipation der Unterdrückten. Drum scheint mir jene Strömung der modernen Litteratur, welche mit gönnerhafter Sentimentalität um Barmherzigkeit für das arme Volk bettelt, von zweifelhaftem Werte für die Sache der Freiheit zu sein. Diese Richtung ist so recht ein Spiegelbild der Sozialdemokratie auf poetischem Gebiete, der Sozialdemokratie mit ihrem lassalleanistischen Messiastum, ihren Vormundschafts-Praktiken im Parteileben und ihrer Staatsschwärmerei. Ich selber habe wohl früher, als ich noch mit der Sozialdemokratie fraternisierte, dieser moralistischen Poesie einige Tribute gezollt*), bin aber nun der Meinung, dass es im allgemeinen passender wäre, die Klasse der Sklaven zu verachten und zu verspotten, als vormundschaftlich zu bemitleiden.

Wie die christliche Hierarchie im Mittelalter nichts Geringeres erstrebte, als die oberste Herrschaft über die Erde, den zweiten Rang nach der Gottheit, so möchte auch die Moral sämtliche Lebensgebiete ihren Satzungen unterwerfen. Beispielsweise sucht sie mit Aufdringlichkeit der Kunst Vor-

*) So in meiner Lyrik „Einsiedler und Genosse. Soziale Gedichte nebst einem Vorspiel." Drittes Tausend. Verlag von S. Fischer.

schriften zu machen. Wie der Religionspfaffe von jedem Menschen fordert, dass er fleissig in die Kirche, zur Beichte und Kommunion gehe, so verlangt der Moralpfaffe, das Kunstwerk solle sittlich, anständig, von „poetischer Gerechtigkeit“ erfüllt u. dergl. mehr sein. Entspricht das Werk nicht diesen Forderungen*), ist es geschaffen von elementarer, ungebundener Dichterkraft, so wird es geschmäht, verketzert, in Acht und Bann gethan, auch wohl verboten vom staatlichen Anwalt der Sittlichkeit.**)

Hierarchie ist das Ziel des autoritären Moralisten, Herrschaft der heiligen Moral. Alles Heilige aber ist ein unreines Mittel; in seinem Dunstkreis kann freies Vernunftmenschentum nicht gedeihen. Autorität hat den Heiligenschein gewoben, der

*) Bei dieser Gelegenheit möchte ich erwähnen, dass nicht allein die Moralgesetze, sondern die Gesetze überhaupt der Kunst schädlich sind, — auch die „Kunstgesetze“. Ich meine natürlich nicht die dem künstlerischen Schaffen immanenten Gestaltungskräfte, sondern die von Kunst-„Richtern“, ästhetischen Despoten verordneten Gesetze. Das sind Hemmschuhe der Entwickelung, wenn nicht gar reaktionäre Gewalten, die entweder das Wachsen des Kunstwerkes oder seine Aufnahme beim Publikum und infolgedessen die ganze ästhetische Erziehung des Volkes störend beeinflussen. Ein Beispiel für viele: Die ästhetische Regierung hat verordnet, jedes Drama müsse einen „Helden“ haben. Und nun kommt Gerhart Hauptmann und schreibt „Die Weber“, ohne eine einzelne Figur als Hauptsache in den Mittelpunkt zu stellen. Geschrei im ästhetischen Parlamente über diesen Bruch des Gesetzes. Als ob die Weber nicht mindestens ebenso interessant sein könnten, wie ein Weber, — zumal in einer Zeit des wachsenden Verständnisses für soziale Bewegungen, für Gruppen und Massen!

**) In M. G. Conrads „Ketzerblut“ („Die Scheinfrömmigkeit und die Litteratur“) heisst es treffend: ein Lieblingsversteck für das unverfrorene Treiben des Sünders „wird seit alten Zeiten bei den bösen Dichtern vermutet. So oft sich ein neuer Tugend- und Sittlichkeitsbund aufthut, heisst sein Feldgeschrei: Revidieren wir Litteratur und Kunst, da hat der argböse Feind seinen liebsten Unterschlupf! Und mit Hussa und Hurra stürzen sich die frommen Herrschaften auf die arme Litteratur. Die ist an allem schuld, an den unehelichen Kindlein, an den verwahrlosten Rangen, an den kommerzienrätlichen Finanzschuften, an Sünd' und Schand' in allen Schattierungen. — — Und da fliegt denn alles in einen Topf: der Kolportage-Roman, den die vornehme Dame in liebreicher Abwechselung mit ihrer

folglich nur eine Spielart der Tyrannenkrone darstellt. Herrschaft ist des Heiligen Kraft, zu imponieren, Knechtseligkeit ist der Respekt, den man ihm zollt.

Unterwürfigkeit und Versklavung hängen mit der Ehre innig zusammen; fast naturnotwendig stellen sie sich bei den Verehrenden ein und erheben dann den Verehrten leicht zum Herrscher in irgend einer Form. Zunächst wird des Verehrten Selbstbewusstsein durch die Ehrenbezeugung gewöhnlich gesteigert. Pflegt doch der Mensch die Meinung seiner Mitmenschen als den Spiegel anzusehen, der ihn über den Wert der eigenen Person unterrichtet. Zeigen nun seine Mitmenschen, dass sie eine hohe Meinung von ihm hegen, so kommt ein beglückender Stolz über den Geehrten. Dieser Genuss bildet eine Triebfeder zu jenen Bestrebungen, die man ehrgeizig nennt. Eine andere Triebfeder ist die Gewinnsucht. Mit der Ehre pflegen nämlich oft Besitz, Rang und Macht verbunden zu sein und somit gerät der Verehrte leicht in Versuchung, die Verehrung seiner Mitmenschen dadurch auszunutzen, dass er dieselben seiner Herrschaft unterwirft. Das ganze leidige Autoritätswesen wird durch die Ehre begünstigt, insofern die gezollte Verehrung bei den Leuten ein günstiges Vorurteil für den Verehrten oder die verehrte Institution erweckt. In solcher Weise hat die Ehre Sklaverei im Gefolge. Ehrfurcht ist eben eine Art Furcht; Furcht aber macht Knechte und daher auch Herren. Die Herrschaftsformen, an denen die Menschheit krankt, sind nicht bloss durch physische Macht, durch Gewalt über den Körper hervorgerufen, sondern auch durch Gewalt über die Gemüter, durch die Ehre. So führte die Ehre auf

---

Köchin heftweise erworben oder aus der Leihbibliothek bezogen hat, die Hintertreppen-Sudelschriftwerkerei und das ehrliche litterarische Kunstwerk. Und die Staatsanwälte sitzen dabei in heissester Arbeit und rücken sich die schärfste Brille auf die Nase. ‚Ah, diese verdächtige Litteratur, nun geht es ihr gründlich an den Kragen‘ Alle drei bis vier Jahr kommt es vor, dass ein deutscher Staatsanwalt Boccaccio entdeckt, oder Goethes ‚Tagebuch‘, Grimmelshausens ‚Simplicius‘ oder Byrons ‚Don Juan‘ und schleunigst diese ‚unsittlichen‘ Werke mit Beschlag belegt.“

religiösem Gebiete zur Priesterherrschaft; Jesus beispielsweise wurde verehrt, seine Jünger wurden verehrt, und das Ende vom Liede war die Herrschaft des Papstes! Und wozu führte die Verehrung der Heroen und Heldengeschlechter? Zur absoluten politischen Depotie. „Durch den Dank nach rückwärts — bemerkt der Dichter L. Jacoby*) fein — ist die Knechtschaft gekommen."

Erhaben über alle Kritik ist das Heilige, etwas Unnahbares, ein „Tabu" für die Vernunft. Wer etwas heilig spricht, will, dass man sich beherrschen lassen, blind glauben, aber nicht zweifeln, nicht denken soll. Die Heiligung hat sich auch stets bewährt als ein Mittel, Menschen zu verdummen, und zu unterwerfen. Welchen Unsinn und welche Schlechtigkeit giebt es wohl, die nicht schon „heilig" genannt wären? Es ist charakteristisch, dass von der lateinischen Bezeichnung des Heiligen „fanum" das Wort „Fanatismus" abgeleitet ist. Die Verehrer des Heiligen sind eben in der That Fanatiker, die vor Entrüstung erglühen, sobald Zweifel oder Pietätlosigkeit ihren Götzen entgegentritt, die mit Bekehrungswut für ihre Herrschaft eifern und dabei nicht Gründe, sondern Einschüchterungen und autoritäre Phrasen, die man treffend „Schlagworte" nennt, anwenden, gleichwie Schlagringe — um das Organ der Vernunft in brutaler Weise zu malträtieren. „Hüte dich vor der heiligen Einfalt! Alles ist ihr unheilig, was nicht einfältig ist; sie spielt auch gerne mit dem Feuer — der Scheiterhaufen**)." Den religiösen Fanatismus — soweit haben wir's allmählich gebracht — bezeichnet der ungläubige Mensch der Neuzeit als ein Unheil, lässt aber dasselbe Unheil auf sittlichem Gebiete unbeanstandet, ja unbemerkt. Und doch ist der Moraleiferer nicht wesentlich verschieden vom Glaubenseiferer.

Ob Sokrates von einem moralischen „Dämon" besessen ist, oder ob Abraham, beherrscht von Jehovah, seinen Sohn opfern will, — Fanatismus in beiden Fällen. „In einem meiner Schul-

*) „Es werde Licht".

**) Nietzsche: Also sprach Zarathustra.

aufsätze — bemerkt Dühring*) — nahm ich mir . . . die Freiheit, einen der Gründe zu tadeln, den Plato dem im Gefängnis befindlichen Sokrates für die Fluchtverweigerung in den Mund legt. Nach Platos Unterstellung hätte Sokrates der Gesetzlichkeit wegen das Todesurteil respektieren wollen. Er hätte die Gesetze Athens, denen er sein ganzes Leben hindurch gehorsam gewesen, nicht noch als Greis verletzen wollen. Dies kam mir nun schon damals nicht recht wahr, ja sogar als an philiströse Gesetzlichkeit streifend vor. Ich war der Überzeugung, dass man wirkliche Gesetzlichkeit bis in den Tod zu achten, sich aber moralisch an schlechte Gesetze und ungerechte Richter oder an den blossen Schein der Gesetzlichkeit nicht zu binden habe. Dieser Standpunkt ist kennzeichnend. Es war bei mir schon damals derjenige der Individualsouveränetät, auf dem es allein ein lebendiges Gewissen giebt, und der stets die letzte Instanz bildet.“ Ich stimme Dühring bei, wenn er Sokrates wegen seines Respektes vor den Staatsgesetzen einen Philister nennt, leugne aber, dass Dühring für seinen Standpunkt, den Titel „Individual-Souveränetät“ beanspruchen darf; denn seine Überzeugung, „wirkliche“ Gesetzlichkeit sei „bis in den Tod zu achten“, ist ebenfalls philiströs, ist Fanatismus, „Besessenheit“, ein „Spuk“, ein „Sparren“ — wie Stirner sagt — ein Seitenstück z. B. zur Seelenverfassung des Kreuzfahrers, der „in den Tod“ geht, weil es der „wahre“ Gott will. Der Herrschaftscharakter der von Dühring proklamierten Moralsatzung wird schon durch die herrische Form — „man hat zu achten“ — auch durch das Opfergelüst — „bis in den Tod“ — angedeutet. Die wirkliche Individual-Souveränetät erwidert auf solches Ansinnen: Ob ich die Gesetzlichkeit achte, wie ich sie werte, und was ich für sie — oder gegen sie — thue, will ich, ganz allein ich, entscheiden.

Die „Gerechtigkeit“, welche Dühring hier im Gegensatz zu „schlechten“ Gesetzen überschwänglich verherrlicht, ist einer jener Götzen, unter deren Hierarchie die Moralisten in ihrer

*) „Sache, Leben und Feinde.“

autoritären, gewaltsamen Weise die ganze Welt bringen möchten. Wo aber das Dogma „fiat justitia, pereat mundus“ waltet, da giebt es nicht freie Vernunftmenschen, sondern Herren und Knechte. Ein Opfer heischender Moloch, der Geist des „Rechtes“, auf dessen Herrschaftscharakter ich bei Erörterung des Staates aufmerksam machte, der „starke eifrige Gott“ der Heimsuchung und Rache waltet in der heiligen Gerechtigkeit. Gerechtigkeit und Zorn, verwirrender und herrschsüchtiger Zorn, hängen innig zusammen, derart, dass sehr häufig als „Gerechtigkeit“ auftritt, was nur Herrscherwut ist; der Zornige meint stets im Recht zu sein. Diesen Zusammenhang wittert auch Nietzsche.*) „Andere — sagt er — sind stolz über ihre Handvoll Gerechtigkeit und begehen um ihretwillen Frevel an allen Dingen: also dass die Welt in ihrer Ungerechtigkeit ertränkt wird. Ach wie übel ihnen das Wort ‚Tugend‘ aus dem Munde läuft! Und wenn sie sagen ‚ich bin gerecht‘, so klingt es immer gleich wie ‚ich bin gerächt‘. Mit ihrer Tugend wollen sie ihren Feinden die Augen auskratzen; und sie erheben sich nur, um andere zu erniedrigen.“ Gezetert hat man in unserer Zeit des Unglaubens über die Scheiterhaufen, welche die fanatischen Inquisitoren der Glaubensreligion angezündet haben; doch in Moralknechtschaft sind selbst die „Freigeister“ noch derart befangen, dass nur wenige den Inquisitorencharakter der autoritären Sittlichkeit bemerken. Beispiele von moralischen Ketzergerichten liefert fast jede Streitschrift, besonders die Polemik gegen politische Gegner. Der Gegner muss gesteinigt, verbrannt werden, das ist die Grundtendenz. Da nun die religiöse Inquisition heutzutage nicht recht zugkräftig mehr ist, so muss die moralische herhalten. Die Heiligenbilder der Moral, ihre autoritären Schlagworte sind furchtbare Waffen zum moralischen Heruntermachen und Totschlagen. Das „Handbuch des Demagogen“ von Raoul Frary erteilt daher die Lehre: „An jedem Abend oder an jedem Morgen wiederholt man seiner Partei, seinem Leser: Du hast

*) „Also sprach Zarathustra.“

recht, du streitest für die gute Sache, du bist ein Kämpfer für Gerechtigkeit und Recht, deine Führer sind gross, deine Waffengefährten sind tapfer; deine Gegner sind dumm oder schlecht, sie sind Schelme oder Schufte . . .“

Der Moralist sucht natürlich die Moral von diesem Vorwurf rein zu waschen, indem er solche Ketzerrichterei für einen Missbrauch des heiligen Namens erklärt. Dagegen sage ich: Der Missbrauch gehört zum Gebrauch; und wenn etwas so massenhaft „gemissbraucht“ wird wie die Moral, liegt der Verdacht nahe, dass der „Missbrauch“ in der Natur der Moral liegt; in der That liegt er in ihrer Natur, speciell in ihrer Eigenschaft, „fanum“, „tabu“ zu sein, Fanatismus hervorzurufen. Wohlan, ich lehne mich auf gegen das moralische Ketzergericht, ich protestiere gegen alle moralischen Forderungen, ich erstrebe moralische Duldsamkeit nicht minder wie religiöse, weil Schrankenlosigkeit mein Ziel ist, und übrigens das, was ich sittlich gut nenne, ebensowenig wie religiöse Überzeugung durch Zwang und Ketzergerichte erreicht werden kann; „verbrennen heisst nicht widerlegen“ und verwüsten heisst nicht pflanzen. „Dass der Mensch erlöst werde von der Rache“ ist auch mir eine „Brücke zur höchsten Hoffnung und ein Regenbogen nach langen Unwettern. Aber anders wollen es freilich die Taranteln. ‚Das gerade heisse uns Gerechtigkeit, dass die Welt voll werde von den Unwettern unserer Rache‘ — also reden sie mit einander. ‚Rache wollen wir üben und Beschimpfung an allen, die uns nicht gleich sind‘ — so geloben sich die Tarantel—Herzen . . . Also rate ich euch, meine Freunde: misstraut allen, in welchen der schlechte Trieb, zu strafen mächtig ist! Das ist Volk schlechter Art und Abkunft; aus ihren Gesichtern blickt der Henker und der Spürhund. Misstraut allen denen, die viel von ihrer Gerechtigkeit reden! Wahrlich ihren Seelen fehlt es nicht nur an Honig. Und wenn sie sich selber ‚die Guten und Gerechten‘ nennen, so vergesst nicht, dass ihnen zum Pharisäer nichts fehlt als — Macht.“*)

*) Nietzsche: „Also sprach Zarathustra“.

Um ihre Hierarchie herbeizuführen, machen es die Moralpfaffen ebenso wie die Religionspfaffen. Sie erheben ihre Sache über alle Güter der Welt: Göttergleich thront die Moral ob allem Menschenwerk, und wer ihren Satzungen so recht willig folgt, der ist mehr wert, als das intellektuelle Genie, der hat „die Krone des Lebens“. Und wie die geistlichen Hirten ihre Schafe immerfort zur Demut, zur Erniedrigung ermahnen, so sucht auch der Moralpfaffe seine Zöglinge in den Staub zu werfen, um ihnen das Joch seiner Satzungen aufzulegen.*) Den Eigenwillen, den Egoismus sucht er grundsätzlich anzuschwärzen, womöglich auszurotten, hingegen Ehrfurcht, Knechtseligkeit, Hingebung in das Herz zu schmeicheln. „Die derbe Faust der Sittlichkeit geht gar unbarmherzig mit dem edlen Wesen des Egoismus um“, bemerkt Stirner, der gewaltige Verteidiger der Ich-Freiheit. Der Moralist „kann nicht anders, er muss den Egoisten in allem, worin dieser die Sittlichkeit nicht achtet, unsittlich finden. Fände er ihn nicht so, so wäre er eben schon der Sittlichkeit abtrünnig geworden, ohne sich's zu gestehen, er wäre schon kein wahrhaft sittlicher Mensch mehr.“ Man bedauert jene Leute, die aus religiösem Fanatismus sich herber Askese und qualvollem Martyrium unterworfen haben; man bemerkt aber nicht, dass die gleiche thörichte Schwärmerei auf moralischem Gebiete grassiert, ja den meisten Opfern, die aus sittlichen Motiven erfolgen, zu Grunde liegt; denn die moralische Hingabe pflegt aus Pflichtgefühl, aus Gewissenhaftigkeit zu erfolgen, und das sind ebensowohl Herrschaften, wie der Herrgott, sein Prophet und sein Wort. Gleichviel, ob der Christ sich für seinen Heiland von Raubtieren zerreissen lässt, oder ob Emilia Galotti stirbt, damit die Heiligkeit der Jungfernschaft triumphiere. Gleichviel, ob Don Quixote für seine Dulcinea sich prügeln, oder ein Neo-Romantiker für seine Ehre sich im Zweikampf erschiessen lässt. Gleichviel, ob eine mittelalterliche Jungfrau ins Kloster geht,

*) Als Beispiel können die zitierten Aussprüche von Coit und Adler dienen.

um „Himmelsbraut“ zu werden, oder ob ein modernes Kind aus kindlichem Respekt, aus Pietät gegen seine Eltern ins Joch einer verhassten Ehe, eines widerwärtigen Berufes sich begiebt.

Übrigens verlangt der Moralist — wie der Pfaffe — solche Hingebung oft bloss angeblich zur Ehre seiner Göttin, in Wahrheit, um selber davon zu profitieren. Schon dadurch bringt er sich in den Verdacht, ausbeuterischen Tendenzen zu huldigen, dass seine Predigten die stereotype Form „Du sollst“ haben. Er sagt nicht etwa: „Ich will nicht stehlen“, sondern prinzipiell: „Du sollst nicht stehlen“. Immer sind es die anderen, an die sich seine Satzung wendet. Das mag seltener mit Berechnung, als mit Naivetät geschehen.

Der ausbeuterische Charakterzug der Moral wird dem harmloseren Beobachter dadurch verhüllt, dass es gewöhnlich ein mittelbarer Vorteil ist, welcher den Moralisten erwächst. Sie profitieren, indem sie ihren Brotherren gefällig sind. Derselbe Byzantinismus, der in die Kirche einzog, seitdem sie auf die Gunst der weltlichen Herrschaften angewiesen war, hat auch die Moral korrumpiert. Den privilegierten Gesellschaftsklassen und ihrem Instrument, der Regierung, huldigt sie so erheblich, dass ich nicht umhin kann, das Wort des Wilderers in Otto Ludwigs „Erbförster“, wenn auch in minder greller Fassung, gelten zu lassen: „Dem Volk haben sie von Himmel und Hölle weiss gemacht, damit der gnädige Herr seine Hasen allein behalten sollte. Den armen Leuten haben sie von Kind an ein Gewissen eingetrichtert, damit sie sich's gefallen lassen sollten, wenn die Reichen herrlich und in Freuden leben“. Wie könnte auch die soziale Herrschaftsordnung, das wirtschaftliche und staatliche Sollen, Dürfen und Nichtdürfen, ohne Einfluss auf das sittliche Gebiet bleiben? Notwendigerweise fliessen die moralischen Satzungen mit den politischen derart zusammen, dass man die Grenze zwischen Legalität und Moralität kaum mehr feststellen kann, und dass sehr häufig vermeintliche Moralität sich bei näherer Betrachtung als Legalität entpuppt. Weshalb verurteilt man vom moralischen Standpunkte z. B. den Mörder des Polizeirats Rumpf, während mit Wilhelm Tell ein

Heroenkultus getrieben wird? Wenn die Moral den Menschen nicht wegen seines Intellekts, nicht wegen des Inhaltes seiner Überzeugungen vor ihr Gericht zieht, wenn sie ferner uneigennützigen, opferwilligen Enthusiasmus für das Gemeinwohl verherrlicht, so dürfte sie nach den Regeln der Logik den anarchistischen Attentäter, zumal er uneigennütziger als Tell gehandelt hat, nicht verdammen. Warum thut sie das dennoch? Zunächst weil dieser Attentäter ein „Meuchelmörder“ ist, d. h. eigenmächtig „Justiz“ übte, während die Gottheit Staat spricht: „Mein ist die Rache!“ — mit anderen Worten: Weil er gegen die Legalität verbrochen hat. Das hat nun freilich Tell streng genommen auch gethan. Indessen ist das Ziel des Anarchisten der Sturz des Staates, während Tell als ein Vorkämpfer des bürgerlich freien Staates gilt, folglich — durch rückwirkende Kraft der politischen Sanktion, durch Wiederherstellung seiner Legalität — vom „Verbrechen“ rein gewaschen wird.

Verfechter der proletarischen Befreiung haben der bestehenden Moral vorgeworfen, dass sie für die Interessen der Bourgeoisie Partei nehme. Recht; doch richtiger ist es, zu sagen, dass die Moral aus verschiedenen, oft einander widerstrebenden Strömungen besteht, dass jede dieser Strömungen einen gewissen Interessenkreis vertritt, dass folglich sämtliche Herrschaften ihren Willen der Moral aufprägen. Zunächst ist es die Familie, die primitivste unserer Herrschaftsformen, zu deren Bedienung die Moral herhalten muss. Was die Familien-„Bande“ zu lockern geeignet ist, gilt als unsittlich, was sie unterstützt, als sittlich. Weil das Familien-„Haupt“ sein Fleisch und Blut zum Erben haben will, soll das Weib vor der Ehe unberührt sein, in der Ehe ausschliesslich dem Gemahl gehören, — während dieser sich von der Moral einige Vorrechte zudiktieren lässt. Die freie Ehe ist etwas „Wildes“. Die Prostituierte wird, obwohl sie eigentlich für unentbehrlich gilt und im Grunde nichts anderes, als jeder servile Charakter thut, für den Abschaum der Gesellschaft gehalten. Wer sich verheiratet, steigt sofort in der bürgerlichen Achtung; nun er gebunden ist, schenkt man ihm eher Kredit. Alle Familien-

glieder schulden ihrem Oberhaupte Gehorsam, Ehrfurcht, Pietät . . . u. s. w. . . . Und wie die Familie, so prägt jede soziale Schicht, die herrschaftlich organisiert ist, ihren Willen der Moral auf. Der Adel z. B. verlangt, um stets besonders respektiert zu werden, von jedem Kavalier, dass er seine „Ehre“ — will sagen, nicht seine, sondern Anderer Ehre, die Autorität seiner Standesgenossen – mit bewaffneter Hand bis in den Tod verteidigt. Aus demselben Grunde hält die „bessere“ Gesellschaft darauf, dass ihre Angehörigen „standesgemäss“ leben, z. B. sich vor einer „Mesalliance“ hüten. Was die bürgerliche Gesellschaft in erster Linie vom Einzelnen verlangt, ist Brauchbarkeit. Brauchbarkeit für wen? Natürlich für die bürgerliche Gesellschaft, deren Hauptziel der Gelderwerb ist. Drum darf er, wofern seine Mittel das nicht erlauben, nicht der Musse huldigen; das wäre geradezu eine Art Diebstahl, wäre Tage-„Dieberei“, und würde ihn zu einer „zweifelhaften Existenz“ degradieren; Unabhängigkeit bedeutet eben, sobald sie verbunden mit Armut auftritt, entweder Spitzbüberei oder Empörung, jedenfalls einen Bruch der „Ordnung“; nur der Privilegierte darf unabhängig sein. Wie unverfroren die Moral sich mit der Legalität identifiziert und für die Interessen der Privilegierten Partei nimmt, leuchtet recht grell aus der Thatsache hervor, dass der Rentier, der Spekulant, jeder beliebige wirtschaftliche Ausbeuter, solange er in den Grenzen der Legalität bleibt, ein „Ehrenmann“ ist, — was ich nicht bestreiten will, aber für inkonsequent halte im Hinblick auf die strenge Verurteilung, die der illegale Ausbeuter, z. B. der Dieb findet . . . Ich glaube, genug Illustrationen geliefert zu haben für die These, dass jede Herrschaft nicht nur mit physischen, sondern auch mit moralischen Mitteln ihr Interesse verficht oder verfechten lässt, dass sie also in der Moral eine devote Schleppenträgerin findet.

Das wissen die Herrschaften sehr wohl, und betrachten deswegen die ihnen zusagende Moral als eine Stütze ihrer Macht. Die Vertreter des bestehenden Herrschafts-Systems vollends, d. h. besonders des Staates, und des wirtschaftlichen

Privilegiums, halten die moralische Autorität geradezu für unentbehrlich, für mindestens ebenso unentbehrlich, wie die religiöse Autorität. Autorität muss nämlich nach ihrer Meinung partout sein; natürlich, sonst hörte ja die „Ordnung“ — will sagen die Unterordnung unter ihre Herrschaft — auf. Die Religion — so kalkuliert die „aufgeklärte“ Bourgeoisie — liesse sich allenfalls abschaffen (mancherlei, z. B. die Abhängigkeit der Pfaffen von Fürsten und Junkern, und ihre Kostspieligkeit, spricht sogar dafür); indessen die bürgerliche Moral müsste an ihre Stelle treten. Was dieser Liberalismus unter Freiheit versteht, ist also nur ein Wechsel, eine Modernisierung des Herrschaftswerkzeuges, während die Herrschaft bleibt. Wie vormals der Glaube an den Herrgott, an Himmel und Hölle, soll nunmehr die Moral den Dienst einer Polizei im Innern der Unterthanen leisten. Diesen Standpunkt hat der moderne Zarathustra im Auge, wenn er sagt: „Wiederum giebt es solche, die halten es für Tugend, zu sagen: ‚Tugend ist notwendig‘; aber sie glauben im Grunde nur daran, dass Polizei notwendig ist“.

Mein Ziel ist eine Menschengesellschaft, frei von der moralischen Autorität, wie von jederlei Autorität und Herrschaft, frei von moralischen Forderungen, von Pflichten, von knechtischen Gewissensregungen.

Den Verfechtern und devoten Unterthanen der autoritären Moral dürfte dies Ziel etwas unerhört Entsetzliches, wohl gar eine Ausgeburt moralischen Wahnsinns bedeuten. Sie stecken eben allzu tief im Sumpfe des Moralphilistertums, vermögen sich nicht zu reinigen vom Wuste der fixen Ideen als da sind: die Menschheit bedürfe der Herrschaft, mindestens der innerlichen, der moralischen Regierung, das Gewissen sei etwas Göttliches oder Metaphysisches, jedenfalls etwas überaus Heiliges und Wertvolles, u. dergl.

Ich gebe diesen Moralphilistern zu bedenken, dass man einst auch wähnte, und noch heutzutage vielfach mit Eifer ausbreitet, ohne Gottesglauben könne der Mensch nicht auskommen, dass aber dennoch der Atheïsmus nicht nur als mög-

lich sich herausgestellt hat, sondern sogar immer mehr um sich greift, und zwar durchaus nicht zum Schaden des Volkes. Nun, wie es der religiösen Autorität ergangen ist, so wird es auch der moralischen ergehen; sie wird schwinden. Und ich versteige mich zu der Zuversicht, dass alsdann, im Zustande innerer wie äusserer Herrschaftslosigkeit, die Menschheit weit glücklicher, als unter der Moralherrschaft sein und auf diese zurückschauen wird mit ungefähr derselben Stimmung, wie wir auf unser einstiges Affenmenschentum.

Was den orthodoxen Moralisten an der autoritären Sittlichkeit ängstlich festhalten lässt, ist zum Teil seine mangelhafte Unterscheidung zwischen autoritärer und freier Sittlichkeit, seine Unbekanntschaft mit der letzteren, sein einseitiger Hinblick auf das Gute, welches viele Moralforderungen bezwecken, und seine Kritiklosigkeit den hierzu angewandten Mitteln, insonderheit ihren übeln Nebenwirkungen, gegenüber. Er versteht nicht, dass ich keineswegs daran denke, wohlthätige Willenstendenzen zu unterdrücken, sondern dass ich lediglich eine grosse Reinigung der Sittlichkeit befürworte. Was die Pflichten der Wahrhaftigkeit, der Treue, der Gerechtigkeit, der Barmherzigkeit, der Menschenliebe erzielen wollen, das will auch ich, nur dass ich die angewandte Autorität für ein unreines Mittel halte und freiheitliche vernünftige Triebfedern an ihre Stelle wünsche. Man fürchte doch nicht, dass mit der knechtischen Form die Tugend selber, ihr wohlthätiger Gehalt verloren geht! Wahrhaftigkeit und Treue schwinden durchaus nicht, ob auch der Eid — eins der Mittel, sie zu erzwingen — abgeschafft ist. Denn man kann wahrhaftig und treu sein aus freien Stücken, z. B. aus Wohlwollen gegen andere Menschen, aus Liebe zur Wahrheit und Treue, die man schätzen gelernt hat, auch aus Solidarität, weil man nämlich kalkuliert: „Wie ich dir, so du mir!“

Wie das religiöse Freidenkertum behauptet, die Sittlichkeit sei unabhängig vom Glauben an Gott, Himmel und Hölle, von der religiösen Autorität, so erkläre ich sie für unabhängig auch von der moralischen Autorität. Allenthalben, wo das „Du

sollst“ etwas wirklich Gutes meint, kann es ersetzt werden durch ein „Ich will“; stellt sich aber kein „Ich will“ ein, so darf man vermuten, dass nichts Gutes, sondern Knechtschaft mit jenem „Du sollst“ gemeint ist. Wie zahlreich dieser zweite Fall vertreten ist, habe ich bereits durch eine Reihe von Beispielen angedeutet; hier, wo es sich um die Unabhängigkeit der Sittlichkeit von jeglicher Autorität handelt, füge ich hinzu: Dass durch moralische Autorität auch höchst unheilvolle Tendenzen geheiligt werden können, ergiebt sich ganz allgemein aus dem Wesen der Autorität; die Autorität fordert, aber begründet nicht; fordern und mit einem Heiligenschein umgeben lässt sich selbst das Unsinnige, Schlechte, durch Begründung rechtfertigen indessen schwerlich. Und so dient das Bad der Freiheit und Vernunft, das ich der „Moral“ empfehle, nicht nur zu ihrer formalen Reinigung, zur Beseitigung der knechtischen Triebfedern, sondern gewissermassen auch als Scheidewasser, das den echt sittlichen Gehalt, die wirklich wohlthätigen Tendenzen, von der Talmi-Moral loslöst.

Ich bin nicht der Erste, der die moralische Autorität verwirft und freie Sittlichkeit erstrebt. Schon Jesus hatte dies Ziel, wie man aus einzelnen Stellen neutestamentlicher Schriften schliessen darf. Mögen sich jene „Christen“ das klar machen, welche mein Ideal verwerfen, indem sie dem Menschen die Fähigkeit zur Autonomie absprechen*). Die ethische Bewegung Jesu wendet sich ab von der Satzung und erklärt nicht nur die altjüdische Legalität, sondern die Legalität überhaupt, auch die moralische, für einen niedrigen Standpunkt. Dagegen wird die Liebe, d. h. die freie „sittliche“ That, verherrlicht, mit der Versicherung, dass hierdurch der Zweck des „Gesetzes“ nicht aufgehoben, sondern „erfüllt“ und das „Reich Gottes“, d. h. der Liebe Reich, begründet werde.

Auch der Chinese Laò-tsè, den wir bereits als Gegner der

*) Als das preussische Abgeordnetenhaus über den berüchtigten Volksschulgesetz-Entwurf Zedlitz-Trützschler beriet, erklärte der (frühere Hofprediger) Abgeordnete Stöcker, der Mensch sei kein autonomes, sondern ein heteronomes Wesen.

staatlichen Autorität, kennen gelernt haben, wendet sich — konsequenterweise — von der moralischen Autorität ab. Er erklärt in seinem „Tao te King“ die Moralforderungen und jegliche Propaganda der autoritären Moralisten für einen Abfall vom höchst Guten, vom Taò. „Wird der grosse Taò verlassen, giebt's ‚Menschenliebe und Gerechtigkeit'.*) Kommt kluge Gewandtheit auf, giebt's grosse Heuchelei: Sind die sechs Blutsfreunde uneinig, giebt's ‚Kindespflicht und Vaterliebe' . . . Lasset fahren die ‚Weisheit'; des Volkes Wohlfahrt wird sich verhundertfachen. Lasset fahren die ‚Menschenliebe', gebet auf die ‚Gerechtigkeit'; das Volk wird zurückkehren zu Kindespflicht**) und Vaterliebe. Lasset fahren die Geschicklichkeit, gebet auf den Gewinn; Diebe und Räuber wird es nicht geben.“ Die echte Tugend vermeidet nach Laò-tse die moralischen Forderungen, thut ihrerseits das Gute, ohne der andern Seite voll Eifer zuzurufen: Du sollst! „Der heilige Mensch übernimmt den linken Vertrag***) und treibt nicht ein vom andern. Wer Tugend hat, besorgt den Vertrag, wer keine Tugend hat, besorgt das Auszehnten.“ „Der ganz Gute ist wie Wasser — Wasser ist gut, allen Wesen zu nützen, und streitet nicht . . .“ Und solchen Wert misst Laò-tsè der Friedfertigkeit, der Eifer- und Zwanglosigkeit bei, dass er sein Werk schliesst mit den Worten „nicht streiten!“

Tiefsinnige Wahrheit über die moralischen Forderungen und die ganze moralistische Künstelei enthält auch Tschuang-Tse's Erzählung von dem Gespräche Khùng-tsès mit Laò-tsè, ein Dialog, der sich zu Laò-tsès Schriften etwa so verhält wie ein platonischer Dialog zu den Original-Worten des Sokrates. „Da Khùng-tsè Laò-tan besuchte und dabei auch der Menschenliebe und Gerechtigkeit gedachte, sagte Laò-tan: Säet man Spreu aus und blendet die Augen, so verwandeln Himmel und Erde und alle Weltgegenden ihre Stellung. Zerstechen Mücken und Fliegen die Haut, so schläft man die ganze Nacht

*) Als Forderung der Moralisten.

**) Mehr im Geiste Laò-tsès übersetzt wäre ‚Kindesliebe'.

***) D. h. die Leistungen, zu denen er als Kontrahent sich bereit erklärt.

nicht. Wenn Menschenliebe und Gerechtigkeit dergestalt quälen, dann erbittern sie unser Herz, und nichts empört mehr. Bewirke mein Herr, dass die Welt ihre Natureinfalt nicht verliere, so wird mein Herr auch die Sitten herstellen, und sie kommen in Gang, die Tugend einführen, und sie besteht. Aber wie gescheit, wenn man die grosse Trommel trägt und doch den Kindern entgehen will. Die Wildgans badet nicht täglich und ist weiss, der Rabe wird nicht täglich geschwärzt und ist schwarz. Die Einfachheit des Schwarzen oder Weissen genügt nicht, um unterschieden zu sein. Die Äusserlichkeit des Ruhms und Lobes genügt nicht, um gross zu sein. Versieget die Quelle, so geben die Fische einander Platz auf dem Grunde, bespritzen einander, um sich anzufeuchten, drängen einander, um besprudelt zu werden — besser, sie vergessen einander in Fluss und See.“*)

Ein Bild von tiefem Sinne: Wie die Fische nur dann

---

*) Da diese wörtliche Übersetzung etwas dunkel ist, paraphrasiere ich sie in dem Sinne, den ich darin finde: Mit ihren Forderungen trüben und verdrehen die Moralisten den richtigen Blick, gleichwie Spreu, die ins Auge gekommen ist; mit ihrer „Gerechtigkeit“ und „Humanität“ quälen sie uns wie Stechmücken und machen die Leute zu Fanatikern und Hetzern. Besser, wir lebten in Natureinfalt und behelligten einander nicht mit Satzungen; dann wären wir wahrhaft „sittlich“. Unsinnig ist es, die grosse Trommel zu schlagen und doch den Kindern entgehen zu wollen. Solch ein unreines Mittel wenden die Moralisten an; mit ihrem autoritären Vorgehen wecken sie gerade die Übel, die sie beseitigen möchten. Wer natürliche Güte hat, bedarf keiner künstlichen Behandlung durch die Moralisten, ebensowenig wie die Wildgans, um weiss zu sein, ein tägliches Bad nötig hat, und ebensowenig wie der Rabe, um schwarz zu sein, täglich geschwärzt zu werden braucht. Den Moralisten genügt aber das natürliche Schwarz und Weiss, die einfache empirische Korrektur zum Unterschiede nicht; sie machen noch einen weiteren Unterschied durch autoritäres Loben und Tadeln. Doch der künstliche Unterschied ist nichtig; im äusserlichen Ruhm z. B. liegt die wahre Grösse keineswegs. Wenn die Quelle versiegt, so drängen sich die Fische auf dem Grunde zusammen, müssen einander bespritzen und sich bespritzen lassen. Bespritzen und bespritzen lassen, weil die Quelle versiegt, — das ist die autoritäre Moral. Besser, die Fische vergessen einander im reichlichen Wasser.

einander beplätschern, wenn das Wasser knapp ist, andern Falles aber sich um einander nicht zu kümmern brauchen, so verfallen die Menschen nur dann darauf, moralische Forderungen zu stellen, wenn ihr Gesellschaftszustand schlecht ist. Die autoritäre Moral ist also nur ein Notbehelf, ein Lückenbüsser, gleichsam ein Wergpfropfen, der den Leck des Fahrzeuges verstopfen soll. Besser, die Menschen kämen gar nicht auf den Gedanken, einander Vorschriften zu machen, sie liessen einander unbehelligt von Autorität in vollkommener Bewegungsfreiheit, vergässen einander, wie die Fische im wasserreichen See.

Überwindung der moralistischen wie der staatlichen Gebote durch den Geist der Freiheit, der Duldsamkeit, der freien, natürlichen Sittlichkeit ist Laò-tsè's hohes Ziel, dessen ideale Vollendung und Triebkraft er Taò nennt. „Seine (Taòs) Einfältigkeit, so zart sie auch ist, die ganze Welt wagt nicht, sie dienstbar zu machen. Wenn Fürsten und Könige sie vermöchten zu halten, alle Wesen würden von selbst huldigen, Himmel und Erde sich vereinigen, erquicklichen Tau herabzusenken; das Volk, niemand geböte ihm, und von selbst wäre es rechtschaffen."

Autorität sollte nötig sein, um die Sittlichkeit zu stützen? Und das freie Vernunftmenschentum sollte die Sittlichkeit ruinieren? Das muss eine zweifelhafte Sorte „Sittlichkeit" sein. Allerdings von dem, was man heutzutage so nennt, ist gar manches unvereinbar mit dem freien Vernunftmenschentum und darum lediglich durch Autorität aufrecht zu halten. Das Ansinnen, sich ausbeuten zu lassen, wie es heutzutage in allerlei Verhüllungen, sogenannten Pflichten auftritt, lässt sich eben durch Vernunftgründe nicht plausibel machen und kann daher nur durch autoritäres Auftreten erfolgreich sein, während vernünftige Kritik es zurückweist. Folglich haben alle Herrscher und Ausbeuter vollauf Grund, über den Verfall der moralischen Autorität zu zetern, — doch nur diese, nicht die Freunde der Freiheit.

„Aber das Volk ist nicht reif, nicht vernünftig und erfahren genug, um der moralischen Autorität entraten zu können."

Wir sind diesem Einwande bereits begegnet, als wir den Staat betrachteten. Die Antwort, die ich damals gab, wiederhole ich hier kurz: Um zur Freiheit zu reifen, bedarf das Volk nicht fürderer Knechtschaft, sondern eben der Freiheit. In der Freiheit wird es nicht die Sittlichkeit, sondern die Sklavenmoral verlieren und an deren Stelle die freie Sittlichkeit setzen.

Jeder kann thun, was er will! Wer diesen Grundsatz für bedenklich hält, versteht seine Tragweite nicht. Wohl bedeutet er, dass man, wenn man will, die Freiheit hat, zu faulenzen, sich bis zur Bewusstlosigkeit zu betrinken und allen möglichen Lastern zu ergeben, seine Mitmenschen zu betrügen, zu berauben, zu töten, — ohne dass ein Staat richtend, strafend eingreift, und ohne dass gegen solche Thaten autoritäre moralistische Massregeln getroffen werden. Doch er bedeutet nicht, dass die Menschen — von Geisteskranken abgesehen — blind sind angesichts der Verwüstungen, welche eine ausschweifende Lebensweise ihrem Körper und Geiste, ihrem ganzen Wohlbefinden beibringt. Und er bedeutet nicht, dass man Betrug, Raub und Körperverletzung hinzunehmen hat, ohne die wirksamsten Massregeln zur Verhütung und Abwehr solcher Thaten zu treffen.

Anhänger der bestehenden Gesellschaft werden hier wahrscheinlich einwerfen: Der Staat und die autoritäre Moral sind im Besitze der wirksamsten Massregeln, der Staat hat Polizei und Gericht, die autoritäre Moral gründet ein strafendes und warnendes Gewissen. Indessen leugne ich eben die Wirksamkeit dieser Massregeln und glaube hinreichende Gründe dafür angeführt zu haben, dass sie unreine, unzweckmässige Mittel sind. Die Autorität möchte ich ablösen durch wahrhaft wirksame und reine Mittel.

Eine dieser Massregeln zur Verminderung der Laster und Verbrechen ist deren natürliche Charakteristik oder — mit J. G. Vogt zu reden — die „empirische Korrektur“. Was hierunter zu verstehen ist, habe ich bereits gesagt. Ich füge einige Beispiele hinzu. Die schlimmen Folgen potatorischer

Ausschweifung, z. B. unvernünftiges Benehmen, Übelbefinden, Schädigung der Gesundheit, der Berufsthätigkeit, des guten Rufes u. dergl., bilden die natürliche Charakteristik, wodurch diese Ausschweifung zu einem Laster gestempelt und am wirksamsten bekämpft wird. Die natürliche Charakteristik der Wortbrüchigkeit besteht wesentlich darin, dass man auf das Wort des Wortbrüchigen fürder nicht mehr fest baut. Ein Flegel, der in einem für Nichtraucher bestimmten Bahnkoupee raucht, wird von einem Publikum, das die Selbsthilfe kultiviert, zunächst zurückgewiesen, schlimmsten Falls gewaltsam an die Luft gesetzt; das wäre die natürliche Charakteristik, eine empirische Korrektur der Flegelei. Für Leser, die dem Publikum solche Selbsthilfe nicht zutrauen, bemerke ich, dass allerdings die amtliche Bevormundung, wie sie in unserm öffentlichen Leben sich breit macht, die Selbsthilfe verkümmern lässt. Die natürliche Charakteristik des Betruges, Diebstahls und anderer Verbrechen besteht in einer freien Gesellschaft darin, dass das solidarische Publikum den Verbrecher entlarvt, der breitesten Öffentlichkeit bekannt giebt und ihm allenthalben, wo er Erwerb oder Umgang sucht, so begegnet, wie es ratsam erscheint.

Kurz, die einfachen Folgen der Handlung, wie sie aus den natürlichen Beziehungen der Dinge und Menschen zu den Menschen hervorgehen, bilden das „reine Mittel“ zur Verminderung des Schlechten und zur Förderung des Guten. Jedes halbwegs vernünftige Mitglied einer freien Gesellschaft lernt sie kennen und richtet sich nach ihnen. Sie haben nichts Herrschaftliches, Willkürliches und Künstliches an sich, wie die Strafen und Belohnungen, sondern sind konsequent und natürlich, wie der Rückschlag, das Abprallen elastischer Körper die natürliche Konsequenz des Anprallens ist. Strafgesetzbuch und Moralkodex verwirren den Sinn für Gut und Böse in zahllosen Fällen. Eine „Gotteslästerung“ wird z. B. mit Gefängnis bestraft, ein Weib, das sich aus Armut prostituiert, als Abschaum der Menschheit betrachtet. Dagegen finden legale Blutsauger und Weiber, die ohne Liebe, aus Gier nach Luxus, einen reichen Mann heiraten, in Bourgeois-Kreisen vollkommene

Achtung. Die natürliche Charakteristik ist unter freien, vernünftigen Menschen schwerlich inkonsequent. Wo sie nicht auftritt, da ist auch keine Veranlassung dazu vorhanden, wo sie aber auftritt, da liegt eine solche, etwa die Schädigung eines Individuums und der mit ihm solidarischen Individuen, wohl kaum vor. Und die natürliche Charakteristik entspricht quantitativ dieser Schädigung, wie der Rückprall dem Anprall entspricht.

Hand in Hand mit der natürlichen Charakteristik möge eine sittliche Pädagogik gehen. Doch die Pädagogik des reinen Mittels appelliert nicht an das Pflichtgefühl, sondern an die Vernunft. Nicht autoritäres Loben und Tadeln, Predigen, Heiligen und Verdammen, Lohnen und Strafen wendet sie an, nicht schreibt sie dem Zöglingen dogmatisch vor, was er thun und lassen soll; sondern klärt ihn einfach über die Natur der Dinge, der Menschen und das gesellschaftliche Leben, über alle möglichen Handlungen und Gesinnungen, sowie deren Folgen für Wohl und Wehe auf, überlässt alsdann vertrauensvoll sein Thun und Lassen völlig seiner freien, durch Vernunft und Wissenschaft geläuterten Selbstbestimmung. Dabei setzt sie keineswegs voraus, dass die Zöglinge eine Anlage zum überschwänglichen Altruismus im Sinne des christlichen Ideals haben; sie baut die Solidarität lediglich auf ein Quantum Egoismus und Vernunft, das — wenn auch niedergehalten durch die herrschende Autorität und Ausbeutung — schon heute in jedem gesunden Menschen vorhanden ist.

Wenn ich meine ethische Pädagogik als eine einfache Aufklärung über die menschliche Natur und das gesellschaftliche Leben ohne irgendwelche moralistischen Weisungen bezeichne, so meine ich durchaus nicht, dass sie lediglich rohes Wissensmaterial beizubringen sucht. Sie verschmäht es keineswegs, es auch in begrifflich verarbeitetem Zustande darzubieten, um dem Zögling die geistige Verdauung zu erleichtern. Sie verachtet nicht jene Lebensweisheit, welche die Menge und besonders ihre besten Geister formuliert haben. Indessen stellt sie solche Weisheit nicht als Sittengesetz, sondern als einen Ratschlag hin, den der Zögling befolgen oder nicht befolgen mag, je nach-

dem seine eigene Erfahrung und Überlegung dazu Stellung nimmt. „Die Moral, der edelste Teil der Philosophie, weil er der nützlichste ist, soll billig Nichts als eine auf Erfahrung und Vernunft gegründete Anweisung zum weisen Genusse des gegenwärtigen Lebens sein", sagt Wekhrlin.*)

Es ist denkbar, dass meine Anschauung von den Quellen des sittlich Guten verwechselt wird mit jener Moralphilosophie, welche die Harmonie zwischen Eigennützigkeit und Gemeinnützigkeit verkündet und alle Sittlichkeit aus dem wohlverstandenen egoistischen Interesse herleitet. Gegen diese Verwechselung verwahre ich mich.

Ich sehe sehr wohl, dass in unserer Gesellschaft die egoistischen, auf den eigenen Vorteil gerichteten, wohlverstandenen Interessen der einzelnen keineswegs immer das Wohl der übrigen Gesellschaftsmitglieder fördern, und dass die altruistische Hingebung des Menschenfreundes ihm selber schwerlich von Nutzen ist. Auch ich habe lebhaft empfunden, wie berechtigt heutzutage die Frage ist:

„Warum schleppt sich blutend, elend,
Unter Kreuzlast der Gerechte,
Während glücklich als ein Sieger
Trabt auf hohem Ross der Schlechte?"

Ich weiss auch die Antwort. Weil unsere Gesellschaft nicht frei ist, weil sie aus Herren und aus solchen, die sich ausbeuten lassen, besteht, folglich nicht zur nötigen Solidarität

*) Auch im Folgenden macht er dem Moralismus beherzigenswerte Vorwürfe: „Die Moral, welche nichts als die Stimme der Vernunft, das heilige, indispensable Gesetz der Natur sein sollte, ist bei gewissen Leuten das Werk ihrer Laune oder das Resultat ihrer Blähungen. Das Alter macht mürrisch, tadelsüchtig und oft hartherzig und ungerecht gegen andere. Man pocht auf seine grössere Erfahrung und sucht uns zu überreden, dass, indem der Leib allmählich hinsinkt und alle Kräfte abnehmen, die Weisheit ihren höchsten Punkt erreiche und ihren Triumph feiere . . . Das erste Buch, welches verbrannt wurde, war Wahrheit. Irgend ein Menschenschinder oder ein Geck fand sich darin getroffen; er hielt Verbrennen für bequemer als Widerlegen. Hierzu gehörte entweder Tugend oder Verstand: zwei Gaben, welche für die Welt lange Zeit verloren waren."

gelangen kann. Die Unvernunft und Knechtseligkeit des Volkes, das nicht genügend auf seine Freiheit bedacht ist, prämiirt ja geradezu den Schlechten, bringt dagegen den gutmütigen Dulder ins Elend.

In gewissem Sinne allerdings vertrete ich die Lehre von der Harmonie der sozialen Interessen. Ich erblicke solche Harmonie annähernd in dem Bilde, das ich mir von der herrschaftslosen Gesellschaft mache. Denn, erfüllt von dem gemeinsamen Interesse, stets frei zu sein und Ausbeutung nicht aufkommen zu lassen, zugleich in ihrer herrschaftslosen Volkswirtschaft auf die Vereinbarung unter einander in hohem Grade angewiesen, werden die Angehörigen der freien Gesellschaft derart solidarisch sein, dass jedermann das dem Nächsten zugefügte Übel zugleich als eine Gefahr für sich empfindet, dass folglich die natürliche Charakteristik ungestört ihr Werk thun und allen gemeinnützigen sowie gemeinschädlichen Tendenzen des menschlichen Charakters angemessen, d. h. mit entsprechend starker Anziehung oder Abstossung begegnen wird.

Für Leser, die sich nicht vorstellen können, dass der Umstand, auf einander angewiesen zu sein, das wirksamste Mittel ist, Menschen solidarisch zu machen, verweise ich auf die Thatsache, dass schon in der gegenwärtigen Gesellschaft Solidarität allenthalben da entsteht, wo man aufeinander angewiesen ist und folglich kalkulieren muss: Wie ich dir, so du mir. Die Spekulanten an der Börse bewahren in ihrem geschäftlichen Verkehr unter einander mit peinlicher Strenge gewisse Regeln; hat z. B. einer durch die einfache Erklärung „ich nehme“ einen Kauf vollzogen, so lässt er ihn gelten, ob auch der Kauf sich als ein Verlust von vielen Tausenden herausstellt, und ob auch jene Erklärung nur mündlich und ohne Zeugen abgegeben ist. Er weiss eben, dass ein Kaufmann, der in dieser Beziehung unehrlich ist, sich an der Börse unmöglich macht. Keine obrigkeitliche Strafe und keine moralische Predigt wäre imstande, dieser Geschäftsregel eine solche Unverbrüchlichkeit zu verleihen. Denn allenthalben, wo die Börsenwelt nicht, wie in dieser Beziehung, natürlich verbündet ist gegen Elemente,

welche die Lebensgesetze ihres Berufes verletzen, erweisen sich die Gesetze des Staates und der Moral als „Ordner“ von sehr zweifelhaftem Erfolge.

Ich habe mich gegen eine Verwechselung mit jenen Moralphilosophen verwahrt, welche alle Sittlichkeit aus dem wohlverstandenen egoistischen Interesse ableiten, weil sie meinen, es gebe überhaupt kein uneigennütziges Wollen. Ich halte das Vorhandensein uneigennütziger Sittlichkeit, wie überhaupt uneigennützigen Wollens für so offenbar, dass nur begriffliche Unklarheit es leugnen kann. Der Sprachgebrauch nennt eine Handlung lediglich dann eigennützig oder egoistisch, wenn der Handelnde seinen eigenen Vorteil im Auge hat, bewusst verfolgt, bezweckt. Wird nicht der eigene, sondern fremder Nutzen bezweckt, so ist die Handlung uneigennützig. Arnold von Winkelried, der sein Leben hingab, um seines Volkes Wohlfahrt zu fördern, handelte uneigennützig, weil er nicht seinen Vorteil als Zweck im Auge hatte. Allerdings handelte er nur deswegen so, weil ihm die Freiheit seines Volkes lieber war, als sein Leben, und weil er natürlich, was ihm schmerzlich war, vermeiden, dagegen thun wollte, was ihn befriedigte. Aber dieser Umstand stempelt seine Handlung keineswegs zu einer egoistischen im Sinne des Sprachgebrauchs. Sonst freilich wären alle Handlungen egoistisch; denn stets will der Handelnde vermeiden, was ihm schmerzlich, dagegen thun, was ihm angenehm oder wenigstens minder schmerzlich ist; das ist das allgemeine Gesetz des Willens. Die Einteilungen „egoistisch“ und „uneigennützig“ betreffen also nicht den Impuls, die Gefühlsseite des Handelnden, sondern den von ihm verfolgten Zweck, die Vorstellungsseite seines Bewusstseins*).

Wie ich nicht zu denen gehöre, für welche „Uneigennützigkeit“ nur scheinbar existiert, wesentlich aber egoistisch ist, so auch nicht zu jenen verworrenen Jüngern eines Stirner und

*) Mit vollkommener Klarheit und Schärfe werden die hier berührten Begriffe und Fragen behandelt von Georg von Gizycki in seiner „Moralphilosophie“ (Leipzig, W. Friedrich).

Nietzsche, welche die Ich-Verherrlichung missverstehend die Uneigennützigkeit, den Altruismus, schlechthin für knechtisch, den Egoismus aber schlechthin für die Willensrichtung des Freien erklären. Diese Ansicht ist ebenso falsch als die unbedingte Schwärmerei des Christentums für den Altruismus und die entsprechende Verwechselung des Egoismus mit Schlechtigkeit. Es giebt nicht nur knechtische, schlechte, sondern auch freie, gute Uneigennützigkeit, ebenso wie es nicht nur freiheitlichen, sondern auch knechtischen Egoismus giebt. Die Uneigennützigkeit aus Pflichtgefühl ist knechtisch, die Uneigennützigkeit aus Liebe, Mitgefühl oder Kraftüberschuss indessen frei. Der Egoismus des Empörers ist gut, der Egoismus der Prostituierten knechtisch, schlecht. Was meine Beiträge zur Pädagogik des Menschengeschlechts zu erreichen suchen, ist eine rasche, kräftige allseitige Wendung von der Knechtschaft zur Freiheit, sowohl auf dem Gebiete des Egoismus, wie auf dem des Altruismus. Wir haben allzu wenig egoistische Empörer und allzu wenig freie Altruisten.

Freier Altruismus wird in der von mir erstrebten Gesellschaft mit jenem gesunden, freisinnigen Egoismus, aus dem ich die Solidarität abgeleitet habe, Hand in Hand gehen als ein ergänzender Mitarbeiter an der allgemeinen Wohlfahrt. Und seine Werke werden bei weitem grossartiger sein, als zuvor, was viel sagen will. Denn „viele Länder sah Zarathustra und viele Völker: Keine grössere Macht fand Zarathustra auf Erden, als die Werke der Liebenden."

Zum freien Altruismus rechne ich die Liebe. Weshalb ich sie frei nenne, habe ich bereits gesagt: Weil sie nicht durch Befehle, nicht durch das moralistische „Du sollst" hervorgebracht wird, weil sie nur in der Freiheit gedeiht. Eben deswegen nun wird sie in der freien Gesellschaft ebenso reichlich blühen, als sie kümmerlich in der Knechtschaft vegetiert. Wohlwollen, Geselligkeit, Freundschaft entstehen dadurch, dass man sich angenehm macht. Die liebenswürdigen Anlagen nun, die vielfach verwüstet werden im Menschen von heute, den eine gleichgültige oder gar wirtschaftlich feindselige Welt umgiebt,

werden sich frei entfalten in einer Gesellschaft, deren Angehörige einander im Erwerbe nicht stören, vielmehr fördern und sämtlich Wohlstand geniessen.

Anhänger der bestehenden Gesellschaft verbreiten die Meinung, das Familienleben werde durch den Staat veredelt, müsse folglich nach Beseitigung des Staates in Verfall geraten. Meine Überzeugung besagt das schroffe Gegenteil.

Im modernen Staate wird die Masse des Volkes derart ausgebeutet, dass die erwachsenen Familienglieder, zuweilen sogar die Kinder, den ganzen Tag über schwer arbeiten müssen und vom Familienleben kaum mehr als eine gemeinschaftliche Schlafstelle haben. Trunkenheit, Sorgen und Zänkereien, überhaupt jene psychischen Quälgeister, welche das wirtschaftliche Elend begleiten, verbittern die kargen Mussestunden.

Sehr häufig werden die Familien schon bei ihrer Begründung durch das wirtschaftliche Elend korrumpiert. Weiber, gelegentlich auch Männer heiraten aus wirtschaftlichem Interesse, um nämlich eine Versorgung, Mitgift oder auch nur einen eigenen Haushalt zu erlangen. Wenn aber die Ehe nicht vorwiegend aus gegenseitiger Liebe geschlossen ist, so liegt die Wahrscheinlichkeit vor, dass sie sich über kurz oder lang zu einer unglücklichen gestaltet.

Doch selbst Liebesheiraten nehmen nicht selten diese Entwickelung, wenn nämlich die Liebe vorschnell war, wenn sie aus mangelhafter, einseitiger Bekanntschaft entsprang, oder wenn im Wandel der Zeit Charaktere, Körper und Neigungen sich ändern. Was zu dem Unglück der Gatten nicht selten beiträgt, ist der Zwang, den der Staat durch seine Ehegesetze über sie verhängt. Schon gelinde Regungen von Antipathie sind imstande, das erzwungene Zusammenleben zur Hölle zu machen; denn die Abneigung, die man nicht im ersten, noch unentwickelten Stadium befriedigt, steigert sich leicht zur Leidenschaft, zum Ekel, zum Hass.

Die Freiheit in der Ehe, die freie Liebe, gehört zu der von mir erstrebten allgemeinen Freiheit. Ich verstehe darunter die

Abwesenheit wirtschaftlichen, staatlichen, kirchlichen und moralistischen Zwanges im ehelichen Leben. Freie Ehe bedeutet, dass die geschlechtsreife Jugend auf erotischem Gebiete nicht durch solchen Zwang behindert und zur Enthaltsamkeit oder Unnatur, zur Verführung oder Prostitution getrieben wird, dass vielmehr jedes Paar, welches sich in Zuneigung begegnet, auch in der Lage ist, seinen Liebestrieb zu befriedigen. Wer von dieser Freiheit fürchtet, sie führe zu roher, cynischer Wollust, ist ein schlechter Psychologe. Nicht in der Freiheit, sondern gerade in der Unterdrückung verroht der Geschlechtstrieb derart, dass man „Helena in jedem Weibe“ sieht, kein Mass und keine Beständigkeit hat. Steht es dem Triebe jedoch frei, sich zu bethätigen, so wird er wählerisch, durch Schönheitsgefühl und feine Gemütsregungen veredelt, mässig und beständig. Freie Ehe bedeutet ferner, dass das Ehepaar nicht gezwungen ist, zusammenzuleben, vielmehr nach Belieben, vorübergehend oder dauernd, sich trennen kann. Ich nenne solches Zusammenleben ausdrücklich eine „Ehe“, um anzudeuten, dass es mindestens ebenso liebevoll und dauernd sein wird, wie die gute Ehe von heute. Denn was den Halt einer guten Ehe bildet, ist nicht Zwang, sondern Liebe, Freundschaft, Traulichkeit und Gewohnheit. Die kleinmütigen Gegner der freien Liebe stelle ich vor das Dilemma: Entweder lieben sich die Gatten, und dann halten sie ohne äussern Zwang zu einander. Oder ihre Liebe ist dahin, und dann ist die Zwangsehe eine Qual, Trennung eine Wohlthat. Oder endlich sie haben ein Gelüst, einmal getrennt zu leben, und dann liegt es gerade im Interesse ihrer Ehe, sich zu trennen; thun sie es, so dürfte die alte Liebe oft wieder erwachen und das Paar verbinden; hindert sie aber äusserer Zwang, dem Bedürfnisse nach Trennung nachzugeben, so artet es leicht in heftige, unheilbare Abneigung aus. Einsamkeit ist das Salz der Ehe. Und wenn die Gatten wissen, dass kein äusseres Hindernis ihrer Trennung im Wege steht, so wird ihre Liebe, gleichwie die erste Glut der Jugend, darauf bedacht sein, durch Liebenswürdigkeiten das psychische Band immer von neuem zu knüpfen. In der Zwangsehe dagegen glaubt

man es vielfach nicht mehr nötig zu haben, sich liebenswürdig zu benehmen.

Nach einer landläufigen Anschauung darf freie Liebe nicht gestattet werden, weil ihre Sprösslinge der Verwahrlosung verfallen. Diese Befürchtung stützt sich indessen lediglich auf Vorkommnisse, welche dem wirtschaftlichen Elend der gegenwärtigen Gesellschaft entspringen. Freilich wenn der Mann mit der Sorge für seine eigene Existenz genug zu thun hat, kümmert er sich ungern um sein uneheliches Kind, zumal wenn die Mutter nicht seine Liebe besitzt, sondern nur ein Mittel war zur Befriedigung jener rohen, wenig wählerischen Liebe, die ich als ein Produkt der Unterdrückung bezeichnet habe. Und wenn die Mutter arm und mit wirtschaftlicher Arbeit überbürdet ist, so kann auch sie dem Kinde nicht die nötige Sorgfalt angedeihen lassen. Überdies gehören die Mütter unehelicher Kinder häufig einer Volksklasse an, deren geistiges und sittliches Leben in Not und Knechtschaft verkommen ist. Solche Verhältnisse dürfen indessen nicht der freien Gesellschaft zugeschrieben werden. Deren Angehörige — Weiber wie Männer — befinden sich in Wohlstand und überragen an Vernunft und Gemüt die Hefe unseres Volkes. Folglich darf man annehmen, dass der Mann der Zukunft, wenn er nur einige Liebe zur Mutter seines Kindes hat, sich um dessen Erziehung kümmern und ihm bald auch Vaterliebe zuwenden wird. Vollends von der Mutter, die ja von Natur in hohem Masse dazu veranlagt ist, Kinder liebevoll aufzuziehen, darf man erwarten, dass sie diesen Beruf nicht vernachlässigt, sobald sie über wirtschaftliche Not und Sorge erhaben ist. Übrigens ist es nicht ausgeschlossen, ja in der freien Gesellschaft — wegen des allgemeinen Wohlstandes — weit eher als heutzutage möglich, dass sich Versicherungs- und Wohlthätigkeits-Anstalten der pflegebedürftigen Kinder, selbst wenn sie nicht verwaist sind, annehmen.

Ich wollte nachweisen, dass die freie Gesellschaft der Zukunft an freiem Altruismus reicher als unsere verrottete Welt sein wird. An einer Gattung des freien Altruismus, der

Menschenliebe, habe ich den Nachweis geführt. Ich wende mich zu einer zweiten Gattung, dem Mitgefühl, welches aus Mitleid und Mitfreude besteht.

Es entsteht folgendermassen: Wenn ein Mensch*) irgend ein starkes Gefühl, angenehmer oder unangenehmer Art empfindet, so hat er das Bedürfnis, ihm einen Ausdruck, durch gewisse Mienen, Geberden, Laute oder Worte, zu geben. Wie nun alles, was durch sein Bewusstsein geht, im Gedächtnisse Vorstellungen hinterlässt, so auch das Gefühl und gleichzeitig der entsprechende Ausdruck. Nach dem Gesetze der Ideen-Assoziation „Gleichzeitige Empfindungen hinterlassen verknüpfte Vorstellungen" wird fortan die Vorstellung oder Wahrnehmung des Gefühls-Ausdruckes die Vorstellung des Gefühls wachrufen. Hört z. B. der Mensch Wehklagen und sieht er Thränen, so wird er sich des Gefühls erinnern, das er selber hatte, wenn er weinte. Die Lebhaftigkeit der Erinnerung wird ihn derart in die Lage des Weinenden versetzen, dass er geradezu mit ihm leidet. So entsteht das Mitleid. Und in derselben Art bringen Äusserungen der Freude, Lachen, Jauchzen, Springen, in dem Wahrnehmenden Mitfreude hervor.

Wer diese Erklärung des Mitgefühls billigt, giebt zu, dass es durch kein staatliches, religiöses oder moralisches „Du sollst" gefördert werden kann, dass es also, ebenso wie die Liebe, freier Altruismus ist.

Doch ich will nicht allein zeigen, dass in der freien, vom Moralismus verschonten Gesellschaft Mitgefühl möglich, sondern dass es auch reichlicher, als gegenwärtig vorhanden sein wird. Zu diesem Zwecke citiere ich die Thatsache, dass das Mitgefühl geschwächt oder verhindert wird durch entgegenstehende Interessen. Ein Operateur, der das Interesse hat, mit rücksichtsloser Kaltblütigkeit sein Messer zu führen, bleibt beim Schreien des Patienten vielleicht ganz mitleidslos. Und einem Schlachtenlenker gelingt es durch eisernes Innehalten seines

*) Oder ein Tier. Die Tierpsychologie kennt zahlreiche Fälle von zweifellosem Mitgefühl in der Tierwelt.

Zieles und gespanntes Aufmerken auf das Ringen der Heere sein Mitgefühl niederzuhalten, obwohl zahllose Bilder erschütternden Leides es lebhaft herausfordern. In einer ähnlichen Lage nun wie der Krieger befindet sich mehr oder minder jeder Angehörige der gegenwärtigen Volkswirtschaft. Denn als Ausbeuter oder Konkurrent ist er darauf angewiesen, andere Leute erbarmungslos zu unterdrücken oder zu verdrängen. Und selbst wenn er sich von diesem Treiben einigermassen fern hält, muss er sein Mitleid mit den Bedürfnissen oft genug zum Schweigen bringen durch den Hinblick auf eigene Mittellosigkeit. Da solche Hemmungen des Mitgefühls nicht vorhanden sind in einer von Ausbeutung und Armut freien Gesellschaft, so wird sie auch an dieser Art des freien Altruismus reicher sein, als die gegenwärtige Welt.

Eine dritte Gattung des freien Altruismus entspringt aus dem Bedürfnis, überschüssige Kraft zu bethätigen. Allerdings wirkt die überschüssige Kraft des Menschen nicht ohne weiteres altruistisch, kann vielmehr auch gleichgültig oder gefährlich für die Mitmenschen sein. Erst durch die Kombination mit Liebe, Freundschaft, Wohlwollen, Mitgefühl — oder auch Pflicht erhält sie die altruistische Richtung. Da sie aber die Wohlthätigkeit dieser Gefühle ausserordentlich potenzieren kann, so dürfen wir sie als einen besondern Faktor des Altruismus betrachten und — soweit sie nicht in den Dienst eines „Du sollst“ tritt — zum freien Altruismus rechnen. Der Überschuss körperlicher oder geistiger Kraft über das Quantum, welches die Person für ihre egoistischen Zwecke nötig hat, bildet einen der bedeutendsten Kulturhebel. Überschäumender Mut („Übermut“) und überschwellende Muskelkraft war es, was die Heroen des Altertums antrieb, Abenteuer zu bestehen, die Lande von reissenden Tieren und Landplagen zu säubern. Überquellende Gemütskräfte bewogen die Heilande, sich ihrer Mitmenschen anzunehmen, die ihnen „wie Schafe ohne Hirten“ vorkamen. Und allenthalben, wo ein Denker oder Künstler im Ringen und Schaffen aufgeht und in die Tiefen geistigen Lebens entrückt wird, um vielleicht mit einem

kostbaren Funde zurückzukehren, einer Entdeckung, Erfindung, einer wissenschaftlichen Idee oder einem Kunstwerke, da wird er nicht getrieben von jenem Teile des Intellekts, den der Egoismus zu seiner Bedienung erheischt, sondern von dem überschüssigen Teile, seinem „Genie", das sich durchaus bethätigen will, weil seine Thätigkeit beglückt.

„Ich singe wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet."

Diese Goetheschen Worte deuten an, dass der Künstler sein Schaffen nicht als ein Mittel zur Befriedigung engen Eigennutzes betrachtet, sondern als ein Überquellen geistiger Kräfte, deren Bethätigung unmittelbar befriedigt. Schopenhauer definiert das Genie geradezu als Intellekt, der vom Dienste des Willens frei, also überschüssig ist.

„Bis jetzt — sagt Krapotkine — haben der Menschheit noch nie solche grossen Herzen gemangelt, welche von Zärtlichkeit, von Geist und von Willen überflossen, und welche ihr Gefühl, ihre Intelligenz oder ihre Aktionskraft in den Dienst der menschlichen Rasse stellten, ohne von ihr irgend etwas zurückzuverlangen." Und ich füge hinzu: Wenn es schon bisher so gewesen ist, in den Zeiten, da ungeheure Mengen wertvoller Kraft des Geistes, Gemütes und Körpers in Krieg, Knechtschaft und Mangel verdarben oder verkümmerten, um wieviel grösser werden die Segnungen des Kraftüberschusses sein in der Freiheit, welche keine Unterdrückung, keinen Mangel an den nötigsten Lebensmitteln, keine Verwüstung der Volkskraft duldet, vielmehr jedem Individuum die Mittel darbietet, sich eine sorgenfreie Existenz bei mässiger Arbeit zu verschaffen und seine Gaben zu entwickeln! Wenn sich bisher die edeln Geister, die Genien und Talente der Wissenschaft und Kunst wesentlich aus einem Zwanzigstel des Volkes rekrutiert haben, aus demjenigen Teile nämlich, der gute oder einigermassen günstige Entwickelungs-Bedingungen genoss, so darf man daraus schliessen, dass unter allgemein günstigen

Bedingungen mindestens zwanzigmal soviel gute Anlagen gedeihen und Früchte tragen werden. Man darf das mit derselben Sicherheit erwarten, wie ein Landwirt auf eine zwanzigfache Ernte rechnen darf, wenn er zwanzigmal soviel Land, und zwar gleichwertiges Land anbaut. Dass die unterdrückte Volksmasse geistig nicht schlechter veranlagt ist, als die Wohlhabenden, wird heutzutage ausser einer bornierten „Aristokratie“ wohl niemand leugnen. Die Natur teilt ihre Gaben aus ohne Rücksicht auf die sozialen Klassenunterschiede, welche die Unvernunft und Knechtseligkeit der Menschen geschaffen hat; sie giebt dem Sohne des Bauern oder Fabrikarbeiters nicht weniger Veranlagung als dem Kinde des Reichen. Aber freilich die Anlagen der proletarischen Masse verkümmern in der Knechtschaft. „Nimmt man — sagt Ludwig Büchner — den Druck, welchen heute der Kampf um die Existenz den aufstrebenden Kräften entgegensetzt, hinweg, oder mindert ihn auch nur, so schiessen sofort in ungeahnter Fülle Gestalten und Leistungen bevorzugter Art empor, während durch einen verstärkten Druck die herrlichsten Talente verkümmern, und zwar mit dem drückenden Bewusstsein der Verkümmerung. Es ist nur ein tief gewurzelter Irrtum, dass jedes Talent oder Genie sich durcharbeite . . . Entgegengewirkt kann diesem Missstande nur werden durch eine möglichste Erleichterung des Kampfes ums Dasein vermittels solcher Einrichtungen, welche jedem emporspriessenden Talente Raum und Möglichkeit zur Entfaltung bieten und verhindern, dass in Zukunft nicht mehr der Herrlichkeit Weniger das Wohl von Millionen geopfert werde! In der möglichsten Ausgleichung der Mittel, womit der Kampf um das Dasein von jedem Einzelnen gekämpft wird, liegt das Problem der ganzen Zukunft des Menschengeschlechtes.“

13. Parteiherrschaft.

„Darum, setzt der Philosoph hinzu, sind alle Parteien ohne Ausnahme, so lange sie nach der Macht trachten, nur verschiedene Formen des Absolutismus, und es wird darum so lange keine Freiheit für die Bürger, keine Ordnung für die Gesellschaft, keine Vereinigung unter den Arbeitern geben, als bis in dem politischen Katechismus die Verzichtleistung auf die Autorität die Stelle des Glaubens an die Autorität eingenommen hat. Keine Parteien mehr! Keine Autorität mehr!"

Proudhon.

Tragikomisches Schauspiel, wenn ein Heiland, der auszog, sein Volk von Verderbnis zu erlösen, scheinbar siegt, in Wahrheit aber korrumpiert wird von dem Feinde, den er bekämpfen will. Allzu reich an solchen Fällen ist die Weltgeschichte. Ich erinnere an das Christentum, dessen ursprüngliche Reinheit, gerade dadurch, dass es Massenbewegung wurde und die Welt gewann, von der Welt in ihren Schmutz gezogen wurde.

So ging es ziemlich allen grossen Partei-Ideen; verlockt von der Aussicht, durch Verbindung mit der Masse eine Macht zu werden, büssten sie ihre Hoheit ein; in dem Wahne, die unreife Zustimmung des grossen Haufens sei mehr als eine brutale Gewalt, liessen die Vertreter der Idee durch das kleinliche Ziel sich verlocken zu kleinlichen, unreinen Mitteln, und das um so leichter, als ihr Menschenmaterial für Unreinlichkeit besonders empfänglich war; Knechtseligkeit und Unvernunft, die sie vorfanden, stellten sie in den Dienst ihrer grossen Sache, ohne zu bedenken, dass aus solcher Organisation, ab-

welche die Lebensgesetze ihres Berufes verletzen, erweisen sich die Gesetze des Staates und der Moral als „Ordner“ von sehr zweifelhaftem Erfolge.

Ich habe mich gegen eine Verwechselung mit jenen Moralphilosophen verwahrt, welche alle Sittlichkeit aus dem wohlverstandenen egoistischen Interesse ableiten, weil sie meinen, es gebe überhaupt kein uneigennütziges Wollen. Ich halte das Vorhandensein uneigennütziger Sittlichkeit, wie überhaupt uneigennützigen Wollens für so offenbar, dass nur begriffliche Unklarheit es leugnen kann. Der Sprachgebrauch nennt eine Handlung lediglich dann eigennützig oder egoistisch, wenn der Handelnde seinen eigenen Vorteil im Auge hat, bewusst verfolgt, bezweckt. Wird nicht der eigene, sondern fremder Nutzen bezweckt, so ist die Handlung uneigennützig. Arnold von Winkelried, der sein Leben hingab, um seines Volkes Wohlfahrt zu fördern, handelte uneigennützig, weil er nicht seinen Vorteil als Zweck im Auge hatte. Allerdings handelte er nur deswegen so, weil ihm die Freiheit seines Volkes lieber war, als sein Leben, und weil er natürlich, was ihm schmerzlich war, vermeiden, dagegen thun wollte, was ihn befriedigte. Aber dieser Umstand stempelt seine Handlung keineswegs zu einer egoistischen im Sinne des Sprachgebrauchs. Sonst freilich wären alle Handlungen egoistisch; denn stets will der Handelnde vermeiden, was ihm schmerzlich, dagegen thun, was ihm angenehm oder wenigstens minder schmerzlich ist; das ist das allgemeine Gesetz des Willens. Die Einteilungen „egoistisch“ und „uneigennützig“ betreffen also nicht den Impuls, die Gefühlsseite des Handelnden, sondern den von ihm verfolgten Zweck, die Vorstellungsseite seines Bewusstseins*).

Wie ich nicht zu denen gehöre, für welche „Uneigennützigkeit“ nur scheinbar existiert, wesentlich aber egoistisch ist, so auch nicht zu jenen verworrenen Jüngern eines Stirner und

*) Mit vollkommener Klarheit und Schärfe werden die hier berührten Begriffe und Fragen behandelt von Georg von Gizycki in seiner „Moralphilosophie“ (Leipzig, W. Friedrich).

Nietzsche, welche die Ich-Verherrlichung missverstehend die Uneigennützigkeit, den Altruismus, schlechthin für knechtisch, den Egoismus aber schlechthin für die Willensrichtung des Freien erklären. Diese Ansicht ist ebenso falsch als die unbedingte Schwärmerei des Christentums für den Altruismus und die entsprechende Verwechselung des Egoismus mit Schlechtigkeit. Es giebt nicht nur knechtische, schlechte, sondern auch freie, gute Uneigennützigkeit, ebenso wie es nicht nur freiheitlichen, sondern auch knechtischen Egoismus giebt. Die Uneigennützigkeit aus Pflichtgefühl ist knechtisch, die Uneigennützigkeit aus Liebe, Mitgefühl oder Kraftüberschuss indessen frei. Der Egoismus des Empörers ist gut, der Egoismus der Prostituierten knechtisch, schlecht. Was meine Beiträge zur Pädagogik des Menschengeschlechts zu erreichen suchen, ist eine rasche, kräftige allseitige Wendung von der Knechtschaft zur Freiheit, sowohl auf dem Gebiete des Egoismus, wie auf dem des Altruismus. Wir haben allzu wenig egoistische Empörer und allzu wenig freie Altruisten.

Freier Altruismus wird in der von mir erstrebten Gesellschaft mit jenem gesunden, freisinnigen Egoismus, aus dem ich die Solidarität abgeleitet habe, Hand in Hand gehen als ein ergänzender Mitarbeiter an der allgemeinen Wohlfahrt. Und seine Werke werden bei weitem grossartiger sein, als zuvor, was viel sagen will. Denn „viele Länder sah Zarathustra und viele Völker: Keine grössere Macht fand Zarathustra auf Erden, als die Werke der Liebenden."

Zum freien Altruismus rechne ich die Liebe. Weshalb ich sie frei nenne, habe ich bereits gesagt: Weil sie nicht durch Befehle, nicht durch das moralistische „Du sollst" hervorgebracht wird, weil sie nur in der Freiheit gedeiht. Eben deswegen nun wird sie in der freien Gesellschaft ebenso reichlich blühen, als sie kümmerlich in der Knechtschaft vegetiert. Wohlwollen, Geselligkeit, Freundschaft entstehen dadurch, dass man sich angenehm macht. Die liebenswürdigen Anlagen nun, die vielfach verwüstet werden im Menschen von heute, den eine gleichgültige oder gar wirtschaftlich feindselige Welt umgiebt,

werden sich frei entfalten in einer Gesellschaft, deren Angehörige einander im Erwerbe nicht stören, vielmehr fördern und sämtlich Wohlstand geniessen.

Anhänger der bestehenden Gesellschaft verbreiten die Meinung, das Familienleben werde durch den Staat veredelt, müsse folglich nach Beseitigung des Staates in Verfall geraten. Meine Überzeugung besagt das schroffe Gegenteil.

Im modernen Staate wird die Masse des Volkes derart ausgebeutet, dass die erwachsenen Familienglieder, zuweilen sogar die Kinder, den ganzen Tag über schwer arbeiten müssen und vom Familienleben kaum mehr als eine gemeinschaftliche Schlafstelle haben. Trunkenheit, Sorgen und Zänkereien, überhaupt jene psychischen Quälgeister, welche das wirtschaftliche Elend begleiten, verbittern die kargen Mussestunden.

Sehr häufig werden die Familien schon bei ihrer Begründung durch das wirtschaftliche Elend korrumpiert. Weiber, gelegentlich auch Männer heiraten aus wirtschaftlichem Interesse, um nämlich eine Versorgung, Mitgift oder auch nur einen eigenen Haushalt zu erlangen. Wenn aber die Ehe nicht vorwiegend aus gegenseitiger Liebe geschlossen ist, so liegt die Wahrscheinlichkeit vor, dass sie sich über kurz oder lang zu einer unglücklichen gestaltet.

Doch selbst Liebesheiraten nehmen nicht selten diese Entwickelung, wenn nämlich die Liebe vorschnell war, wenn sie aus mangelhafter, einseitiger Bekanntschaft entsprang, oder wenn im Wandel der Zeit Charaktere, Körper und Neigungen sich ändern. Was zu dem Unglück der Gatten nicht selten beiträgt, ist der Zwang, den der Staat durch seine Ehegesetze über sie verhängt. Schon gelinde Regungen von Antipathie sind imstande, das erzwungene Zusammenleben zur Hölle zu machen; denn die Abneigung, die man nicht im ersten, noch unentwickelten Stadium befriedigt, steigert sich leicht zur Leidenschaft, zum Ekel, zum Hass.

Die Freiheit in der Ehe, die freie Liebe, gehört zu der von mir erstrebten allgemeinen Freiheit. Ich verstehe darunter die

Abwesenheit wirtschaftlichen, staatlichen, kirchlichen und moralistischen Zwanges im ehelichen Leben. Freie Ehe bedeutet, dass die geschlechtsreife Jugend auf erotischem Gebiete nicht durch solchen Zwang behindert und zur Enthaltsamkeit oder Unnatur, zur Verführung oder Prostitution getrieben wird, dass vielmehr jedes Paar, welches sich in Zuneigung begegnet, auch in der Lage ist, seinen Liebestrieb zu befriedigen. Wer von dieser Freiheit fürchtet, sie führe zu roher, cynischer Wollust, ist ein schlechter Psychologe. Nicht in der Freiheit, sondern gerade in der Unterdrückung verroht der Geschlechtstrieb derart, dass man „Helena in jedem Weibe“ sieht, kein Mass und keine Beständigkeit hat. Steht es dem Triebe jedoch frei, sich zu bethätigen, so wird er wählerisch, durch Schönheitsgefühl und feine Gemütsregungen veredelt, mässig und beständig. Freie Ehe bedeutet ferner, dass das Ehepaar nicht gezwungen ist, zusammenzuleben, vielmehr nach Belieben, vorübergehend oder dauernd, sich trennen kann. Ich nenne solches Zusammenleben ausdrücklich eine „Ehe“, um anzudeuten, dass es mindestens ebenso liebevoll und dauernd sein wird, wie die gute Ehe von heute. Denn was den Halt einer guten Ehe bildet, ist nicht Zwang, sondern Liebe, Freundschaft, Traulichkeit und Gewohnheit. Die kleinmütigen Gegner der freien Liebe stelle ich vor das Dilemma: Entweder lieben sich die Gatten, und dann halten sie ohne äussern Zwang zu einander. Oder ihre Liebe ist dahin, und dann ist die Zwangsehe eine Qual, Trennung eine Wohlthat. Oder endlich sie haben ein Gelüst, einmal getrennt zu leben, und dann liegt es gerade im Interesse ihrer Ehe, sich zu trennen; thun sie es, so dürfte die alte Liebe oft wieder erwachen und das Paar verbinden; hindert sie aber äusserer Zwang, dem Bedürfnisse nach Trennung nachzugeben, so artet es leicht in heftige, unheilbare Abneigung aus. Einsamkeit ist das Salz der Ehe. Und wenn die Gatten wissen, dass kein äusseres Hindernis ihrer Trennung im Wege steht, so wird ihre Liebe, gleichwie die erste Glut der Jugend, darauf bedacht sein, durch Liebenswürdigkeiten das psychische Band immer von neuem zu knüpfen. In der Zwangsehe dagegen glaubt

man es vielfach nicht mehr nötig zu haben, sich liebenswürdig zu benehmen.

Nach einer landläufigen Anschauung darf freie Liebe nicht gestattet werden, weil ihre Sprösslinge der Verwahrlosung verfallen. Diese Befürchtung stützt sich indessen lediglich auf Vorkommnisse, welche dem wirtschaftlichen Elend der gegenwärtigen Gesellschaft entspringen. Freilich wenn der Mann mit der Sorge für seine eigene Existenz genug zu thun hat, kümmert er sich ungern um sein uneheliches Kind, zumal wenn die Mutter nicht seine Liebe besitzt, sondern nur ein Mittel war zur Befriedigung jener rohen, wenig wählerischen Liebe, die ich als ein Produkt der Unterdrückung bezeichnet habe. Und wenn die Mutter arm und mit wirtschaftlicher Arbeit überbürdet ist, so kann auch sie dem Kinde nicht die nötige Sorgfalt angedeihen lassen. Überdies gehören die Mütter unehelicher Kinder häufig einer Volksklasse an, deren geistiges und sittliches Leben in Not und Knechtschaft verkommen ist. Solche Verhältnisse dürfen indessen nicht der freien Gesellschaft zugeschrieben werden. Deren Angehörige — Weiber wie Männer — befinden sich in Wohlstand und überragen an Vernunft und Gemüt die Hefe unseres Volkes. Folglich darf man annehmen, dass der Mann der Zukunft, wenn er nur einige Liebe zur Mutter seines Kindes hat, sich um dessen Erziehung kümmern und ihm bald auch Vaterliebe zuwenden wird. Vollends von der Mutter, die ja von Natur in hohem Masse dazu veranlagt ist, Kinder liebevoll aufzuziehen, darf man erwarten, dass sie diesen Beruf nicht vernachlässigt, sobald sie über wirtschaftliche Not und Sorge erhaben ist. Übrigens ist es nicht ausgeschlossen, ja in der freien Gesellschaft — wegen des allgemeinen Wohlstandes — weit eher als heutzutage möglich, dass sich Versicherungs- und Wohlthätigkeits-Anstalten der pflegebedürftigen Kinder, selbst wenn sie nicht verwaist sind, annehmen.

Ich wollte nachweisen, dass die freie Gesellschaft der Zukunft an freiem Altruismus reicher als unsere verrottete Welt sein wird. An einer Gattung des freien Altruismus, der

Menschenliebe, habe ich den Nachweis geführt. Ich wende mich zu einer zweiten Gattung, dem Mitgefühl, welches aus Mitleid und Mitfreude besteht.

Es entsteht folgendermassen: Wenn ein Mensch*) irgend ein starkes Gefühl, angenehmer oder unangenehmer Art empfindet, so hat er das Bedürfnis, ihm einen Ausdruck, durch gewisse Mienen, Geberden, Laute oder Worte, zu geben. Wie nun alles, was durch sein Bewusstsein geht, im Gedächtnisse Vorstellungen hinterlässt, so auch das Gefühl und gleichzeitig der entsprechende Ausdruck. Nach dem Gesetze der Ideen-Assoziation „Gleichzeitige Empfindungen hinterlassen verknüpfte Vorstellungen" wird fortan die Vorstellung oder Wahrnehmung des Gefühls-Ausdruckes die Vorstellung des Gefühls wachrufen. Hört z. B. der Mensch Wehklagen und sieht er Thränen, so wird er sich des Gefühls erinnern, das er selber hatte, wenn er weinte. Die Lebhaftigkeit der Erinnerung wird ihn derart in die Lage des Weinenden versetzen, dass er geradezu mit ihm leidet. So entsteht das Mitleid. Und in derselben Art bringen Äusserungen der Freude, Lachen, Jauchzen, Springen, in dem Wahrnehmenden Mitfreude hervor.

Wer diese Erklärung des Mitgefühls billigt, giebt zu, dass es durch kein staatliches, religiöses oder moralisches „Du sollst" gefördert werden kann, dass es also, ebenso wie die Liebe, freier Altruismus ist.

Doch ich will nicht allein zeigen, dass in der freien, vom Moralismus verschonten Gesellschaft Mitgefühl möglich, sondern dass es auch reichlicher, als gegenwärtig vorhanden sein wird. Zu diesem Zwecke citiere ich die Thatsache, dass das Mitgefühl geschwächt oder verhindert wird durch entgegenstehende Interessen. Ein Operateur, der das Interesse hat, mit rücksichtsloser Kaltblütigkeit sein Messer zu führen, bleibt beim Schreien des Patienten vielleicht ganz mitleidslos. Und einem Schlachtenlenker gelingt es durch eisernes Innehalten seines

*) Oder ein Tier. Die Tierpsychologie kennt zahlreiche Fälle von zweifellosem Mitgefühl in der Tierwelt.

Zieles und gespanntes Aufmerken auf das Ringen der Heere sein Mitgefühl niederzuhalten, obwohl zahllose Bilder erschütternden Leides es lebhaft herausfordern. In einer ähnlichen Lage nun wie der Krieger befindet sich mehr oder minder jeder Angehörige der gegenwärtigen Volkswirtschaft. Denn als Ausbeuter oder Konkurrent ist er darauf angewiesen, andere Leute erbarmungslos zu unterdrücken oder zu verdrängen. Und selbst wenn er sich von diesem Treiben einigermassen fern hält, muss er sein Mitleid mit den Bedürfnissen oft genug zum Schweigen bringen durch den Hinblick auf eigene Mittellosigkeit. Da solche Hemmungen des Mitgefühls nicht vorhanden sind in einer von Ausbeutung und Armut freien Gesellschaft, so wird sie auch an dieser Art des freien Altruismus reicher sein, als die gegenwärtige Welt.

Eine dritte Gattung des freien Altruismus entspringt aus dem Bedürfnis, überschüssige Kraft zu bethätigen. Allerdings wirkt die überschüssige Kraft des Menschen nicht ohne weiteres altruistisch, kann vielmehr auch gleichgültig oder gefährlich für die Mitmenschen sein. Erst durch die Kombination mit Liebe, Freundschaft, Wohlwollen, Mitgefühl — oder auch Pflicht erhält sie die altruistische Richtung. Da sie aber die Wohlthätigkeit dieser Gefühle ausserordentlich potenzieren kann, so dürfen wir sie als einen besondern Faktor des Altruismus betrachten und — soweit sie nicht in den Dienst eines „Du sollst" tritt — zum freien Altruismus rechnen. Der Überschuss körperlicher oder geistiger Kraft über das Quantum, welches die Person für ihre egoistischen Zwecke nötig hat, bildet einen der bedeutendsten Kulturhebel. Überschäumender Mut („Übermut") und überschwellende Muskelkraft war es, was die Heroen des Altertums antrieb, Abenteuer zu bestehen, die Lande von reissenden Tieren und Landplagen zu säubern. Überquellende Gemütskräfte bewogen die Heilande, sich ihrer Mitmenschen anzunehmen, die ihnen „wie Schafe ohne Hirten" vorkamen. Und allenthalben, wo ein Denker oder Künstler im Ringen und Schaffen aufgeht und in die Tiefen geistigen Lebens entrückt wird, um vielleicht mit einem

kostbaren Funde zurückzukehren, einer Entdeckung, Erfindung, einer wissenschaftlichen Idee oder einem Kunstwerke, da wird er nicht getrieben von jenem Teilè des Intellekts, den der Egoismus zu seiner Bedienung erheischt, sondern von dem überschüssigen Teile, seinem „Genie", das sich durchaus bethätigen will, weil seine Thätigkeit beglückt.

„Ich singe wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet."

Diese Goetheschen Worte deuten an, dass der Künstler sein Schaffen nicht als ein Mittel zur Befriedigung engen Eigennutzes betrachtet, sondern als ein Überquellen geistiger Kräfte, deren Bethätigung unmittelbar befriedigt. Schopenhauer definiert das Genie geradezu als Intellekt, der vom Dienste des Willens frei, also überschüssig ist.

„Bis jetzt — sagt Krapotkine — haben der Menschheit noch nie solche grossen Herzen gemangelt, welche von Zärtlichkeit, von Geist und von Willen überflossen, und welche ihr Gefühl, ihre Intelligenz oder ihre Aktionskraft in den Dienst der menschlichen Rasse stellten, ohne von ihr irgend etwas zurückzuverlangen." Und ich füge hinzu: Wenn es schon bisher so gewesen ist, in den Zeiten, da ungeheure Mengen wertvoller Kraft des Geistes, Gemütes und Körpers in Krieg, Knechtschaft und Mangel verdarben oder verkümmerten, um wieviel grösser werden die Segnungen des Kraftüberschusses sein in der Freiheit, welche keine Unterdrückung, keinen Mangel an den nötigsten Lebensmitteln, keine Verwüstung der Volkskraft duldet, vielmehr jedem Individuum die Mittel darbietet, sich eine sorgenfreie Existenz bei mässiger Arbeit zu verschaffen und seine Gaben zu entwickeln! Wenn sich bisher die edeln Geister, die Genien und Talente der Wissenschaft und Kunst wesentlich aus einem Zwanzigstel des Volkes rekrutiert haben, aus demjenigen Teile nämlich, der gute oder einigermassen günstige Entwickelungs-Bedingungen genoss, so darf man daraus schliessen, dass unter allgemein günstigen

Bedingungen mindestens zwanzigmal soviel gute Anlagen gedeihen und Früchte tragen werden. Man darf das mit derselben Sicherheit erwarten, wie ein Landwirt auf eine zwanzigfache Ernte rechnen darf, wenn er zwanzigmal soviel Land, und zwar gleichwertiges Land anbaut. Dass die unterdrückte Volksmasse geistig nicht schlechter veranlagt ist, als die Wohlhabenden, wird heutzutage ausser einer bornierten „Aristokratie“ wohl niemand leugnen. Die Natur teilt ihre Gaben aus ohne Rücksicht auf die sozialen Klassenunterschiede, welche die Unvernunft und Knechtseligkeit der Menschen geschaffen hat; sie giebt dem Sohne des Bauern oder Fabrikarbeiters nicht weniger Veranlagung als dem Kinde des Reichen. Aber freilich die Anlagen der proletarischen Masse verkümmern in der Knechtschaft. „Nimmt man — sagt Ludwig Büchner — den Druck, welchen heute der Kampf um die Existenz den aufstrebenden Kräften entgegensetzt, hinweg, oder mindert ihn auch nur, so schiessen sofort in ungeahnter Fülle Gestalten und Leistungen bevorzugter Art empor, während durch einen verstärkten Druck die herrlichsten Talente verkümmern, und zwar mit dem drückenden Bewusstsein der Verkümmerung. Es ist nur ein tief gewurzelter Irrtum, dass jedes Talent oder Genie sich durcharbeite . . . Entgegengewirkt kann diesem Missstande nur werden durch eine möglichste Erleichterung des Kampfes ums Dasein vermittels solcher Einrichtungen, welche jedem emporspriessenden Talente Raum und Möglichkeit zur Entfaltung bieten und verhindern, dass in Zukunft nicht mehr der Herrlichkeit Weniger das Wohl von Millionen geopfert werde! In der möglichsten Ausgleichung der Mittel, womit der Kampf um das Dasein von jedem Einzelnen gekämpft wird, liegt das Problem der ganzen Zukunft des Menschengeschlechtes.“

13. Parteiherrschaft.

„Darum, setzt der Philosoph hinzu, sind alle Parteien ohne Ausnahme, so lange sie nach der Macht trachten, nur verschiedene Formen des Absolutismus, und es wird darum so lange keine Freiheit für die Bürger, keine Ordnung für die Gesellschaft, keine Vereinigung unter den Arbeitern geben, als bis in dem politischen Katechismus die Verzichtleistung auf die Autorität die Stelle des Glaubens an die Autorität eingenommen hat. Keine Parteien mehr! Keine Autorität mehr!"

Proudhon.

Tragikomisches Schauspiel, wenn ein Heiland, der auszog, sein Volk von Verderbnis zu erlösen, scheinbar siegt, in Wahrheit aber korrumpiert wird von dem Feinde, den er bekämpfen will. Allzu reich an solchen Fällen ist die Weltgeschichte. Ich erinnere an das Christentum, dessen ursprüngliche Reinheit, gerade dadurch, dass es Massenbewegung wurde und die Welt gewann, von der Welt in ihren Schmutz gezogen wurde.

So ging es ziemlich allen grossen Partei-Ideen; verlockt von der Aussicht, durch Verbindung mit der Masse eine Macht zu werden, büssten sie ihre Hoheit ein; in dem Wahne, die unreife Zustimmung des grossen Haufens sei mehr als eine brutale Gewalt, liessen die Vertreter der Idee durch das kleinliche Ziel sich verlocken zu kleinlichen, unreinen Mitteln, und das um so leichter, als ihr Menschenmaterial für Unreinlichkeit besonders empfänglich war; Knechtseligkeit und Unvernunft, die sie vorfanden, stellten sie in den Dienst ihrer grossen Sache, ohne zu bedenken, dass aus solcher Organisation, ab-

gesehen von ihren brutalen Erfolgen, nichts anderes hervorgehen kann, als — Knechtseligkeit und Unvernunft.

Für den Rahmen dieses Buches ist es zu umfangreich, alle Parteien, wären es auch nur die heutigen in Deutschland, unter meinem Gesichtspunkte zu kritisieren. Ich beschränke mich auf eine Betrachtung derjenigen Richtung, die nach Programm und Taktik in dieser oder jener Hinsicht meinem Ziele entspricht, die also gegen Herrschaft und Ausbeutung ankämpfen will und nicht versäumt, das ganze soziale Leben in diesem Sinne zu bedenken. Von vornherein ausgeschlossen sind daher die Parteien der vorwiegenden Fürsten-, Junker-, Pfaffen- und Geldsack-Interessen, die Parteien der politischen, wirtschaftlichen, sozialen Privilegien. In Frage kommen nur diejenigen Parteien, die auf wirtschaftlichem Gebiete sozialistisch im weitesten Sinne, auf politischem demokratisch oder anarchistisch sein wollen.

Allerdings verwerfe ich deswegen nicht unbedingt die ausgeschlossenen Parteien, schätze sie vielmehr in gewisser Hinsicht, insofern sie nämlich vielfach wertvolle Ideen enthalten. Besonders in ihren Negationen, in ihrer Kritik anderer Parteien, liegt viel Wahrheit. Was Konservative von den Demokraten, Manchestermänner von den Sozialdemokraten halten, ist teilweise nicht minder zutreffend, als gewisse Angriffe der Demokraten und Sozialisten auf die Konservativen und Manchestermänner.

Solcher Ebenbürtigkeit in den Vorzügen entspricht eine Ebenbürtigkeit in den Fehlern. Sehr viel von dem, was ich an der sozialdemokratischen Partei auszusetzen habe, findet sich auch bei den anderen Parteien; ja gewisse Übel sind geradezu im Wesen, in der formalen Natur der Partei begründet, möge sie diesen oder jenen Ideengehalt haben. Eingedenk des Spruches vom Balken im eignen Auge, halte also mit deiner Schadenfreude zurück, du feindlicher Bruder Politikus, damit du nicht vielleicht dich selbst verlachst. Nicht um Partei zu nehmen im Parteigezänk trage ich meine Bemerkungen vor, sondern um hinauszuführen aus der Region der Partei überhaupt.

„Parteiisch", das ist ein Wort der Missbilligung. Es bedeutet eine Verdrehung von Wahr und Falsch, von Gut und Schlecht, eine Voreingenommenheit durch Autorität, Unvernunft, Fanatismus, Raubgier oder Herrschsucht. Und Dühring wird wenig Widerspruch finden, wenn er sagt*): „Im griechischen Altertume war, wie schon aus Herodot und noch mehr aus Thucydides zu ersehen, List und Trug das vorherrschende Element, während in der Politik des Römertums die räuberische Gewalt überwog. Beide Bestandteile aber, Raub und Trug, haben sich bisher so wenig von der thatsächlichen Politik getrennt gefunden, dass man nach dem Worte antipolitisch greifen möchte, um die eigenen Grundsätze von denen der kurzweg so genannten Politik abzugrenzen."

Parteiisch und politisch in diesem Sinne sind alle Parteien. Sie alle gehen — bewusst oder mit idealen Phrasen sich selbst belügend, auf Vergewaltigung, Unterjochung, Ausbeutung ihrer Mitmenschen aus — schon deshalb, weil alle regieren möchten. Und alle werden durch dies unedle Ziel korrumpiert, so dass sie unreine Mittel anwenden. Die Organisation aller Parteien ist herrschaftlich, eine gewaltsame Über- und Unterordnung, gewaltsam durch Autorität, Majorität und andere Herrschaftsmittel. Und alle Parteien wenden sich bestärkend an die Unvernunft und Knechtseligkeit, an den Fanatismus und die rohen Instinkte der Masse. Nicht genug, dass der Parteigänger solche Übel anrichtet; er muss auch selber darunter leiden. Die Angehörigen anderer Parteien sind gegen ihn voreingenommen und gehässig; wie durch eine Kluft fühlen sie sich von ihm getrennt; sie verstehen ihn nicht, sind ihm gegenüber ebenso borniert, wie er es ihnen gegenüber ist; seine Ideen, seine Gründe und Motive, seine Parteihandlungen sind ihnen verächtlich.

Klassische Belege hierfür bietet wohl jedes Exemplar der Parteipresse. Das „Handbuch des Demagogen" von Raoul Frary fasst seine Beobachtungen folgendermassen zusammen: „An jedem Abend oder an jedem Morgen wiederholt man seiner

*) Kursus der National- und Sozialökonomie. 3. Auflage.

Partei, seinem Leser: ‚Du hast Recht, du streitest für die gute Sache, du bist ein Kämpfer für Gerechtigkeit und Recht, deine Führer sind gross, deine Waffengefährten sind tapfer; deine Gegner sind dumm oder schlecht, sie sind Schelme oder Schufte, oder doch zum allermindesten Einfaltspinsel.‘ Selbst ohne dass der Journalist daran dächte, lobt er seine Abonnenten. Er lobt sie in den Leitartikeln, indem er sie in ihren Meinungen bestärkt; er lobt sie in seiner Polemik, indem er ihnen beweist, um wieviel sie den Eingeweihten der Gegenpartei überlegen sind. Er lobt ihre Überzeugungen und Zweifel, ihre Neigungen und Abneigungen, ihre Liebe und ihren Hass. Ich weiss nicht, ob über Ludwig XIV. in den Tagen seines Glanzes Lobeserhebungen ergingen, die ebenso fein gedrechselt, so unaufhörlich, so wechselvoll, so berauschend waren, wie die es sind, die sich ein jeder unter uns für einen Sou verschaffen kann.“ Wenn man nun bedenkt, dass täglich viele Millionen Zeitungsbogen ausgegeben werden, voll von solchem Gifte, und dass die Presse an Einfluss alle anderen Faktoren der öffentlichen Meinung übertrifft, so kann man ungefähr erkennen, welch ungeheures Unheil der Parteigeist anstiftet.

Viele Leser werden mir beipflichten, indem sie meine abfällige Kritik auf die ihnen unsympathischen Parteien beziehen. Sie werden aber meinen, ihre eigene Partei, ihr eigenes Leibblatt sei von den gerügten Mängeln so ziemlich frei. Ich halte das im grossen ganzen für eine traurige Selbsttäuschung und wünsche sehnlich, der Geist der Freiheit und Vernunft möge immer mehr Leuten die Augen öffnen über die fast durchgängige Verseuchung der modernen Presse. Dann erst, wenn Hunderttausende sich der Parteiknechtschaft entziehen und nach einer reinen Presse verlangen, kann Besserung eintreten. Denn das Publikum ist massgebend für die Haltung der Presse; nicht so sehr rufen Verleger, Redakteure und Schriftsteller die Korruption hervor, als die Abonnenten und Inserenten, diese eigentlichen, indirekten Schriftleiter.

Wer eine freie Gesellschaft erstrebt, deren Individuen nicht beherrscht werden, wer also den Staat zu überwinden trachtet,

kann schon deswegen kein Anhänger der demokratischen Parteien (und das sind mehr oder minder alle Reichstags-Parteien) sein, weil all diese Parteien Gesetze machen wollen, nach der Regierung streben, also den Staat bestärken. Der Geist der Demokratie wird gekennzeichnet durch den Wortteil „Kratie", welcher „Herrschaft" bedeutet. Wo Herrschaft ist, da giebt es keine vollkommene Freiheit, sondern Herrscher und Beherrschte, da soll man zu einem bestimmten Verhalten gezwungen werden. Liebknecht wendet gegen diese Argumentation ein*): „Häufig wird das (aus dem Griechischen stammende) Wort Demokratie mit „Volksherrschaft" übersetzt. Das ist aber nicht ganz korrekt, jedenfalls nicht der vernünftigen Auffassung des Begriffs Demokratie entsprechend. Das „Volk" ist die Gesamtheit der Staatsangehörigen, und die Gesamtheit kann nicht herrschen, weil ausser ihr niemand existiert, der beherrscht wird. Ein Herrscher setzt mit Notwendigkeit einen Beherrschten voraus — wo keiner beherrscht wird, weil alle an der Regierung teilnehmen, giebt es selbstverständlich keine Herrschaft." — Nun, „selbstverständlich" ist das nur für solche, die mit Liebknecht voreingenommen sind von der Meinung, Demokratie sei die höchste Form politischer Freiheit. Das Urteil „wo alle an der Regierung teilnehmen, wird keiner beherrscht", ist ein simpler Trugschluss. Schon geringe Überlegung zeigt, dass in allen Angelegenheiten, auf die sich eine Regierung erstreckt, keine Einmütigkeit unter den Regierten waltet; wo niemand zu widerstreben aufgelegt ist, giebt es eben nichts zu regieren. Demokratie bedeutet nicht — wie Liebknecht durch Gleichstellung der Begriffe Volksregierung und Regierung der Gesamtheit glauben machen will — die Herrschaft eines (einheitlichen) Wesens (der „Gesamtheit") über sich selbst, sondern die Herrschaft der Volks-Mehrheit über die Minderheit, oder genauer: die Herrschaft derjenigen Führer, die sich auf die Mehrheit stützen.

*) „Was die Sozialdemokraten sind und was sie wollen." Berlin 1891, Verlag des „Vorwärts".

Wenn Liebknecht darauf hinweist, dass die „Gesamtheit“ nicht herrschen könne, „weil ausser ihr niemand existiert, der beherrscht wird“, so erwidre ich einfach: „Ausser ihr“ freilich nicht; aber innerhalb der Gesamtheit existiert jemand, der beherrscht wird; das ist die Minderheit.

Dass „Selbstregierung“ des „Volkes“ nicht das Wesen der Demokratie bezeichnet, veranschaulicht John Stuart Mill*) folgendermassen: „Das ‚Volk‘, das die Gewalt ausübt, ist nicht immer dasselbe Volk, über welches sie ausgeübt wird; und die sogenannte ‚Selbstregierung‘ ist nicht die Regierung eines jeden durch sich selbst, sondern eines jeden durch den andern. Überdies ist der Wille des Volkes thatsächlich gleichbedeutend mit dem Willen des zahlreichsten oder rührigsten Teiles des Volkes: mit der Mehrheit oder der Partei, der es gelingt, sich als Mehrheit aufzudringen. Das Volk kann demnach allerdings die Unterdrückung eines Teils der Gesamtheit im Sinne tragen . . . Auch ‚die Tyrannei der Majorität‘ zählt nun allgemein unter die Übelstände, wogegen sich die Gesellschaft zu wahren hat“.

So „allgemein“ wird nun freilich die Volksherrschaft nicht in diesem Sinne verstanden, — wie das Vorhandensein von Millionen fanatischer Demokraten und Sozialdemokraten anzeigt. Drum mache ich noch darauf aufmerksam, dass überall, wo das „demokratische Prinzip“ gilt, in Volksversammlungen, in Vereinen, bei Abstimmungen die Majorität den Ausschlag giebt, während die Minorität sich zu fügen hat. Ist das etwa keine Herrschaft? Sollte Liebknecht so gar nichts von einer Kette verspürt haben, wenn auf einem Kongress ein ihm widerwärtiger Beschluss von Gegnern durchgesetzt wurde? Oder kann etwa das Bewusstsein „Heute mir, morgen dir; auch ich nehme ja an der Regierung teil“ völlig über die Kette hinwegtäuschen? Angenommen, das Ideal der Demokraten, die direkte Gesetzgebung durch das Volk, vielleicht gar mit obligatorischer Stimmabgabe, wäre in Deutschland verwirklicht, — ob dann

*) Über die Freiheit.

der „Unverstand der Massen", den die sozialdemokratische Hymne ausdrücklich anerkennt, nicht mancherlei Gesetze fabrizieren würde, die ein Liebknecht genau so als Tyrannei empfände, wie etwa die orthodoxen Juden der Schweiz sich vergewaltigt fühlen, seit ihnen eine Volksabstimmung das Schächten untersagte?

Wie zweifelhaft die „Freiheit" ist, welche die Demokratie dem Individuum bringt, kann man an allen ihren geschichtlichen Formen sehen. Der souveräne Pöbel von Athen verübte die gemeinsten Vergewaltigungen, liess z. B. einen Sokrates den Giftbecher trinken. Und was war die Frucht der politischen „Freiheit", die das französische Volk vor hundert Jahren errang? „Der scheusslichste Despotismus, den Europa je gesehen", antwortet H. von Treitschke*) nicht mit Unrecht. „Der Götzendienst, den unsere Radikalen allzulange mit den Greueln des Konvents getrieben, beginnt endlich zu verstummen vor der trivialen Erwägung: wenn eine allmächtige Staatsgewalt mir den Mund verbietet, mich zwingt meinen Glauben zu verleugnen und mich guillotiniert, sobald ich dieser Willkür trotze, so ist sehr gleichgiltig, ob diese Gewaltherrschaft geübt wird von einem erblichen Fürsten oder von einem Konvente; Knechtschaft ist das eine wie das andere. Gar zu handgreiflich scheint doch der Trugschluss in dem Satze Rousseaus, dass wo alle gleich sind, jeder sich selber gehorche; vielmehr, er gehorcht der Mehrheit; und was hindert, dass diese Mehrheit ebenso tyrannisch verfahre wie ein gewissenloser Monarch?" Ja freilich, ob der Souverän „Fürst" oder „Volk" heisst, ob man die knechtische Reverenz einer Krone oder der Jakobinermütze erweist, das ist gehenkt wie enthauptet. In diesem Sinne bemerkt Raoul Frary**): „Die Revolution hat wohl das Ziel, aber nicht das Wesen unserer Vorurteile, unserer Zuneigungen, unserer Leidenschaften verändert. Wir schwärmen weiter für die unbeschränkten Machtbefugnisse und haben unser volles Vertrauen

*) Histor. u. polit. Aufsätze. 5. Aufl. Leipzig (Hirzel) 1886.
**) Handbuch des Demagogen.

zu der regierenden Vorsehung behalten. Wir beharren in dem Glauben, dass das Gute sich mittels zahlreicher Verfügungen, Gesetze, Verordnungen und Zirkularschreiben vollzieht. Wir haben uns die Verehrung für die Einheit, für die Einförmigkeit und für die Zentralisation bewahrt. Jedes Abweichen in Form und Neigung berührt uns unangenehm und erschreckt uns. Unser jeweiliger Herrscher, König, Kaiser oder Volk, ist unser Gott, und die ihm gezollte Verehrung ist stets von Frömmigkeit, Aberglauben und Fanatismus begleitet".

Zur Rechtfertigung der Mehrheitsherrschaft führt der Demokrat von echtem Schrot und Korn an, alles, was Menschenantlitz trägt, sei gleichberechtigt, jeder Mensch wolle als Eins, keiner mehr oder weniger wie Eins gelten. Komisch, dass gerade dieser Grundsatz, der für ein Fundament der Demokratie gehalten wird, dagegen spricht. In der Demokratie hat ja derjenige, welcher zur Mehrheit gehört, ein Vorrecht vor dem Angehörigen der Minderheit, weil dieser sich ihm fügen muss. Wo bleibt da die gepriesene Gleichheit? Demokratie bedeutet ein brutales Recht des Stärkeren; denn nur weil die Mehrheit an Zahl stärker ist, als die Minderheit, setzt sie ihren Willen durch. Der Unterschied zwischen dem Faustrecht und der Demokratie liegt gewissermassen darin, dass dort die Fäuste, hier die Hände erhoben werden, und dass dort der Schwächere aus Erschöpfung oder Furcht, hier aus Respekt vor der demokratischen Idee sich ergiebt. Insofern freilich übertrifft die Abstimmung den Faustkampf an Civilisation, als sie das Verfahren vereinfacht und Blut spart.

Die Absurdität des demokratischen Grundsatzes, jedermann als gleichberechtigt zur Herrschaft und die Majorität als berufene Herrscherin gelten zu lassen, wird gut veranschaulicht durch folgende Betrachtung, die Benedikt Friedländer*) den orthodoxen Demokraten empfiehlt:

---

*) Dr. B. Friedländer: Der freiheitliche Sozialismus im Gegensatz zum Staatsknechttum der Marxisten. Berlin 1892 bei F. Harnisch & Co., Goltzstr. Preis 60 Pfg.

„Es soll über irgend etwas abgestimmt werden. Die Majorität soll den Ausschlag geben und die Minorität gezwungen sein, sich zu fügen. Denken wir uns nun z. B. die Frage, ob in einer gemeinsamen Schule Religion und welche Art der Religion gelehrt werden solle, der Volksabstimmung unterbreitet. Der Erfolg wird ein ganz verschiedener sein, je nachdem man die Berliner, oder alle Preussen beziehungsweise Deutschen abstimmen lässt. Haben die Bauern und die übrigen stark unter Pfaffeneinfluss stehenden Menschen das Recht, die aufgeklärteren Grossstädter zu zwingen, ihre Kinder in „Religion unterrichten" zu lassen, weil jene „mehr" sind, als diese? Aber gehen wir einen Schritt weiter. Warum lassen wir gerade die Deutschen und nur die Deutschen abstimmen und nicht etwa alle Europäer oder doch wenigstens die Russen? Die politische Vereinigung unter einem „Herrscherhause" wird doch wohl niemand als massgebend ansehen. Die gemeinsame Sprache und zum Teil gemeinsame Abstammung nützt auch nichts. Man denke an die Deutsch-Amerikaner und Deutsch-Schweizer oder erinnere sich an das Österreich genannte germanisch-slavisch-romanisch-semitische Mosaik . . ." etc.

Doch etwas noch Schlimmeres als Herrschaft bedeutet die Demokratie; oft genug ist sie die Herrschaft der geistigen und moralischen Mittelmässigkeit, wenn nicht gar Gemeinheit. Wenn schon eine Kratie sein müsste — was ich bestreite — so wäre ich für die Herrschaft der Besten. Ich denke natürlich nicht an eine Aristokratie nach Art des Feudalismus oder der Plutokratie, sondern an eine Herrschaft der Besten im platonischen Sinne.

Doch auch diese Idee ist dem echten Demokraten ein Greuel; „die Besten" sind ja in der Minorität; und es kommt ihm gar zu absurd vor, wenn die Minorität über die Majorität herrschte! Die Majorität muss vielmehr herrschen, so will es das demokratische Rechtsgefühl.

Indem sie so argumentiert, verurteilt die Demokratie sich selbst. Denn wenn sie in den Besten die Minorität erblickt, giebt sie zu, dass die Majorität aus Massenmenschen, Mittelwaare und schlechtem Zeuge besteht, dass also Demokratie Herrschaft der platten Mittelmässigkeit bedeutet.

So ist es denn auch nach meiner Schätzung. „Das Volk urteilt kraft seines gesunden Menschenverstandes. Der gesunde Menschenverstand wechselt je nach Klima und Zeit, nach Um-

ständen und persönlichen Neigungen. Einem Spanier von ehemals lag es kraft seines gesunden Menschenverstandes klar zu Tage, dass die Ketzer verbrannt werden mussten; einem Pariser des 17. Jahrhunderts wurde es von seinem gesunden Menschenverstande deutlich bewiesen, dass dem König zu gehorchen sei. Der gesunde Menschenverstand kann vernünftig oder närrisch, selbstsüchtig oder grossherzig, grausam oder gutmütig sein . . . Wes Namens der gesunde Menschenverstand aber sei; er ist immer unfehlbar und unduldsam, da der nichts weiter ist, als die Summe unserer sämtlichen Vorurtheile*)". Ich erinnere noch an mein Kapitel über „Individualismus", an die übeln Seiten des Massenmenschen, der Herdennatur, an die treffenden Bemerkungen, die Ibsen seinen Dr. Thomas Stockmann, den „Volksfeind", machen lässt. Die Mehrheit habe niemals das Recht auf ihrer Seite, denn sie bestehe aus den Dummen; sie habe bloss die Macht; die Minderheit dagegen, die geistige Elite, habe das Recht; die „Wahrheiten", um die sich die Mehrheit schare, seien abgelebt, veraltet, ranziger Speck; auf die neuen Wahrheiten, die Ideen der Elite, komme es an. Hierin stimme ich Stockmann bei; auch ich bekämpfe „jene Lehre, die ihr von euren Vätern ererbt habt und nun gedankenlos weit und breit verkündet — die Lehre, dass der Haufe, die Masse der Kern des Volkes sei . . . dass die Unkundigen und Unfertigen in der Gesellschaft dasselbe Recht haben zu verwerfen und anzuerkennen, zu steuern und zu herrschen, wie die wenigen geistig vornehmen Persönlichkeiten." Freilich unterscheide ich mich von Stockmann dadurch, dass ich den „geistig vornehmen Persönlichkeiten" ebensowenig das aristokratische Szepter in die Hand geben, wie das Joch der Demokratie auf den Hals laden möchte.

Allerdings wenn es sich um Abstimmung über eine Angelegenheit handelt, wo die Masse kompetent ist, wenn beispielsweise in einer Gewerkschaft über Angelegenheiten abgestimmt wird, wo die Abstimmenden sachverständig sind (etwa über Arbeitslohn,

*) Raoul Frary: Handbuch des Demagogen.

Arbeitstag u. dergl.), so zeigt sich die Demokratie von ihrer erträglichen Seite. Sobald aber bessere Intelligenz, feineres Gefühl oder seltene Kenntnisse benötigt werden, neigt die Mehrheit — wofern sie nicht, ihre Unfähigkeit ahnend, den besseren Elementen folgt — zur Thorheit und Roheit. Neue Wahrheiten, neue Erfindungen zum Zwecke der Wohlfahrt haben nur vereinzelte Vertreter. Gleichwie der Frühling nicht damit beginnt, dass mit einem Schlage alle Fluren grünen und alle Sträucher knospen und blühen, sondern indem an wenigen begünstigten Stellen ein Veilchen schüchtern erwacht, so zeigt sich auch das Spriessen einer neuen Wahrheit nur an vereinzelten Individualitäten, während die Masse den unmodernen Gedanken huldigt. Auf ihrer Wanderung zur Wahrheit gleicht also die Menschheit einer marschierenden Truppe: Schmale Spitzen, selbständige Pfadfinder und Wegebahner bewegen sich voran, der Zug wird dann breiter, und schliesslich schleppt sich die grosse Masse mit Sack und Pack und Kind und Kegel auf abgetretener Heerstrasse hinterdrein. Die Masse ist unselbständig, sie hat — wie sie bis Dato ist — keine Initiative, im Denken so wenig wie im Handeln, der Massenmensch ist träge, einer verlässt sich auf den andern, bis schliesslich ein energischer Kopf den Haufen stützt und führt — das Leittier der Herdentiere bildet. Diese Unselbständigkeit der Masse bezeichnet Nietzsche durch das Bonmot „öffentliche Meinungen – private Faulheiten.“ Wenn also die neue Wahrheit nicht aus der Masse, sondern aus dem Individuum entspringt, so kann das Individuum der kompakten Masse gegenüber recht haben. Indessen bildet sich die von „Demokratie“, oder richtiger Demagogie korrumpierte Volksmasse ein, die Wahrheit könne und müsse durch Abstimmung festgestellt werden, und die Mehrheit sei notwendigerweise klüger als die Minderheit. Weit entfernt, neuen Wahrheiten zugänglich zu sein, ist die Masse neuen Wahrheiten vielmehr feind. Sie versteht unter Demokratie gewöhnlich Majorisierung, d. h. sie verpflichtet die Minderheit, nicht nur auf die Anwendung ihrer Meinung, sondern oft auf diese Meinung selbst zu verzichten. Das Wort

des Scythen Anacharsis: „Bei euch halten die verständigen Leute den Vortrag, aber die Einfältigen geben den Ausschlag", trifft mit seiner zweiten Hälfte nicht nur die Volksversammlungen der alten Griechen, sondern auch die moderne Demokratie. Auf Majorisierung ist die demokratische Geschäftsordnung angelegt. Findet sich z. B. in einer Versammlung für einen Antrag keine Mehrheit, so gilt der Antrag einfach als abgelehnt, und zwar nicht allein für die Mehrheit, sondern auch für die Minderheit, während es doch von meinem Standpunkte aus richtiger wäre, wenn die Minderheit, welche dem Antrage zugestimmt hat, auch die Freiheit besässe, den Antrag auszuführen, sich also in dieser Beziehung von der Mehrheit zu trennen. Um ein anderes Beispiel zu gebrauchen, nehmen wir an, in einer Versammlung von 500 Köpfen werden zum Zwecke einer intellektuellen Kundgebung nach aussen drei Resolutionen eingebracht, von denen die eine 300, die andere 100, die dritte nur 10 Stimmen erhält. Das „demokratische Prinzip" erfordert, dass nur die erste Resolution als angenommen gelten darf, während ich es für besser halte, wenn auch die beiden andern Resolutionen zur Kundgebung nach aussen gelangen würden. Wer die Wahrheit dem numerischen Werte ihrer Vertreter entsprechend schätzt, kommt mir vor wie jemand, der Getreidekörner messen soll und die Körner samt dem Stroh ins Scheffelmass füllt.

Als ich das Wort des Anacharsis zitierte, verhehlte ich mir nicht den Einwand: „Die Einfältigen geben allerdings den Ausschlag; da sie jedoch, wie zugegeben, Herdentiere sind, so richten sie sich nach dem Rate der Verständigen; folglich führt die Demokratie doch nicht zur Unvernunft." Ich kann diesen Einwand nicht gelten lassen. Jedenfalls dient er nicht zur Rechtfertigung der Demokratie. Denn wenn die Masse sich von einigen Führern leiten lässt, so liegt eben keine Demokratie vor, sondern eine Oligarchie, mag sie auch verschleiert sein. Ferner ist der Einwand deswegen nicht stichhaltig, weil er voraussetzt, nur verständige und wohlmeinende Leute brächten die Masse zur Gefolgschaft, — was durchaus unrichtig ist.

Häufig ist es nur der Schein der Verständigkeit, wodurch sich die Masse imponieren lässt. Ein Kardinalfehler des Volkes besteht darin, dass es Redegewandtheit und Verständigkeit als gleichbedeutend betrachtet. Und die Empfänglichkeit für diesen Köder einer bestechenden Rede lässt das Volk allzu oft auf einen Charakter anbeissen, der wesentlich zu seinem persönlichen Vorteil die politische Angel auswirft. Leider pflegt nämlich das politische Führertum mit Vorteilen und Reizen verbunden zu sein. Ich sage „leider", weil eben dieser Umstand leicht politische Korruption hervorruft. Die Ehre, welche dem Führer gezollt wird, hat die Tendenz, ihn ehrgeizig, ja eitel zu machen; die übertragene Herrschaft bringt ihn auf den Geschmack am Herrschen; seine wirtschaftliche Lage pflegt durch die Führerschaft verbessert zu werden; manchmal gelangt er sogar zur Wohlhabenheit. Diese Reize seiner Stellung lassen den politischen Führer, dem es anfangs vielleicht ernstlich auf das Wohl der Geführten ankam, zuweilen dieses Wohl aus dem Auge verlieren. Und während ihm die Herde vertrauensvoll folgt, in der Meinung, er führe sie geraden Weges ins gelobte Land, schielt er nach seinem privaten Vorteil und schliesst günstigen Falles einen Kompromiss zwischen diesem Ziel und dem Ideal.

Das Gebiet, auf welchem die Masse sachverständig, und dasjenige, auf welchem sie es nicht ist, müssen wohl von einander unterschieden werden, will man beantworten, was sich den privilegierten Klassen auf bange Lippen drängt, — die Frage nämlich, ob die „Diktatur des Proletariats" Heil oder Unheil über die feinere Kultur bringen wird. „Die Menschheit — bemerkt A. Strodtmann*) — bedarf frischer, thatkräftiger Elemente, wenn ihr ermattender Organismus sich nicht in innerem Kampfe zerstören soll, und das Proletariat ist der neue Faktor, dessen Eintritt in die Geschichte sich naht. Wer ist diese junge, bisher unverbrauchte Kraft, die so mächtig in den Tiefen unserer Gesellschaft gährt und des Tages harrt, da man sie

*) „Die Arbeiterdichtung in Frankreich."

entfesselt? Heros der Zukunft! Taufen wir dich Engel des Lichtes oder der Zerstörung? Wirst du Kultur und Sitte zertrümmern? fragen die einen. Wirst du mit belebendem Hauche die Menschheit verjüngen? fragen die andern. Wähle zwischen Segen und Fluch!“ Strodtmann antwortet auf diese Frage, dass die proletarische Freiheitsbewegung der Menschheit zum Heile gereichen werde. Auch ich halte das Proletariat nicht für einen Dämon der Zerstörung, für einen Zertrümmerer der Kultur. Dennoch mag ich es nicht „Engel des Lichts“ taufen. Vergessen wir nicht, dass die unterdrückte Volksklasse eine gewisse Einbusse an geistigen und sittlichen Kräften erlitten hat und diese aus der Knechtschaft stammenden Fehler nicht sobald, jedenfalls nicht in gleichem Tempo mit der wirtschaftlichen Befreiung, ablegen wird.

„In die Galerien brechen wir nun ein, alle schönen Bilder müssen unser sein! Das giebt gute Hemden für des Volkes Not. Wer sich widersetzt, den schlagen wir tot“ — so droht ein Lied der achtundvierziger Revolution; und solche Vandalen-Scenen sind es, was gewöhnlich die „Diktatur des Proletariats“ furchtbar erscheinen lässt. Wie ich indessen das Proletariat kenne, dürften solche Ausbrüche der Zerstörungswut nur in den Momenten erfolgen, wo der Bürgerkrieg die Bestie im Menschen aufreizt. In den Zeiten des Friedens und der Freiheit wird das Proletariat einen Heisshunger nach allen Geistesschätzen entwickeln. Zeigt es doch schon gegenwärtig, wo ihm Anregung geboten wird, ein recht frisches Interesse für Wissenschaft und Kunst*).

---

*) Ich spreche aus Erfahrung; ich habe Hunderte von Vorträgen in Arbeiterversammlungen gehalten und in der Bewegung für volkstümliche Kunst gute Gelegenheit zur Beobachtung gehabt. Sommer 1890 gründete ich die erste freie Volksbühne zu Berlin und leitete sie die ersten beiden Jahre hindurch. Nach der von sozialdemokratischen Parteifanatikern und Strebern provozierten Spaltung (Herbst 1892) gründete ich die Neue Freie Volksbühne, deren Vorsitzender ich bin. Herbst 1893 wurde auch in Hamburg-Altona eine Freie Volksbühne eröffnet. Ende 1893 zählten diese Volksbühnen zusammen 10,000 Mitglieder, die grösstenteils dem Proletariate an-

Obwohl ich also im Proletariat durchaus keinen Dämon der Zerstörung erblicke, halte ich allerdings eine „Diktatur des Proletariats“ für kulturfeindlich. Sie würde dem feineren Geistesleben nicht minder schaden, wie die Diktatur der Bourgeoisie, welche unsere Wissenschaft und Kunst (z. B. die Bühnenkunst) vielfach korrumpiert hat. Das Proletariat ist — von einzelnen Angehörigen und einer Schicht des studierten Proletariats abgesehen — durchaus nicht vorgebildet, um auf geistigem Gebiet einen tonangebenden Einfluss, geschweige denn eine Herrschaft ausüben zu dürfen*). Allenthalben wo die

---

gehören. Der frische Kunstsinn dieses Publikums ist von vielen Kritikern bewundert und als ein wohlthuender Gegensatz zur Blasiertheit der Bourgeosie empfunden worden. Zur Information über die Einrichtung der Freien Volksbühnen, diene folgender Auszug aus den Statuten der Neuen Freien Volksbühne zu Berlin: Die „Neue freie Volksbühne“ möchte allen Volksschichten, denen die üblichen Theaterpreise zu hoch sind, billige und doch künstlerisch wertvolle Vorstellungen der besten Bühnenwerke des In- und Auslandes verschaffen. Die „Neue freie Volksbühne“ bezweckt, ihren Mitgliedern erhebende und befreiende Kunstwerke aller Gattungen, insbesondere Theater-Vorstellungen, Dichtungen und Musikwerke, nach Möglichkeit auch Werke der Malerei und Bildhauerkunst, vorzuführen und dieselben durch Vorträge oder Aufsätze zu erläutern. Die „Neue freie Volksbühne“ verfolgt keine politischen Tendenzen. Sie veranstaltet ihre Theater-Vorstellungen an Sonn- oder Feiertagen Nachmittags. Die Theaterstücke werden dargestellt von tüchtigen Berufs-Schauspielern, möglichst Kräften ersten Ranges. Auch für die Konzerte und Deklamationen sind hervorragende Künstlerinnen und Künstler gewonnen worden. Nur Mitglieder haben Zutritt zu den Theatervorstellungen. Ihr Platz wird ihnen durch das Los zugewiesen, das sie beim Eintritt aus der Urne ziehen. Mitglied wird jedermann durch Zahlung eines Einschreibegeldes von mindestens 1 Mark und des Monatsbeitrages von mindestens 50 Pfg. Für die Theatervorstellungen wird kein besonderes Entree, für die Konzerte nur ein geringes Entree (gewöhnlich 10—20 Pfg) erhoben. — Weitere Aufschlüsse über die Bewegung für volkstümliche Kunst giebt das treffliche Buch „Die bürgerliche Kunst und die besitzlosen Volksklassen“ von Dr. Emil Reich (Leipzig, W. Friedrich). — Möchten diese Ausführungen dazu beitragen, dass berufene Kräfte weitere Freie Volksbühnen gründen!

*) Vollkommene Freiheit ist die beste Entwickelungsbedingung für die Kunst. Der echte Künstler entwickelt das Kunstwerk aus seinem Innern heraus, wie der Baum Blätter, Blüten und Früchte entwickelt, frei, seiner

Sachverständigkeit und entscheidende Begabung nicht der Masse, sondern einzelnen Individuen innewohnt, würde die Massenherrschaft verwüstend wirken, nämlich Zustände hervorbringen, die an die verkehrte Welt gemahnen, wo der Schüler den Lehrer schulmeistert. Ein Kenner der Masse*) geisselt deswegen die Demokratie folgendermassen: „Wenn der allgemeine Wahlkörper sich für Astronomie interessierte, würde es nicht sonderlich schwer sein, ihm vorzudemonstrieren, dass sich die Sonne um die Erde drehe; oder man dürfte sich vielmehr nur darauf beschränken, den Schein geltend zu machen, den gesunden Menschenverstand anzurufen und sich über jenen sophistischen Galilei lustig zu machen, der es gewagt, im Namen einer tiefen und vornehmen Wissenschaft das Zeugnis aller Augen Lügen zu strafen . . . . Lassen Sie von Leuten, die über Osten und Westen nicht recht im klaren sind, die Karte von Europa umarbeiten; die Abänderung der Lehrprogramme übertragen Sie solchen, die keine Spur von Bildung haben. Vielleicht werden Sie Beifall ernten, vielleicht wird man Sie auspfeifen, doch werden Sie sich niemals dem aussetzen, dass Sie durch Zurufe unterbrochen würden, wie: ‚Wir begreifen nicht', oder ‚wir wissen nicht'". Ja unter dem Einflusse der Demagogen, die der Masse schmeichelten, um den Fuss auf ihren Nacken setzen zu können, ist hier ein herrschsüchtiger Dünkel grossgezogen worden, der nicht selten, wenn er geschickte Schürung findet, zur verwüstenden Flamme wird. Beispielsweise erklärte in einer General-Versammlung der Freien Volksbühne zu Berlin ein Arbeiter, der darauf zum zweiten Vorsitzenden avancierte, unter brausendem Beifall der Versammlung: „Mögen doch die

---

eigenen Natur, nicht äusseren Weisungen und Wünschen folgend. Und nur wenn die verschiedenen Kunstwerke frei konkurrieren, durch keine Herrschaft oder Vormundschaft gehemmt, um den Geschmack des Publikums sich bewerben können, gelangt dieser Geschmack zu einer vielseitigen Entwickelung, wie sie sowohl im Interesse der Kunst-Schaffenden wie der Kunst-Geniessenden zu wünschen ist.

*) Raoul Frary: Handbuch des Demagogen.

Schriftsteller die Volksbühne verlassen! Wir brauchen sie nicht. Was sie verstehen, das können ehrliche Arbeiter auch.“*) — Ja, Demokratie und Sachverständigkeit gehen nicht immer Hand in Hand. So können die Mitglieder einer erzieherischen**) Anstalt, wie es die Freie Volksbühne sein sollte, unmöglich durchweg oder auch nur überwiegend sachverständig auf dem Gebiete der Litteratur und Kunstkritik sein. Schon aus dem einfachen Grunde nicht, weil die Aufgabe eines Bildungs-Instituts darin besteht, zu erziehen, d. h. emporzuziehen auf einen höhern Standpunkt, den also die Zöglinge vor der erzieherischen Leistung nicht einnehmen. Will das Publikum einer freien Volksbühne geistig mehr werden als es ist, so darf es durchaus nicht selber den Verein leiten, auch nicht indirekt, indem es Leiter wählt — es sei denn, dass bei dieser Wahl der Zufall, die Blindheit, Eitelkeit und Selbstsucht nicht mitspielen können — was natürlich eine Utopie ist. Ich habe im Vereinsleben die Erfahrung gemacht, dass die „Demokratie“, wenigstens die übliche so genannte Praxis, durchaus nicht immer geeignet ist, sachverständige Leute auf die Posten zu bringen, zu denen sie berufen sind. Gar zu leicht lässt sich die Masse durch Demagogen verführen. Da, wo die Wahl günstig ausfällt, geschieht es oft weniger durch die Demokratie, als vielmehr trotz der Demokratie, nämlich deswegen, weil die Auto-

*) So heiss, wie sie gekocht wurde, ist nun freilich die Suppe nicht gegessen worden. Vielmehr gestand bald darauf derselbe Redner: „Es hat sich herausgestellt, dass wir doch nicht ganz auf die Mitarbeit der Schriftsteller verzichten können.“ So suchte man denn durch Deputationen und schriftliche Gesuche, ja sogar durch zuvorkommendes Überreichen von Mitgliedskarten, durchaus einige Schriftsteller für die Ausschuss-Posten aufzutreiben, was auch gelang.

**) Aus dem Ausdrucke „erzieherisch“ suchte mein Nachfolger im Vorsitz der „Freien Volksbühne“ mir einen Strick zu drehen, indem er in der „Neuen Zeit“ allerlei Komplimente vor der souveränen Masse macht, die er als „reife“ Männer und Frauen bezeichnete und als deren ausübendes Organ er sich in aller Demut hinstellte, während er mich als einen Volksverächter anschwärzte. Als ob man nicht bei aller sonstigen „Reife“ doch bildungsbedürftig auf künstlerischem Gebiete sein könnte!

rität einzelner verständiger Wähler die übrigen beeinflusst. Falls aber die Masse selbständig wählt, lässt sie sich selten durch die Sachverständigkeit eines Kandidaten imponieren, die sie oft gar nicht zu erkennen versteht, häufiger durch die Redegewandtheit, gesellschaftliche Beliebtheit, scheinbare oder wirkliche Biederkeit und politisches Renommee des Kandidaten. Bezeichnend für den Unverstand und die Leichtfertigkeit der Wähler ist es, dass bei der Ausschuss-Wahl der Freien Volksbühne wohl Hunderte von Wählern Kandidaten ihre Stimme gaben, die sie gar nicht kannten, deren Qualifikation ihnen aber infolge einer Vorstellung von Angesicht zu Angesichtern gleich einleuchtete, — als könnte man den Leuten an der Nase ansehen, ob sie litterarische Kenntnis und Urteilskraft besitzen! Sollte diese Art von „Demokratie“ noch walten, wenn es einmal zu der von Sozialdemokraten ersehnten „Diktatur des Proletariats“ kommen sollte, dann wäre es möglich, dass die souveräne Masse zur Leitung eines Bergwerks einen Schornsteinfeger, zum Regisseur eines Theaters einen Friseur wählte.

Die Erfahrungen, welche ich auf dem Gebiete der „Volks-Pädagogik“*) gemacht habe, befürworten eine Organisation der Bildungs-Vereine, wie sie L. Brentano**) wünscht. Bei Darlegung der Gesichtspunkte, welche bei Gründung des Working Men's College massgebend sein müssen“, schlägt er vor, „dass die Schüler sich als Teil des Kollegiums fühlen, zuerst als von ihm adoptiert, ein jeder von ihnen später imstande, ein Amt in demselben zu bekleiden.“ „Allein ich würde — so fährt er fort — ihnen nicht die geringste Stimme geben bei der Abstimmung, was oder wie wir lehren. Wir mögen mit ihnen gesellschaftlich zusammenkommen; wir mögen mit einzelnen Besprechungen haben; allein kein Unterricht kann erfolgreich stattfinden, wenn wir grosse tumultuarische Versammlungen haben, in denen das, was geleistet ist oder geleistet werden soll, diskutiert (soll wohl heissen: beschlossen) wird.“

*) Ich bedaure, kein besseres Wort zu finden.

**) Die christlich-soziale Bewegung in England. Leipzig 1883. Duncker und Humblot.

Es könnte den Anschein gewinnen, als rede ich der autoritären Bevormundung, einem gewissen Despotismus der „Sachverständigen", das Wort. Dass dem nicht so ist, ergiebt sich, wenn man unterscheidet zwischen freiwilliger und erzwungener Gefolgschaft, zwischen begründetem Vertrauen zu einem Sachverständigen und unvernünftigem Glauben an eine Autorität. Lässt ein Laie z. B. auf dem Gebiete der Heilkunde freiwillig und mit wohlbegründetem Vertrauen sich von einem Sachverständigen behandeln, so liegt hier keine sklavische Unterwerfung, keine Bevormundung oder Autoritätenherrschaft vor. Die sind lediglich da, wo Zwang und Unvernunft walten. Nur jener freiwilligen, vernünftigen Unterordnung unter die Sachverständigkeit rede ich das Wort.

Eine unvermeidliche Frucht der Demokratie ist die Demagogie; kein Missbrauch, kein gelegentlicher Auswuchs, wie man in demokratischen Kreisen wähnt; denn niemals gab es Demokratie ohne Demagogie. Was aber nicht Ausnahme, sondern Regel ist, darf man nicht „Missbrauch" nennen; es gehört vielmehr zum Wesen des Dinges. Und das vollends, wenn sich ein natürlicher Zusammenhang zwischen ihm und dem Dinge herausstellt, wie es hier der Fall ist. Die beiden Elemente der Demokratie „Demos" (Masse) und „Kratie" (Herrschaft) rufen mit Naturnotwendigkeit Demagogie, Verführung, Korruption, Unterdrückung und Ausbeutung der Masse durch gewisse Führer hervor.

Der Einzelne pflegt ein ziemlich verändertes Wesen zu haben, wenn er sich als Glied einer Masse fühlt. Er ist dann weit weniger Individuum, als sonst, weil ihn die Masse stark beeinflusst, und weit mehr Massenmensch, Durchschnittsmensch. Stand er vormals unter dem Durchschnitt, so wird er jetzt ihm näher sein; war er ein höheres Individuum, so ist er jetzt degradiert. Die Masse nimmt ihm etwas von seiner Selbständigkeitund Besonnenheit, sie imponiert ihm, suggeriert ihre Gefühle und Meinungen. Stimmt er gar von vornherein mit ihr überein, so liegt die Gefahr sehr nahe, dass sie ihm zur bestärkenden Autorität wird und folglich auch in anderen An-

gelegenheiten imponiert. So erklärt sich die freche Sicherheit, mit der das Individuum oft auftritt, wenn es in Masse ist. Es wähnt, hier sei geistige und sittliche Überlegenheit; hier in der reichlichen Gesellschaft fühlt es sich weit weniger verantwortlich, als einzeln; es hat ja so viel Komplicen, dass es unter ihnen verschwindet; und so begeht es ohne Skrupel Thaten der Dummheit, Ungerechtigkeit, Grausamkeit und Gemeinheit: zumal wenn die That etwas so Leichtes ist, wie das Handerheben bei der Abstimmung.

Verlockt durch die Aussicht, zur Herrschaft zu gelangen, wie sie die Demokratie eröffnet, nutzt nun der Demagoge solche Eigenschaften der Masse aus, als Steigbügel betrachtet er sie, um sich aufs hohe Pferd zu schwingen.

Der Demagoge lässt sich mit Vorliebe von der Masse tragen, wie ein Kork von den Wellen; er schwimmt oben und hütet sich, mit der Masse uneins zu werden. Seine demagogische Witterung, die grossenteils auf seiner plebejischen Veranlagung, auf seiner geistigen Wahlverwandtschaft mit der Masse beruhen mag, verrät ihm rechtzeitig, welche Meinung, welche Tendenz die Masse auf ihrer Seite hat, oder welche durchdringen wird, und schleunigst wirft er sich zum Sprecher für sie auf. Wenn er nun mit seiner Komödiantenbegabung im Brusttone des überzeugungstreuen Biedermannes ausspricht, was der unmündige Demos meint und will, so jubelt es im Herzen derer, auf die er spekuliert, und nicht selten erkennen sie mit einem Schlage ihn als ihren Führer an, dem sie zu folgen geneigt sind, ähnlich wie die Herde dem Leittier. Der „Rapport", der sich solchergestalt zwischen ihm und der Masse herausgebildet hat, befähigt ihn, oft schon bei der nächsten Gelegenheit, die Schar seiner Getreuen zu bestimmen. Ich kenne Führer — und der kundige Leser wird unter den historischen Personen solche Exemplare finden, — die es bei allen Wendungen innerhalb der Demokratie verstanden haben, sich an die Spitze der Mehrheit zu stellen. Hatte der edle Sklavenbefreier Garrison den individualistischen Wunsch: „Ich möchte stets für eine Sache kämpfen, die gerecht, aber unpopulär ist",

so huldigen jene Demagogen dem entgegengesetzten Grundsatze: Ich möchte stets für eine Sache kämpfen, die populär, wenn auch ungerecht ist.

Zu den Kniffen, die der Demagoge anwendet, um eine Masse auf seine Seite zu bringen, gehört die Schmeichelei. Fast niemals bleibt sie wirkungslos, mag sie selbst plump sein. Sie besteht nicht nur in Lobeserhebungen, sondern — das ist die feinere Art — darin, dass die Vorurteile und Gefühle der Masse mit Achtung und Höflichkeit berührt werden. „Wollen Sie — rät das „Handbuch des Demagogen" — Ihren Mitbürgern wohlgefallen, so prägen Sie sich vor allen Dingen deren Vorurteile und Neigungen recht tief ein; diese zu teilen, wäre vorteilhaft, doch genügt es streng genommen, sie genau zu kennen und ihnen zu schmeicheln." Im grossen ganzen zutreffend, wenn auch keineswegs bloss für eine einzige Partei, ist jenes Wort, das Dr. Bachem bei der Reichstags-Debatte über den „Zukunftsstaat"*) den Sozialdemokraten zurief: „Jeder Sozialdemokrat von 20 bis 25 Jahren ist Ihnen ein wissenschaftlicher Geist, und Sie schlagen ihm so lange das Weihrauchfass der Wissenschaftlichkeit um den Kopf, bis er an seine eigene Wissenschaftlichkeit glaubt und in diesem Taumel Ihnen blindlings folgt." Wie die Staatsregierungen viele Unterthanen durch patriotische Schmeicheleien kapern, so machen die Parteiregierungen die Massen gefügig, indem sie es als besondere Auszeichnung hinstellen, ihrer Partei anzugehören, und auf ihre Intentionen einzugehen. Ein klassisches Beispiel liefert die Fabel vom Fuchs, der einem Raben den gestohlenen Käse abschmeichelte, indem er rief: „Du bist sicherlich der himmlische Vogel, den Zeus alle Tage sendet, mich Armen zu speisen. So beweise es denn, indem du den Käse mir zuwirfst." Als Kind hielt ich es kaum für möglich, dass Menschen so dumm wie dieser Rabe und so plump wie dieser Fuchs sein können. Doch als Mann erlebte ich ziemlich denselben Fall:

---

*) Anfang Februar 1893.

In einer berüchtigten Volksversammlung*) war ich in der Lage, gewisse Ketzereien vor einer gegnerischen Masse zu vertreten, an deren Spitze ein Oberhaupt der Sozialdemokratie, Herr August Bebel, stand. Um die schon vorher sattsam fanatisierte Masse noch mehr gegen mich aufzubringen, machte der Volksmann darauf aufmerksam, dass ich die Masse für „Herdentiere“**) erklärt habe, und suchte schliesslich die Annahme seiner mich verurteilenden Resolution (den Käse!) durch die Schmeichelei zu erlangen: „Die Partei in ganz Deutschland sieht auf die heutige Versammlung . . . Fällen Sie, meine Herren, Ihr Urteil nach bester Überzeugung, Sie sind Männer von Überzeugung, keine Herdentiere“***) (der himmlische Vogel!) . . . Wenn ich hier an einem Manne exemplifiziere, dessen Charakter in weiten Kreisen hoch geschätzt wird, so geschieht es nicht, um sonstige Trefflichkeiten des Herrn Bebel in Abrede zu stellen, sondern um zu zeigen, wie sogar ein geschätzter Charakter zur Demagogie — mag sie auch instinktiv, in der Hitze des Gefechts erfolgt sein — verleitet werden kann, wenn er sich darauf angewiesen fühlt, eine Masse auf seine Seite zu bringen.

Eine andere Ausgeburt des Volksbetruges, die gleich der Schmeichelei darauf beruht, dass angenehme Illusionen erweckt werden, ist die grosssprecherische Verheissung. Indem der Demagoge die ohnehin wenig nüchterne Masse mit Hoffnungen berauscht, die sich an seine Person oder an seine Partei

---

*) Am 25. August 1890 in der von Tausenden besuchten Volksversammlung am Friedrichshain zu Berlin.

**) Zur Charakteristik dieser Angabe sei noch erwähnt, dass ich einige Tage vorher einen rein theoretischen Vortrag „Der Mensch als Massenglied“ gehalten und darin ausgeführt hatte, jeder Mensch, auch ich, lasse sich, mehr oder minder, von der Masse hinreissen, und das sei zum Teil ein Atavismus aus den Zeiten, da die Menschen noch mehr Herdentiere waren. Bebels Anspielung auf die „Herdentiere“ enthielt also eine tendenziöse Entstellung, gehörte nicht zur Sache und konnte nur den Zweck haben, gegen mich aufzureizen.

***) Citiert nach dem Berichte des Centralorgans der Partei des „Berl. Volksblatts“. In Wirklichkeit waren Schmeichelei und Aufreizung noch derber.

knüpfen, giebt er diese für den Messias aus und reisst die Masse zu blinder Gefolgschaft hin. Am häufigsten kann man das bei Wahlen beobachten. Vor der Wahl strömt das Herz des Kandidaten über von volksfreundlichen Vorsätzen, Plänen und Versprechungen, nach der Wahl aber tritt der Abgeordnete oft sehr kühl und skeptisch, ja träge und herrisch auf; vor der Wahl verspricht er seinen Wählern den Mond, um nach der Wahl, wenn sie ihm zurufen „Her mit dem Monde!“ einen Körperteil zu weisen, der dem Versprochenen nicht unähnlich ist, wie der Pariser „Père Peinard“ durch Illustration veranschaulicht. Das Grosssprechertum trägt dazu bei, den Parteien, besonders der Sozialdemokratie, etwas von dem Charakter der „allein selig machenden“ Kirche zu verleihen. Systematisch wird hier die Masse mit Bildern eines nahe bevorstehenden „Himmelreiches auf Erden“ umgaukelt, systematisch stellt sich die Partei als einzige Bewahrerin des Schlüssels zum Himmelreiche hin. Werden die Genossen schliesslich des Hoffens und Harrens ein wenig überdrüssig und verlangen den Mond, dann behilft sich ein Bebel auch wohl damit, dass er im Tone eines Sehers den „grossen Kladderadatsch“, wo „wir alles haben, was wir wollen“, für ein nahe bevorstehendes Jahr verheisst und vor der Ungeduld warnt, die alles verderben könne.

Es liegt in der Natur des Demagogen, in seinem herrschsüchtigen und fanatischen Charakter zur Erreichung seiner Ziele unreine, höheren Zwecken schädliche Mittel nicht zu verschmähen. Wenn er einen augenblicklichen Vorteil daraus ziehen kann, beugt er die „hochgehaltenen“ Prinzipien seiner Partei wie seiner Moral, wobei er natürlich durch jesuitische Flunkereien den Glauben an seine Prinzipientreue zu salvieren sucht. Um die kleinbürgerlichen Wähler von Wanzleben bei Magdeburg zu ködern, liess sich ein Kandidat der „revolutionären“ Sozialdemokratie gegen den Vorwurf, ein Revolutionär zu sein, durch ein Flugblatt folgendermassen verteidigen:

„Wie sollte Habermann ein Umstürzler sein, wenn selbst der Kanzler des deutschen Reiches, Fürst Bismarck, Versuche mit dem Programm der Sozialisten anstellt? Wenn selbst unser deutscher Kaiser in seinem Erlass

den sozialistischen Grundgedanken seinem Volke kundgiebt, dass dem wirtschaftlich Schwachen Schutz gewährt werden müsse, also Schutz der Armut gegen die Macht des ausbeutenden Grosskapitals? . . . Wenn nun Habermann dasselbe will — wenn auch in freierer Weise —, was als wünschenswertes Heilmittel gegen das Übel der herrschenden Kapitalmacht und der Grossproduktion von dem Reichskanzler, Fürsten Bismarck, empfohlen wird, dann kann derselbe doch unmöglich ein ‚Umstürzler' sein. Und darum empfehlen wir euch den Habermann."*)

Ein anderer Kandidat der Sozialdemokratie, Hutmacher Aug. Heine aus Halberstadt, welcher „Demokratenhüte" fabriziert und nach grossen Volksmännern („Façon Liebknecht") benennt, liess sich auf Grund eines Flugblattes wählen, das folgende Demagogenblüte enthielt: „Sollen diese Zustände trotz der kaiserlichen Erlasse ewig so bleiben? Nimmermehr. Die Erlasse des Kaisers müssen zur vollen Durchführung gelangen; wer das anstrebt, wähle unsern Kandidaten . . ." Dass es nicht nur kleine Grössen sind, die zu unreinen Mitteln greifen, um gewählt zu werden, zeigt Wilhelm Liebknecht, der — ein alter „Soldat der Revolution" und radikaler Verfechter des „Volksstaats" — das unzertrennliche Wohl des Königs, des königlichen Hauses in Obacht zu nehmen und die Verfassung zu wahren, eidlich versprach, um in den sächsischen Landtag gewählt zu werden, und hinterher**) feierlich versicherte, dass es ihm mit dem Treueide ernst gewesen sei; bei seiner Partei gelte das Wort, und wie die Sozialdemokraten ihr Wort hielten, so würden sie auch den geleisteten Eid halten. Obwohl ich nun annehme, dass hier keine planmässige Demagogie vorliegt, und dass diese Versicherung (die wirklich ernst gemeint, Herrn Liebknecht einer ungeheuerlichen Sinnesänderung anklagen würde) doch nur ironisch zu verstehen ist, kann ich nicht umhin, ein unreines Mittel zu sehen in einer Komödie, die das Treuwort von Millionen Sozialdemokraten zu diskreditieren geeignet ist.

---

*) P. Kampffmeyer: V. Vollmar und die Sozialdemokratie. (W. Werner, Berlin S. Alte Jakobstr. 91.)

**) In der Landtagsverhandlung vom 19. Nov. 1891.

Die Demagogie wird ermöglicht nicht allein durch die erwähnte ordinäre Geistesbeschaffenheit der Masse, sondern auch durch eine gewisse Seite der Politik. Kompliziert wie er ist, bedeutet der Staat für den Massenmenschen, trotz renommistischer Kannegiesserei, ein Buch mit sieben Siegeln; und so gelingt es Leuten, die im Rufe politischer Fachkenntnisse stehen, der Masse zu imponieren und gelegentlich ein X für ein U zu machen; — Politik-Pfaffen, Politik-Quacksalber könnte man sie nennen. Schon Godwin (1793)*) bemerkt von der freien Gesellschaft: „Hier würde kein Demagoge Gelegenheit finden, die Masse zum blinden Werkzeug seiner Pläne zu machen. Die Menschen in einem solchen Gesellschaftszustand würden ihr Glück verstehen und es lieben. Die wahre Ursache, aus der die Masse der Menschheit so oft das Opfer von Betrügern wurde, war die mysteriöse und verwickelte Beschaffenheit des sozialen Systems. Wenn erst einmal die Quacksalberei der Regierung vernichtet ist, wird der gewöhnliche Menschenverstand die flachen Kunstgriffe des Staatsgauklers verhöhnen, der ihn irre führen will."

Ein Seitenstück zur Kompliziertheit des Staates ist die Verwickelung, in welche die Verhandlungen einer demokratischen Versammlung nicht selten geraten. Die mangelhafte Fähigkeit des Massenmenschen, sich bei der Unterscheidung von Begriffen, in der Geschäftsordnung, in Vereins-Statuten oder in einer Fülle von Anträgen zurechtzufinden, bietet dem Demagogen die Möglichkeit, im Trüben zu fischen, In Momenten allgemeiner Verworrenheit hagelt es gewöhnlich Anträge zur Geschäftsordnung; und wer die Advokatenkunst, das „Divide et impera" und andere Regentenkniffe zu handhaben versteht, kann dann die Masse leicht übertölpeln und seinen Absichten dienstbar machen. Eine amüsante Illustration liefert der Züricher Sozialisten-Kongress 1893. Nach den eigenmächtigen Bestimmungen der Brüsseler Vor-Konferenz sollten zu ihm alle Arbeitergewerkschaften zugelassen werden, ferner die-

*) Enquiry into the principles of political justice. London 1793.

jenigen sozialistischen Parteien und Vereine, die auf dem Boden der Arbeiterorganisation und der politischen Aktion stehen. Mit Hilfe des Begriffes „politische Aktion“ und seiner einseitigen Auslegung im Sinne des Parlamentarismus — den bekanntlich die „unabhängigen“ und anarchistischen Sozialisten ablehnen — sollten diese nach dem Plane der parlamentaristischen Sozialdemokraten ausgeschlossen werden von der Teilnahme am Kongress. Zunächst versuchte die Kommission, welche die Vollmachten der Delegierten zu prüfen hatte, die Mandate der beiden Berliner „Unabhängigen“ für ungültig zu erklären, indem sie an ihnen etwas bemängelte, was sie an den Mandaten zahlreicher Sozialdemokraten unbeanstandet liess, dass sie nämlich von einer öffentlichen Volksversammlung ausgestellt waren. Als Landauer hierauf aufmerksam machte und den Formfehler mit dem Hinweis auf die deutschen Vereinsgesetze rechtfertigte, meinte Bebel, diese Ausführung mache auf ihn den Eindruck, als ob er einen Polizeiagenten sprechen höre. Das war aber nur eine Plänkelei der Demagogie; deren Hauptvorstoss erfolgte bei der Auslegung des Begriffes „politische Aktion“.

„Es lagen — so berichtet der Berliner Delegierte Landauer*) — verschiedene Anträge vor: so von seiten der Franzosen Streichung der Worte ‚politische Aktion‘, ein Antrag, dem wir uns im wesentlichen anschlossen. Als Bebel merkte, dass die Sache schief gehen könne, und dass der Kongress die Worte ‚politische Aktion‘ nicht so ohne weiteres als ‚parlamentarische Aktion‘ auslegen würde, entschloss er sich rasch und beantragte hinzuzusetzen: ‚Unter politischer Aktion ist Beteiligung an der Gesetzgebungsmaschinerie zu verstehen.‘ Das war klar, sehr klar, so dass es sehr überflüssig war, dass von anderer Seite noch ausdrücklich beantragt wurde, statt ‚politische Aktion‘ ‚parlamentarische Aktion‘ zu setzen. Über der teilweise sehr heftigen Diskussion verging der Vormittag. Nachmittags wurde sofort bei Beginn der Sitzung von den Engländern, die in der Mittagspause von Aveling etc. in fabelhafter Weise bearbeitet worden waren, Schluss der Diskussion beantragt und auch durchgesetzt. Inzwischen war die Situation verändert worden durch einen von Volders (Belgien) gestellten Antrag: es

*) Im „Sozialist“ vom 26. Aug. 1893. Übrigens stimmt dieser Bericht mit dem der „Züricher Arbeiterstimme“, des Organs der Schweizer Sozialdemokratie, im wesentlichen überein.

solle bleiben bei der Zulassungsbestimmung der Brüsseler Konferenz und alle anderen Anträge sollten damit in Wegfall kommen. Damit nicht ein noch schlimmerer Antrag durchginge, stimmten fast alle Nationen für diesen Antrag; auch die Holländer. Darob grosser Jubel bei den Deutschen, die die Sache, wie wir gleich sehen werden, anders auffassten, und nun glaubten, die Holländer hätten uns im Stich gelassen. Die Holländer freilich wollten sich diesen Beifall nicht gefallen lassen; Cornelissen rief laut: Damit sind also die Anarchisten zugelassen! Im Rathe der Götter aber war es anders bestimmt. Nach der Abstimmung über den Antrag Volders sagte Singer in seinem trockenen Tone: Damit sind also alle anderen Anträge gefallen — mit Ausnahme des Zusatzantrages Bebel. Darob ungeheure Entrüstung, vor allem bei den Franzosen, Engländern und Holländern — und bei Volders selbst. Volders, der doch der einzig Berechtigte war, seinen eigenen Antrag auszulegen, sprang sofort auf die Tribüne und erklärte, alle anderen Anträge seien mit der Annahme seines Antrages abgelehnt, selbstverständlich auch der Antrag Bebel. Nachdem Volders das auf französisch erklärt hatte und zwar in sehr zornigem Tone, fuhr Singer in noch trocknerem Tone, als ob nichts vorgefallen wäre, fort: ‚Wir kommen also jetzt zur Abstimmung über den Bebelschen Antrag'. Grosses sehr berechtigtes Geschrei bei den Engländern, weil die Voldersschen Ausführungen nicht übersetzt worden waren. Es erfolgte darauf endlich die englische Übersetzung. Nun aber kam die unwürdigste Scene dieser ganzen ekelhaften Kongresskomödie. Der Übersetzer, der die Übersetzung aus dem Französischen ins Deutsche und aus dem Deutschen ins Französische zu besorgen hatte, erhob sich und übersetzte Volders in französischer Sprache gegebene Erklärung — ins Französische. Ins Deutsche wurde die ungemein wichtige Rede überhaupt nicht übersetzt, und die Deutschen, Schweizer und Österreicher liessen es sich ruhig gefallen. Wir räudigen Schafe im Hintergrund hatten gut schreien: ‚Zur Geschäftsordnung! Zur Geschäftsordnung! Übersetzen!' Herr Singer war taub — er wusste warum. Unermüdlich rief der wackere Cornelissen: Monsieur Singer, Monsieur Singer, ich verlange das Wort — umsonst, obwohl er direkt in der Nähe Singers sich befand. Es wurde abgestimmt über den vorher abgelehnten Antrag Bebel, und er wurde angenommen. Die Franzosen enthielten sich der Abstimmung, sie schrieen förmlich vor Wut, die Holländer stimmten gegen den Antrag Bebel, und Cornelissen rief mehrmals: ‚Wir sind betrogen! wir sind betrogen!' " —

Nun blieb den nicht-parlamentaristischen Sozialisten nichts übrig, als den Saal zu verlassen. Wie zuvorkommend ihnen dabei von Seiten der siegreichen Majorität unter die Arme gegriffen wurde, ist bekannt.

Von den zahlreichen unreinen Mitteln, welche der Demagoge anwendet, erwähne ich noch das Ausspielen persönlicher

Autorität, wüster Schlagworte und Parteidogmen, die selten ihre kaptivierende Wirkung verfehlen. Ich erwähne die Kunst der Verdrehung, die sich bei hitzigen Streitfällen verblüffend gut bewährt, die Taktik, sachliche Streitigkeiten auf das persönliche Gebiet hinüberzuspielen, sich beleidigt zu stellen, den Gegner persönlich zu diskreditieren, mit Verleumdung und Klatsch seinen Einfluss zu untergraben. Hier einige Beispiele solcher Kniffe, die den Kämpfen der Sozialdemokratie mit den unabhängigen Sozialisten entnommen sind. Als ich in einem Zeitungsartikel sachlich ausführte, das Sozialistengesetz habe eine gewisse Korruption in die sozialdemokratische Partei gebracht, bezog Bebel, auf den mit keiner Silbe hingedeutet war, diese Kritik, trotz meiner Erklärungen und Proteste, fortgesetzt auf sich und hatte nun als beleidigte Majestät leichtes Spiel bei der Masse, zumal seine Verbündeten eine Flut raffinierter Verdächtigungen und Insulten*) auf mich und meine Gesinnungsgenossen losliessen, — was bei der Masse stets Erfolg hat, weil „semper aliquid haeret". Auf dem Erfurter Parteitag (1891) wurde bekanntlich ein Gericht über mehrere Wortführer der oppositionellen Sozialisten gehalten und unter anderen Werner aus der Partei ausgeschlossen. Die förmliche Anklageschrift welche der Parteivorstand den Delegierten unterbreitete, ist in gewissem Sinne ein Meisterstück der Anklagekunst und hat denn auch ihrem Hauptverfasser, dem Reichstagsabgeordneten Auer, den Beinamen des „Staatsanwaltes" der Partei eingebracht. Werner wurde beschuldigt, geäussert zu haben, dass der Parteivorstand Parteigelder nach Gunst an Schmarotzer vergeben habe; und zum Beweise zitierte die Anklageschrift folgende Stelle aus einer persönlichen Bemerkung Werners:

„Die heutigen Schleppenträger, die garnicht wissen, wie hoch sie sich heranschmarotzen sollen, die schon glauben, ihr Magen wird gefüllt, wenn sie bloss einem Reichstagsmitglied die Hand drücken können, erinnere ich doch daran, dass gerade die Herren G. und B. es waren, welche Ende der 80er Jahre zur Gründung eines radikalen Klubs aufforderten gegen die verweichlichte Taktik der Fraktion."

*) Man streute z. B. aus, die Opposition sei Polizei-Mache.

Wer ohne Voreingenommenheit diesen Satz vergleicht mit dem, was die Anklage daraus macht, findet einen bedeutenden Unterschied. Thatsächlich polemisierte Werner nicht gegen die Parteileitung, sondern gegen die Schleppenträger, und deutete keineswegs an, dass die Parteileitung bewusst Schmarotzerei begünstige. Ein Flugblatt, zu dem sich einige Oppositionelle bekannten, musste am meisten herhalten, um den Ausschluss der Bösewichte zu rechtfertigen. Nach Auers Darstellung heisst es in diesem Dokument:

„Majoritätsbeschlüsse in der Fraktion kommen fast immer mit Rücksicht auf andere Parteien und Gesellschaftsklassen zustande und ebnen so den Boden zur Schwenkung nach rechts!"

Abgesehen davon, dass dieser Satz keine persönliche Beleidigung, sondern eine sachliche Kritik enthält, ist er eine Verdrehung des Sachverhalts; denn die Worte „in der Fraktion" sind geradezu eingeschmuggelt in das Flugblatt, dessen inkriminierter Passus thatsächlich folgende Fassung hat:

„Die Majorität einer politischen Partei ist sehr oft eine zufällige und setzt sich, auch bei der Sozialdemokratie, namentlich seit den letzten Wahlen, aus den verschiedensten Interessengruppen zusammen. Majoritätsbeschlüsse kommen daher fast immer mit Rücksicht auf andere Parteien und Gesellschaftsklassen zustande und haben sehr oft mit den Prinzipien der eigenen Partei nicht nur sehr wenig gemein, sondern sie laufen diesen Prinzipien öfter schnurstracks zuwider und ebnen so den Boden zu einer Schwenkung nach rechts, die leider von den meisten erst dann bemerkt wird, wenn sie vor der vollendeten Thatsache stehen."

Zum Überflusse kritisiere ich noch einen Punkt der Anklageschrift. Danach soll das Flugblatt behaupten: „Sozialismus und Demokratie hat nichts gemein mit den Reden unserer Abgeordneten." Wie heisst aber die Stelle des Flugblattes? „In den meisten Fällen hat nun der Sozialismus und auch die Demokratie fast nichts gemein mit dem, was unsere Vertreter im Reichstage den herrschenden Klassen abdisputieren wollen, wie wir weiter unten beweisen werden." Ein Unterschied besteht auch zwischen diesen beiden Auslassungen, aber Herr Auer dachte wohl: Es springt so besser in die Augen. Aus solchen offenbaren Ver-

Autorität, wüster Schlagworte und Parteidogmen, die selten ihre kaptivierende Wirkung verfehlen. Ich erwähne die Kunst der Verdrehung, die sich bei hitzigen Streitfällen verblüffend gut bewährt, die Taktik, sachliche Streitigkeiten auf das persönliche Gebiet hinüberzuspielen, sich beleidigt zu stellen, den Gegner persönlich zu diskreditieren, mit Verleumdung und Klatsch seinen Einfluss zu untergraben. Hier einige Beispiele solcher Kniffe, die den Kämpfen der Sozialdemokratie mit den unabhängigen Sozialisten entnommen sind. Als ich in einem Zeitungsartikel sachlich ausführte, das Sozialistengesetz habe eine gewisse Korruption in die sozialdemokratische Partei gebracht, bezog Bebel, auf den mit keiner Silbe hingedeutet war, diese Kritik, trotz meiner Erklärungen und Proteste, fortgesetzt auf sich und hatte nun als beleidigte Majestät leichtes Spiel bei der Masse, zumal seine Verbündeten eine Flut raffinierter Verdächtigungen und Insulten*) auf mich und meine Gesinnungsgenossen losliessen, — was bei der Masse stets Erfolg hat, weil „semper aliquid haeret". Auf dem Erfurter Parteitag (1891) wurde bekanntlich ein Gericht über mehrere Wortführer der oppositionellen Sozialisten gehalten und unter anderen Werner aus der Partei ausgeschlossen. Die förmliche Anklageschrift welche der Parteivorstand den Delegierten unterbreitete, ist in gewissem Sinne ein Meisterstück der Anklagekunst und hat denn auch ihrem Hauptverfasser, dem Reichstagsabgeordneten Auer, den Beinamen des „Staatsanwaltes" der Partei eingebracht. Werner wurde beschuldigt, geäussert zu haben, dass der Parteivorstand Parteigelder nach Gunst an Schmarotzer vergeben habe; und zum Beweise zitierte die Anklageschrift folgende Stelle aus einer persönlichen Bemerkung Werners:

„Die heutigen Schleppenträger, die garnicht wissen, wie hoch sie sich heranschmarotzen sollen, die schon glauben, ihr Magen wird gefüllt, wenn sie bloss einem Reichstagsmitglied die Hand drücken können, erinnere ich doch daran, dass gerade die Herren G. und B. es waren, welche Ende der 80er Jahre zur Gründung eines radikalen Klubs aufforderten gegen die verweichlichte Taktik der Fraktion."

*) Man streute z. B. aus, die Opposition sei Polizei-Mache.

Wer ohne Voreingenommenheit diesen Satz vergleicht mit dem, was die Anklage daraus macht, findet einen bedeutenden Unterschied. Thatsächlich polemisierte Werner nicht gegen die Parteileitung, sondern gegen die Schleppenträger, und deutete keineswegs an, dass die Parteileitung bewusst Schmarotzerei begünstige. Ein Flugblatt, zu dem sich einige Oppositionelle bekannten, musste am meisten herhalten, um den Ausschluss der Bösewichte zu rechtfertigen. Nach Auers Darstellung heisst es in diesem Dokument:

„Majoritätsbeschlüsse in der Fraktion kommen fast immer mit Rücksicht auf andere Parteien und Gesellschaftsklassen zustande und ebnen so den Boden zur Schwenkung nach rechts!"

Abgesehen davon, dass dieser Satz keine persönliche Beleidigung, sondern eine sachliche Kritik enthält, ist er eine Verdrehung des Sachverhalts; denn die Worte „in der Fraktion" sind geradezu eingeschmuggelt in das Flugblatt, dessen inkriminierter Passus thatsächlich folgende Fassung hat:

„Die Majorität einer politischen Partei ist sehr oft eine zufällige und setzt sich, auch bei der Sozialdemokratie, namentlich seit den letzten Wahlen, aus den verschiedensten Interessengruppen zusammen. Majoritätsbeschlüsse kommen daher fast immer mit Rücksicht auf andere Parteien und Gesellschaftsklassen zustande und haben sehr oft mit den Prinzipien der eigenen Partei nicht nur sehr wenig gemein, sondern sie laufen diesen Prinzipien öfter schnurstracks zuwider und ebnen so den Boden zu einer Schwenkung nach rechts, die leider von den meisten erst dann bemerkt wird, wenn sie vor der vollendeten Thatsache stehen."

Zum Überflusse kritisiere ich noch einen Punkt der Anklageschrift. Danach soll das Flugblatt behaupten: „Sozialismus und Demokratie hat nichts gemein mit den Reden unserer Abgeordneten." Wie heisst aber die Stelle des Flugblattes? „In den meisten Fällen hat nun der Sozialismus und auch die Demokratie fast nichts gemein mit dem, was unsere Vertreter im Reichstage den herrschenden Klassen abdisputieren wollen, wie wir weiter unten beweisen werden." Ein Unterschied besteht auch zwischen diesen beiden Auslassungen, aber Herr Auer dachte wohl: Es springt so besser in die Augen. Aus solchen offenbaren Ver-

Autorität, wüster Schlagworte und Parteidogmen, die selten ihre kaptivierende Wirkung verfehlen. Ich erwähne die Kunst der Verdrehung, die sich bei hitzigen Streitfällen verblüffend gut bewährt, die Taktik, sachliche Streitigkeiten auf das persönliche Gebiet hinüberzuspielen, sich beleidigt zu stellen, den Gegner persönlich zu diskreditieren, mit Verleumdung und Klatsch seinen Einfluss zu untergraben. Hier einige Beispiele solcher Kniffe, die den Kämpfen der Sozialdemokratie mit den unabhängigen Sozialisten entnommen sind. Als ich in einem Zeitungsartikel sachlich ausführte, das Sozialistengesetz habe eine gewisse Korruption in die sozialdemokratische Partei gebracht, bezog Bebel, auf den mit keiner Silbe hingedeutet war, diese Kritik, trotz meiner Erklärungen und Proteste, fortgesetzt auf sich und hatte nun als beleidigte Majestät leichtes Spiel bei der Masse, zumal seine Verbündeten eine Flut raffinierter Verdächtigungen und Insulten*) auf mich und meine Gesinnungsgenossen losliessen, — was bei der Masse stets Erfolg hat, weil „semper aliquid haeret". Auf dem Erfurter Parteitag (1891) wurde bekanntlich ein Gericht über mehrere Wortführer der oppositionellen Sozialisten gehalten und unter anderen Werner aus der Partei ausgeschlossen. Die förmliche Anklageschrift welche der Parteivorstand den Delegierten unterbreitete, ist in gewissem Sinne ein Meisterstück der Anklagekunst und hat denn auch ihrem Hauptverfasser, dem Reichstagsabgeordneten Auer, den Beinamen des „Staatsanwaltes" der Partei eingebracht. Werner wurde beschuldigt, geäussert zu haben, dass der Parteivorstand Parteigelder nach Gunst an Schmarotzer vergeben habe; und zum Beweise zitierte die Anklageschrift folgende Stelle aus einer persönlichen Bemerkung Werners:

„Die heutigen Schleppenträger, die garnicht wissen, wie hoch sie sich heranschmarotzen sollen, die schon glauben, ihr Magen wird gefüllt, wenn sie bloss einem Reichstagsmitglied die Hand drücken können, erinnere ich doch daran, dass gerade die Herren G. und B. es waren, welche Ende der 80er Jahre zur Gründung eines radikalen Klubs aufforderten gegen die verweichlichte Taktik der Fraktion."

*) Man streute z. B. aus, die Opposition sei Polizei-Mache.

Wer ohne Voreingenommenheit diesen Satz vergleicht mit dem, was die Anklage daraus macht, findet einen bedeutenden Unterschied. Thatsächlich polemisierte Werner nicht gegen die Parteileitung, sondern gegen die Schleppenträger, und deutete keineswegs an, dass die Parteileitung bewusst Schmarotzerei begünstige. Ein Flugblatt, zu dem sich einige Oppositionelle bekannten, musste am meisten herhalten, um den Ausschluss der Bösewichte zu rechtfertigen. Nach Auers Darstellung heisst es in diesem Dokument:

„Majoritätsbeschlüsse in der Fraktion kommen fast immer mit Rücksicht auf andere Parteien und Gesellschaftsklassen zustande und ebnen so den Boden zur Schwenkung nach rechts!"

Abgesehen davon, dass dieser Satz keine persönliche Beleidigung, sondern eine sachliche Kritik enthält, ist er eine Verdrehung des Sachverhalts; denn die Worte „in der Fraktion" sind geradezu eingeschmuggelt in das Flugblatt, dessen inkriminierter Passus thatsächlich folgende Fassung hat:

„Die Majorität einer politischen Partei ist sehr oft eine zufällige und setzt sich, auch bei der Sozialdemokratie, namentlich seit den letzten Wahlen, aus den verschiedensten Interessengruppen zusammen. Majoritätsbeschlüsse kommen daher fast immer mit Rücksicht auf andere Parteien und Gesellschaftsklassen zustande und haben sehr oft mit den Prinzipien der eigenen Partei nicht nur sehr wenig gemein, sondern sie laufen diesen Prinzipien öfter schnurstracks zuwider und ebnen so den Boden zu einer Schwenkung nach rechts, die leider von den meisten erst dann bemerkt wird, wenn sie vor der vollendeten Thatsache stehen."

Zum Überflusse kritisiere ich noch einen Punkt der Anklageschrift. Danach soll das Flugblatt behaupten: „Sozialismus und Demokratie hat nichts gemein mit den Reden unserer Abgeordneten." Wie heisst aber die Stelle des Flugblattes? „In den meisten Fällen hat nun der Sozialismus und auch die Demokratie fast nichts gemein mit dem, was unsere Vertreter im Reichstage den herrschenden Klassen abdisputieren wollen, wie wir weiter unten beweisen werden." Ein Unterschied besteht auch zwischen diesen beiden Auslassungen, aber Herr Auer dachte wohl: Es springt so besser in die Augen. Aus solchen offenbaren Ver-

drehungen wurde der Strick gewunden, um die Partei-Ketzer zu henken, und hinterher erhoben die Richter mit moralischem Augenaufschlag die Hand für die Resolution Bebel, die pomphaft verkündigte: „Dass Wahrheit, Recht und Sitte als die Grundlage für das Betragen aller ihrer Mitglieder unter einander nnd gegen alle ihre Mitmenschen ohne Rücksicht auf Farbe, Bekenntnis oder Nationalität anzuerkennen sei.“ —

Es war auf religiösem Gebiete, wo man zuerst in weiten Kreisen empfand, dass Majorisierung Tyrannei bedeutet. „Diejenigen, — bemerkt John Stuart Mill*) die zuerst das Joch der sich so nennenden ‚katholischen‘ Kirche abschüttelten, waren im allgemeinen so wenig, wie diese Kirche selbst, geneigt, eine Verschiedenheit der religiösen Meinung zu gestatten. Als aber die Hitze des Kampfes vorüber war, ohne dass irgend eine Partei einen vollständigen Sieg errungen hatte, und jede Kirche oder Sekte ihre Hoffnungen auf die Behauptung des bereits eingenommenen Bodens beschränken musste, sahen sich die Minderheiten, ohne Aussicht zu Mehrheiten zu werden, genötigt, diejenigen, die sie nicht bekehren konnten, um Duldung ihres abweichenden Glaubensbekenntnisses anzugehen. Auf diesem Schlachtfelde fast allein, wurden daher die Rechte des Einzelnen gegenüber der Gesellschaft auf der breiten Grundlage allgemeiner Grundsätze geltend gemacht, und der Anspruch der Gesellschaft, abweichende Überzeugungen unter ihren Machtspruch zu zwingen, offen in Frage gestellt.“ Ähnlich spricht Spencer**) sich aus: „Schon in Bezug auf religiöse Anschauungen wird thatsächlich dem Individuum das Recht zugestanden, das Gesetz zu missachten, obwohl es den Willen der Majorität aussprechen mag.“ Ich erinnere nur an das protestantische Prinzip, das ‚nach dem Verbot der evangelischen Lehre auf dem Reichstage zu Speyer erklärte, in religiösen Dingen könne nicht eine Mehrheit von Stimmen entscheiden,

*) Über die Freiheit.
**) Spencer: Synthetic Philosophie.

sondern nur das Gewissen des Einzelnen. Die Bresche, welche solchergestalt in die Mehrheitsherrschaft geschossen wurde, dürfte mehr und mehr das politische Gebiet in Mitleidenschaft ziehen. Hat doch die Entwickelung von der Autorität zur Freiheit gewissermassen einen prophetischen Schatten auf religiösem Gebiete. Dieser Umstand bestärkt mich in der Hoffnung, dass die geistliche Herrschaftslosigkeit (der Atheismus), die Freiheit der konfessionellen Minoritäten, die Duldsamkeit gegenüber der religiösen Überzeugung — wie sie wenigstens in der modernen Ethik zur Geltung gelangt ist — die entsprechenden Wirkungen auf dem gesamten sozialen Gebiete haben wird, dass man also der Freiheit, seinen Überzeugungen gemäss zu leben, dieser vollendeten Duldsamkeit, allenthalben erheblich näher gelangen, z. B. die politische Mehrheitsherrschaft überwinden und befugt sein wird, aus dem Staate, da wo er noch bestehen wird, mindestens ebenso unbehelligt auszutreten, wie heutzutage aus der Kirche. Der Umstand, dass wir in die staatliche Unterthanschaft gewissermassen hineingeboren werden und das Ausscheiden daraus mit räumlicher Trennung erkaufen müssen, kommt mir nicht minder barbarisch vor, als der alte Grundsatz: „Cuius regio, eius religio".

Ich habe die Demokratie im Sinne der Mehrheitsherrschaft betrachtet. Demokraten werden einwenden, das sei einseitig, auch eine freiheitliche Seite habe die Demokratie. Allerdings im 17. und 18. Jahrhundert bedeutete Demokratie Befreiung von der Herrschaft der Fürsten, feudalen Herren und Pfaffen. Doch nicht das Volk, sondern eine bestimmte Volksklasse, das Bürgertum, sollte befreit werden. Es gelang dem Bürgertume, diese Ideen insofern zu verwirklichen, als es die Regierung in seine Hand bekam oder wenigstens mit den Fürsten und Junkern teilte. Die unterste Schicht des Volkes, der unbemittelte „vierte Stand" hatte nur einen scheinbaren Anteil an dieser „Freiheit"; thatsächlich war er nach wie vor geknechtet und ausgebeutet — nur in etwas anderen Formen. Das lernte er allmählich einsehen, erwachte zum Klassenbewusstsein und strebte nach Emancipation. Er warf dem

„dritten Stande“ vor, er habe nur eine politische Demokratie eingeführt, nicht aber die soziale; diese aber sei die Hauptsache. In solchem erweiterten Sinne schrieb eine Richtung des Proletariats „Demokratie“ auf ihre Parteifahne. Und um sie zu verwirklichen, diese Sozialdemokratie, strebte man nach Beteiligung der Arbeiter an der Regierung, ja nach Eroberung der gesamten Staatsherrschaft.

Also auch die „freiheitliche Seite“ der Demokratie läuft auf Herrschaft hinaus. Schuld daran ist der Wahn, mittels der Herrschaft könne man Freiheit schaffen — ein Verstoss gegen die Philosophie des reinen Mittels. Diese demokratische Richtung mit ihrem hohen Ziele und ihrem unreinen Mittel findet treffenden Ausdruck in einer Rede, die der belgische Arbeiterführer Dr. De Paepe*) 1864 hielt: „Das Ideal der Demokratie kann nur die Anarchie sein, nicht die Unordnung ... sondern Anarchie im Sinne der Etymologie des Wortes ... die Abwesenheit jeder Regierung, jeder Herrschaft ... Ja die Herrschaftslosigkeit ist es, die wir eines Tages erreichen werden, herbeigeführt durch die Macht des demokratischen Prinzips, die Logik, die geschichtliche Bestimmung ...“ Aber vor der Hand, so meint der Redner, sei Herrschaft, Demokratie notwendig. Diese Meinung ist eigentlich nichts weniger als proletarisch, sie wurde vielmehr aus der Bourgeosie ins Proletariat verpflanzt. Die Arbeiter haben allen Grund, in der Staatsregierung ein Herrschaftsmittel, nicht aber ein Mittel zur Freiheit zu sehen.

Doch ihr Denken arbeitete zunächst nicht selbständig, sondern nährte sich von Brocken der bürgerlichen Philosophie. Weil nun die Bourgeosie in der Regierung die Stütze und Exekutive ihrer Herrschaft gefunden hatte, gab sie ihrer Befriedigung Ausdruck in der Lehre, der Staat sei eine höchst vernünftige Organisation der Gesellschaft, Regierungen und Gesetze seien unentbehrlich. Lassalle und Marx wurden diese Theorie, die sie obenein in Hegels überschwänglicher Form

*) Im Cercle scientifique et fraternel de Patignie.

verdaut hatten, nicht los, während sie der proletarischen Bewegung Ziele und Mittel wiesen. „Eroberung der politischen Macht“ war die Taktik solcher bürgerlichen Arbeiterführer, mochten sie nun Revolutionsprojekte schmieden, „provisorische Regierungen“ bilden, oder Wahlbewegungen einleiten! Recht bezeichnend, was „die historische Entwickelung des Anarchismus“ *) erzählt: „In den zu Genf 1866 angenommenen Statuten (der Internationale) heisst es: ‚Dass aus diesem Grunde die ökonomische Befreiung der Arbeiter das grosse Ziel ist, dem jede politische Bewegung untergeordnet werden muss.‘ Das heisst doch, dass jede politische Bewegung hinter der ökonomischen zurücktritt, und ist auch vollständig richtig. In der englischen Übersetzung von 1867 sind die Worte: as a means — als Mittel – nach den Worten ‚politische Bewegung‘ eingefügt — ohne die Autorisation eines Kongresses, vielmehr als hinterlistige Fälschung, auf die man sich später stützte, um die politische Thätigkeit, Wählen etc. der Internationale aufzuzwingen. Denn ‚als Mittel untergeordnet‘ heisst: als Mittel dienend; also ist die politische Thätigkeit das anzuwendende Mittel; das war Marx' Privatansicht, aber nie die der Internationale.“

Was ich an der Demokratie, wie überhaupt an allen parlamentarischen Parteien von vorn herein aussetze, ist — kurz gesagt — ihr Streben nach der Regierung, wodurch sie den Staat verjüngen, frisches Blut in dies unreine, nur angeblich der Freiheit dienende Mittel bringen. Und was mich von der, — in Deutschland — numerisch stärksten Richtung des Sozialismus vor allem trennt, ist eben diese Demokratie, das Streben der Sozialdemokraten, an Stelle der bürgerlichen Regierung eine neue Herrschaft zu setzen, ihre Gesetzmacherei und Parlamentelei, dieser klägliche Kompromiss zwischen Freiheit und Knechtschaft. Mit Proudhon**) gestehe ich: „Wer Hand an mich legt, mich zu beherrschen, ist ein Usurpator und Tyrann; ich erkläre ihn für meinen Feind.“ Und mit diesem

*) John Müller, 167 William Street, New-York.

**) Bekenntnisse eines Revolutionärs.

echt freiheitlichen Denker halte ich allen Politikern, die regieren wollen, einem Bebel, einem Liebknecht, den Grundgedanken entgegen: „Jeder will sich der Autorität für seine Freiheit gegen die Freiheit anderer bedienen. Dies ist die Bestimmung und die Arbeit der Parteien. Die Autorität war nicht sobald in der Welt eingeführt, als sie auch der Gegenstand der allgemeinen Bewerbung wurde. Autorität, Regierung, Macht, Staat, — diese Worte bezeichnen alle eine und dieselbe Sache. Jeder sieht darin das Mittel, seinesgleichen zu unterdrücken und auszubeuten. Absolutisten, Doktrinärs, Demagogen und Sozialisten richten unaufhörlich ihre Blicke auf die Autorität, wie gegen ihren einzigen Pol. Daher jene Phrase der radikalen Partei, welche Doktrinärs und Absolutisten sicher auch nicht desavouieren werden: Die soziale Revolution ist der Zweck, die politische Revolution (d. h. die Übertragung der Autorität auf andere Personen) das Mittel. Dies heisst: Gebt uns das Recht des Lebens und des Todes über eure Personen und Güter, und wir werden euch frei machen! Seit mehr als sechstausend Jahren sagen uns die Könige und Priester dasselbe! . . . Die Macht muss sich . . . nicht über, sondern unter der Gesellschaft befinden. Und die Philosophie dreht den Satz der Radikalen herum und schliesst: Die politische Revolution oder die Abschaffung der Autorität unter den Menschen ist der Zweck, die soziale Revolution ist das Mittel dazu.“

Den Kardinalfehler des demokratischen Sozialismus bezeichnet auch der Ausdruck „Staatssozialismus“. Die Sozialdemokraten sind trotz ihrer Verwahrungen nichts anderes als Staatssozialisten. Denn sie erstreben die Durchführung des Sozialismus durch die Staatsregierung. Dass sie an eine neue, rein demokratische und sozialistische Regierung denken, unterscheidet sie nicht wesentlich, sondern nur in der Form von den monarchischen und minder radikalen Staatssozialisten. Mit diesen zusammen bilden sie dem freiheitlichen, herrschaftslosen Sozialismus gegenüber eine reaktionäre Masse.

Der Staatssozialismus ist keineswegs eine Erscheinung neueren Datums, sondern so alt wie der Sozialismus überhaupt.

Er entspringt aus der abergläubischen Verehrung des Staates, den man als eine Art Gottheit, begabt mit höchster Macht, Weisheit und Fürsorge, betrachtet. Um nun die segensreiche Leitung dieser Gottheit recht ausgiebig zu geniessen, ordnet man die Volkswirtschaft und überhaupt das soziale Gebiet, auf welches der „Sozialismus“ sich erstreckt, der Staatsregierung unter. Der Staatssozialist und sein Zwillingsbruder der Zwangskommunist trägt kein Bedenken, zu diesem Zwecke einen Despotismus über die Individuen zu verhängen, der manchmal ganz ungeheuerliche Formen annimmt. So will Morelly in seinem „Gesetzbuch der Natur (1755), dass Männlein und Weiblein in einem bestimmten Alter einander heiraten müssen und, falls sie sich unglücklich fühlen, erst nach zehn Jahren die Ehe lösen dürfen. Leute, die sich solchen weisen Wohlfahrtsbestrebungen der Obrigkeit widersetzen, finden in einem Zuchthause Gelegenheit, sich eines Bessern zu besinnen.

„Hier sperrt man diejenigen ein, welche verdient haben, für eine Zeit lang von der Gesellschaft getrennt zu werden. Nahe dabei ist der Begräbnisacker, mit Mauern umgeben, in welchem sich aus sehr starkem Mauerwerk erbaute, ziemlich geräumige und stark vergitterte Höhlen befinden, wo diejenigen Bürger auf ewig eingeschlossen und nachher begraben werden, welche den bürgerlichen Tod verdient haben, d. h. auf immer von der Gesellschaft getrennt zu sein.“

Gracchus Babeuf, ein Schüler Morellys, schug ähnliche Zwangsmassregeln zur Beglückung des Volkes vor, z. B. eine schablonenhaft gleiche Kindererziehung, einen Unterrichtsplan, der sich auf Lesen, Schreiben und Rechnen, Geographie, Geschichte und Gesetzeskunde beschränkt und alle unpraktischen Wissenschaften und Künste ausschliesst. Die Saint-Simonisten schwärmten für einen Staat, der die ganze Volkswirtschaft leitet und jeden Bürger auf einen bestimmten Posten kommandiert. Cabet und seine Anhänger hatten zwar mehr Sinn für Freiheit, huldigten jedoch einer gewissen obrigkeitlichen Gleichmacherei. Wilhelm Weitling, einer der ersten deutschen Theoretiker des Kommunismus, wurde die staatssozialistischen Eierschalen nicht los, phantasierte z. B. von einem Ministerium, das über die Bauten, ja über den Stoff und Schnitt der

Kleider zu verfügen habe. Wie völlig Louis Blanc im Staatssozialismus befangen ist, zeigt die Art, wie er sich die „Organisation der Arbeit“ vorstellt:

„Die Regierung muss als oberste Leiterin der Produktion betrachtet und demgemäss mit einer grossen Gewalt bekleidet werden. Ihre Aufgabe besteht darin, die Konkurrenz vermittels der Konkurrenz selbst zu verdrängen. Die Regierung muss eine Anleihe machen, deren Ertrag in Errichtung von Gesellschaftswerkstätten in den Hauptzweigen der Nationalindustrie zugewiesen wird. Da eine solche Schöpfung einen bedeutenden Fond erfordert, so muss die Zahl der Urwerkstätten streng begrenzt sein, allein sie werden eben vermöge ihrer Organisation, wie man weiter unten sehen wird, eine unendliche Kraft sich auszudehnen besitzen. Als einziger Gründer der Gesellschaftswerkstätten ist die Regierung zu betrachten, welche daher auch die Gesellschaftsstatuten zu entwerfen hat. Diese von der Nationalvertretung erörterten und notierten Statuten müssen Gesetzeskraft haben.“

Die Pläne Louis Blancs teilte im wesentlichen Ferdinand Lassalle, und die hegelische Staatsschwärmerei dieses einflussreichen Führers vermochte die deutsche Sozialdemokratie niemals zu überwinden, obwohl das Jahr 1890 die „Produktivgenossenschaften mitStaatshülfe“ aus dem Parteiprogramme strich. Dass auch Marx und Engels dem Staatssozialismus opferten, zeigt das „kommunistische Manifest“ vom Jahre 1848, das für Expropriation des Grundeigentums und Verwendung der Grundrente zu Staatsausgaben, eine Nationalbank mit Staatskapital, Zentralisation des Transportwesens in den Händen des Staates, allgemeinen Arbeitszwang eintritt. Die Anflüge von herrschaftslosem Sozialismus, von denen diese sozialdemokratischen Kirchenväter in ihren jüngeren Jahren versucht wurden, sind vom Staatssozialismus gänzlich überwuchert worden. Unzweideutige Beweisstücke hierfür haben z. B. zwei Kongresse der Internationale geliefert. Zu Lausanne (1867) beantragte die Kommission, welche „die Rolle des Staates“ prüfen sollte, die Forderung, „dass der Staat Eigentümer der Transport- und Verkehrsmittel wird, um endlich das mächtige Monopol der grossen Erwerbsgenossenschaften zu brechen.“ Die geringe Opposition, welche diese Richtung fand, unterlag vollends im nächsten Jahre (1868) auf dem Kongress zu Brüssel, wo man

die Umwandlung der Bergwerke, Eisenbahnen, Strassen und Kanäle, des Grund und Bodens „in gemeinsames Staatseigentum“ für eine „soziale Notwendigkeit“ erklärte.

Ein komisches Schauspiel bietet die gegenwärtige Sozialdemokratie, wie sie sich zum Staatssozialismus stellt. Offiziell sucht sie ihn zu verleugnen, um nicht mit den monarchistischen und weniger radikalen Regierungssozialisten zusammengeworfen zu werden, deren Ansehen zu stärken und die unbewusst freiheitlichen Parteigänger nicht zum Bewusstsein ihres Gegensatzes zu bringen. Doch die Ideen vom „Zukunftsstaate“, wie sie in den Köpfen der grossen Masse „zielbewusster Genossen“, spuken, sowie viele Geständnisse, zu denen Parteiführer sich verlocken liessen, wenn ihnen im Reichstage das Herz aufging, sind durchaus staatssozialistisch. Der konsequenteste und offenherzigste Vertreter dieser Richtung dürfte Herr von Volmar sein, welcher in der „Revue bleue“ und darauf in seiner Schrift „Über Staatssozialismus“*) unter anderem folgendermassen aus der Schule plaudert:

„Ich bin der Meinung, dass die Sozialdemokratie keinerlei Grund hat, den Gedanken des Staatssozialismus an sich mit besonderem Eifer zu bekämpfen. Werden doch im Gegenteil eine Reihe von Massregeln zur stufenweisen Anbahnung einer besseren Gesellschaftsorganisation von uns angestrebt und schliesslich mit beschlossen werden, welche man als staatssozialistische bezeichnen kann. Diese Erwägung hat auch dazu mitgewirkt, dass bei Ausarbeitung des neuen Programmes der Partei zu Erfurt 1891 ein besonderer Satz gegen den Staatssozialismus, welcher im Entwurf enthalten war, weggelassen wurde.“

Volmar, der wegen solcher Auslassungen von Liebknecht und Bebel zum Sündenbock gemacht wurde**), ist keineswegs das einzige „enfant terrible“ der deutschen Sozialdemokratie. Liebknecht selber, der so entrüstet vor Volmars Richtung warnt, ist oft genug noch entschiedener für den Staatssozialismus eingetreten. So sagte er bei der Beratung der Bis-

*) Nürnberg 1892, Wörlein & Co.

**) Im „Vorwärts“, dem Centralorgan der deutschen Sozialdemokratie. (21. Juli 1892.)

marckschen Unfallversicherung*): „Wir glauben, dass es ein Zeichen niederer Kultur ist, wenn der Gegensatz zwischen Arm und Reich gross ist. Wir glauben, dass die fortschreitende Kultur allmählich diesen Gegensatz ausgleichen wird, und wir glauben, dass der Staat, von dessen Zweck und Bestimmung wir die höchsten Vorstellungen haben, die Kulturaufgabe hat, den Gegensatz zwischen Arm und Reich aufzuheben, und weil wir dem Staat diese Mission zuerkennen, darum treten wir im Prinzip für dieses vorliegende Gesetz ein. . . Der ganze Staatsbegriff — wie er sich beiläufig mit am schärfsten in Preussen ausgeprägt hat, — hat seinem Wesen nach eine sozialistische Grundlage. Der Kulturmensch kann nur im Staate existieren, und darum scheuen wir uns keineswegs vor dem Einwand, der uns von jener Seite (zur Linken) gemacht wird, dass wir, indem wir auf diesem Gebiet für die Staatsversicherung eintreten, dem Staat eine allzu grosse Macht einräumen.“ In der Reichstagssitzung vom 5. November 1889 nannte Liebknecht die Sozialdemokratie eine „eminent staatsbildende Partei“ . . . „Die Sozialdemokraten und der Sozialismus allein sind imstande, den heutigen Staat mit Lebenskraft und gesundem Lebensblut zu erfüllen . . . Es handelt sich nach unserer Anschauung darum, den Staat zu sozialisieren, der heute anarchistisch ist. Sie alle verteidigen den anarchistischen Staat. Man kennt das Wort Napoleons: Europa wird kosakisch oder republikanisch werden. Der Gegensatz ist falsch, ist antiquiert; zwischen dem republikanisch und kosakisch liegt viel dazwischen. Die Zeit ist da, wo der andere Gegensatz in Kraft kommt, und es sich entscheiden muss, ob die Welt anarchistisch oder sozialistisch sein soll. Wir sind die Sozialisten, die den Staat retten wollen**), indem

*) Reichstagsrede vom 31. Mai 1881.

**) Einen klassischen Ausdruck hat dieser Gedanke in den Versen Freiligraths gefunden: „Wir sind die Kraft, wir hämmern jung das alte morsche Ding, den Staat, Die wir von Gottes Zorne sind bis heut das Proletariat.“

wir ihn umgestalten, und Sie, welche die heutige anarchistische Gesellschaft erhalten wollen, Sie stürzen den heutigen Staat mit der Taktik, welche Sie befolgen, in das Verderben.“ An anderer Stelle sagt Liebknecht: „Sie haben die staatsbildende, die staatsgründende Kraft des Sozialismus nicht verstanden! Der heutige Staat kann sich nur dadurch verjüngen, dass er den Sozialismus auf dem Wege der Gesetzgebung einführt... Die Sozialdemokratie ist gerade die Partei, auf welche der Staat, wenn Staatsmänner an der Regierung wären, in erster Linie sich stützen müsste.“ Das sind nur einige Proben staatssozialistischer Tendenz. Eine Fülle ähnlicher Auslassungen ist noch zu finden in den Schriften, Zeitungsartikeln und Reden der Sozialdemokratie.*)

Gegen meine Auffassung der zitierten Aussprüche liesse sich einwenden, unter dem „Staat“, den Liebknecht hier verherrlicht, sei kein herrschaftlicher, ausbeuterischer Staat, sondern die Organisation einer freien Gesellschaft verstanden. Ich kann das in Abrede stellen.

Die Sozialdemokratie massgeblicher Richtung meint, durch Reformen des heutigen „Klassenstaates“ könne man zur sozialistischen Gesellschaft gelangen, gewissermassen — wie Liebknecht sich ausdrückt — „hineinwachsen“.

„Wenn der Staat — so meint dieser Führer**) — sich an die Spitze der Sozialreform statt an die Spitze des Kapitalismus setzte, dann könnte langsam auf gesetzmässigem Wege das Ziel der friedlichen Umgestaltung der Menschheit, ohne dass Individuen und Personen zu Grunde gehen, erreicht werden.“

Sozialreformen, die am heutigen Staate herumflicken, wie progressive Einkommensteuer, Erbschaftssteuer, Verstaatlichung

*) Eine hübsche Blütenlese findet sich bei P. Kampffmeyer: v. Vollmar und die Sozialdemokratie. (W. Werner, Berlin S. Alte Jakobstrasse.) H. Müller: Der Klassenkampf in der deutschen Sozialdemokratie. (Verlags-Magazin, Zürich). G. v. Vollmar: Über Staatssozialismus. (Nürnberg, Wörlein & Co.) Dr. Benedikt Friedländer: Der freiheitliche Sozialismus. (Berlin, F. Harnisch & Co.)

**) Bei den Reichstags-Debatten über den „Zukunftsstaat“ vom Februar 1893.

der Ärzte und Apotheken, obrigkeitliche Beschränkungen der Arbeit, Arbeiterversicherungen*), unternimmt die sozialdemokratische Partei. Wäre nun ihr Ziel eine herrschaftslose Gesellschaft, so könnte sie nicht solche Reformen anstreben, die, weit entfernt, zur Überwindung des Gewaltstaates beizutragen, dessen Macht vielmehr verstärken und einer staatssozialistischen Allmacht annähern. Oder bildet sich die Sozialdemokratie etwa ein, durch Staatsreformen, die nichts als eine Erneuerung der Herrschaft sind, könne man aus der Herrschaft hinaus zur Freiheit gelangen? Das geht ebensowenig, als schwarzes Tuch in Tinte sich weiss waschen lässt. Wähnt die Sozialdemokratie etwa, der Staat, der wesentlich eine Anstalt zur Aufrechterhaltung der Privilegien ist, werde sich selber entstaatlichen, also jenem Münchhausen gleichen, der sich eigenhändig an seinem Haupthaar aus der Grube zieht, oder auch dem Thoren, welcher den Ast absägt, auf dem er sitzt. Als Karl Marx noch nicht der Staatsknechtschaft verfallen war, schrieb er treffend**): „Der Staat ist unfähig, den Pauperismus zu beseitigen. Soweit sich die Staaten mit dem Pauperismus beschäftigen, sind sie bei Verwaltungsmassregeln, Wohlthätigkeit stehen geblieben. Kein Staat kann anders verfahren. Denn um wirklich das Elend aufzuheben, muss er sich selbst aufheben, da der Grund des Übels im Wesen des Staates liegt — und nicht etwa, wie so viele Radikale und Revolutionäre glauben, in einer bestimmten Staatsform, an deren Stelle von diesen irgend eine andere Staatsform vorgeschlagen wird. . . . Die Existenz des Staates und die Existenz der Sklaverei sind unzertrennlich. Der antike Staat und die antike Sklaverei waren nicht inniger aneinander geschmiedet als der moderne Staat und die moderne Schacherwelt.“ Ähnlich spricht sich Proudhon aus: „Der Sozialismus ist völlig in die Illusion des Radikalismus verfallen. Der göttliche Plato giebt davon schon vor 2000 Jahren ein trauriges Beispiel. St. Simon, Fourier, Owen,

*) Vergl. das Erfurter Programm.

**) Zitiert nach H. Müller: „Der Klassenkampf in der deutschen Sozialdemokratie.“

Cabet, Louis Blanc, alles Anhänger der Organisation der Arbeit durch den Staat, mittels des Kapitals oder irgend einer Autorität, rufen . . . die ‚Revolution von oben' herbei. Anstatt das Volk zu lehren, sich selbst zu organisieren, statt an seine Erfahrung und Vernunft zu appellieren, begehren sie von ihm die Macht und Gewalt. Wodurch unterscheiden sie sich von den Despoten? Sie sind aber auch Utopisten, wie alle Despoten; diese verschwinden, und jene können nicht Wurzel fassen. Es enthält einen Widerspruch, dass die Regierung jemals revolutionär sein könne, und zwar aus dem ganz einfachen Grunde, weil sie Regierung ist. Die Gesellschaft allein, die von Intelligenz durchdrungene Masse kann sich selbst revolutionieren, weil sie allein auf vernünftige Weise ihren freien Willen darlegen, das Geheimnis ihres Ursprungs analysieren und entwickeln, ihren Glauben und ihre Philosophie verändern kann. Die Regierungen sind die Geisseln Gottes, eingeführt, um die Welt in Zucht und Ordnung zu halten. Und ihr verlangt, dass sie sich selbst vernichten, die Freiheit schaffen und Revolutionen machen! Das ist unmöglich." *) Ich kann mir nicht denken, dass die Leitung der sozialdemokratischen Partei von heute dieser Illusion huldigt. Es bleibt nichts übrig, als die Annahme, dass ihr Ziel nicht die freie Gesellschaft, sondern eine neue Form der Herrschaft, nämlich der sozialistische Staat ist.

In diesem Sinne hat in der That Liebknecht sich ausgesprochen.**) „Der wissenschaftliche Sozialismus hat erkannt, dass der Staat nichts ist als ein Organ der Klassenherrschaft. ‚Die politische Gewalt im eigentlichen Sinne ist die organisierte Gewalt einer Klasse zur Unterdrückung einer andern.' (Kommunistisches Manifest.) Der Ausdruck ‚Klassenstaat' zur Kennzeichnung des wirklichen Staates erscheint uns daher unglücklich gewählt. Giebt es denn einen anderen Staat? Man weist mich auf den ‚Volksstaat' hin. Darunter versteht man wohl den vom Proletariat eroberten Staat. Aber auch der wird ein

*) Bekenntnisse eines Revolutionärs.

**) „Neue Zeit", Band II. (1890/91) S. 750.

‚Klassenstaat' sein. Das Proletariat wird die anderen Klassen beherrschen."

Freilich fügt der Verfasser hinzu: „Ein grosser Unterschied zu den bisherigen Staaten wird allerdings vorhanden sein: das Klasseninteresse des Proletariats verlangt die Aufhebung aller Klassenunterschiede. Das Proletariat kann seine Herrschaft nur dazu benutzen, die Grundlagen der Klassenscheidung, so rasch es die Verhältnisse erlauben, zu beseitigen, d. h. das Proletariat wird den Staat erobern, nicht um ihn zu einem ‚wahren' Staat zu machen, sondern um ihn aufzuheben; nicht um den ‚wahren' Staatszweck zu erfüllen, sondern um den ‚Staat' zwecklos zu machen."

Dieser Zusatz sucht den „Volksstaat" rosig zu färben und als einen uneigentlichen Staat mit harmloser Regierung hinzustellen, vermag aber nicht zu leugnen, dass er eine Herrschaft bedeutet. Dass die Regierung im „Volksstaat" jedoch kein harmloses Soi-disant ist, wird sich zeigen.

Im Erfurter Programm (1891) wird das volkswirtschaftliche Ziel der Sozialdemokratie folgendermassen angedeutet: „Nur die Verwandlung des kapitalistischen Privateigentums an Produktionsmitteln — Grund und Boden, Gruben und Bergwerke, Rohstoffe, Werkzeuge, Maschinen, Verkehrsmittel — in gesellschaftliches Eigentum, und die Umwandlung der Warenproduktion in sozialistische für und durch die Gesellschaft betriebene Produktion kann es bewirken, dass der Grossbetrieb und die stets wachsende Ertragsfähigkeit der gesellschaftlichen Arbeit für die bisher ausgebeuteten Klassen aus einer Quelle des Elends und der Unterdrückung zu einer Quelle der höchsten Wohlfahrt und allseitiger, harmonischer Vervollkommnung werde." — „Gesellschaftliches Eigentum für und durch die Gesellschaft" betriebene Produktion — diese Quintessenz dessen, was die Sozialdemokraten neuester, angeblich verbesserter Auflage wollen, erscheint mir zunächst so nebelhaft, wie der Orakelspruch vorsichtiger Pfaffen. Ich spüre das peinliche Bemühen, nur ja nicht deutlich über die Zukunft zu reden, — diesen dogmatischen Grundsatz

der orthodoxen Marxisten, welche gleich über „Utopie“ zetern, wenn jemand den Versuch macht, von ihnen oder durch eigenes Nachdenken Aufschlüsse zu erhalten über die positive Gestaltung des Sozialismus. „Wer unsern Standpunkt begriffen hat — erklärt ein Katechetiker der allein seligmachenden Partei*) — für den ist es klar, dass es unmöglich ist, vorauszusagen, wie die sozialistische Wirtschaftsgenossenschaft aussehen wird. Sie wird nicht fix und fertig am Tage nach der Revolution dastehen, sondern das Produkt einer Entwickelung sein. Sie selbst wird in steter Entwickelung begriffen sein, wird neue Fragen, neue Probleme aus sich erzeugen. Darüber mögen sich unsere Kinder und Kindeskinder den Kopf zerbrechen — und die sozialpolitischen Kinder von heute.“ Im Vergleich zu einem Bebel, einem Engels, die in prophetischer Anwandlung die Nähe des sozialdemokratischen Himmelreiches angekündigt haben, scheint der „wissenschaftliche Sozialist“ Kautsky ein gar ungläubiger Thomas zu sein. Doch thun wir ihm nicht Unrecht; er hat seinen Glauben, nämlich den Glauben an die Gottheit „Entwickelung“, die alles wohl macht, ohne dass wir uns den Kopf zu zerbrechen brauchen. „Die Aufgabe der Sozialdemokratie ist es nicht, der Entwickelung ihren Weg vorzuschreiben; sie hat nur die Hindernisse der Entwickelung zu beseitigen; sie hat die Bahn frei zu machen für die Entwickelung der sozialistischen Gesellschaft, sie hat nicht diese künstlich zu fabrizieren.“ Mit anderen Worten: Die Sozialdemokraten sind nur negativ, sie reissen nieder, und dann kommt — wie Bebel sagt**) — „von selbst“ die Entwickelung und baut die neue Gesellschaft auf. Also „der Entwickelung ihren Weg vorzuschreiben“, soll nicht Aufgabe der Sozialdemokratie sein? Als ob die Entwickelung etwas von den Menschen Unabhängiges wäre, als ob sie zustande käme ohne menschliches Denken, Wollen, Planen und Handeln! Was hier aus Kautsky

*) Grundsätze und Forderungen der Sozialdemokratie. Erläuterungen zum Erfurter Programm von K. Kautsky und B. Schönlank. Berlin 1892. Verlag des Vorwärts.

**) Reichstagsrede über den „Zukunftsstaat“. Verlag d. „Vorwärts“, S. 17.

spricht, ist jene „materialistische Geschichtsauffassung“ der Epigonen von Marx, jener Materialismus mit den Händen in der Hosentasche, den ich bereits gekennzeichnet habe als eine einseitige Übertreibung. „Der Entwickelung den Weg vorzuschreiben“ gehört allerdings zur Aufgabe des Sozialismus, wie überhaupt eines jeden gesellschaftlichen Strebens. Wendet der Marxist dagegen ein, es sei thöricht, soziale Pläne, die abseits vom Gange der Entwickelung liegen, eigensinnig und gewaltsam zu verfolgen, so gebe ich das vollkommen zu, bemerke jedoch, dass diese Weisheit im Grunde eine Tautologie ist, nämlich nichts anderes bedeutet als: Das Undurchführbare lässt sich nicht durchführen. Ob nun ein sozialer Plan undurchführbar oder durchführbar ist, darüber können wir freilich keinen unfehlbaren Aufschluss gewinnen, weil wir keine Propheten sind; und Kautsky hätte sich die Versicherung sparen können, „dass es unmöglich ist, vorauszusagen, wie die sozialistische Wirtschaftsgenossenschaft aussehen wird“; denn niemand verlangt von den Sozialdemokraten solche Sehergabe; auch darin sind wir uns wohl einig, dass die sozialistische Gesellschaft „niemals fix und fertig“ und über die Weiterentwickelung erhaben sein könnte. Was man indessen von „wissenschaftlichen“ Soziologen, die an der Durchführung einer sozialen Idee arbeiten, billig verlangen kann, ist, dass sie sich und ihren Genossen den Inhalt und die Durchführbarkeit dieser Idee nach Möglichkeit klar machen, dass sie also nicht bloss eine unbestimmte Andeutung, sondern einen Bauplan ihrer neuen Gesellschaft liefern. Möglich, dass die Nachwelt diesen Bauplan nicht ausführen kann oder mag. Möglich aber auch, dass er, ein Meisterstück scharfsinniger Soziologie, im wesentlichen oder wenigstens grossenteils beibehalten wird und sich bewährt. Nicht bloss mit der ersten, sondern auch mit der zweiten Möglichkeit sollte der Sozialismus rechnen; er sollte also zeigen, wie die von ihm empfohlene Volkswirtschaft aussehen kann — nicht „wird“. Thut er das nicht, verzichtet er darauf, soziale Baupläne auszuarbeiten, überlässt er es einer spätern Zeit, so ist es zwar möglich, dass diese ihre Aufgabe zur Zufriedenheit

löst, aber auch möglich, dass sie, vor das „hic Rhodus, hic salta“ gestellt, im Sozialismus eine undurchführbare oder unheilvolle Organisation erkennt und nun bedauert, dass die Vorgenerationen so vertrauensselig in einer bestimmten Richtung marschiert sind. Vor solchen Sackgassen gilt es die Entwickelung nach Kräften zu bewahren. Es gilt demnach, nicht nur unbestimmte Andeutungen von „gesellschaftlichem Eigentum“ und einer „sozialistischen, für und durch die Gesellschaft bebetriebenen Produktion“, zu machen, sondern auch zu erklären, was man sich darunter vorstellt, wie also der Sozialismus beschaffen sein könnte. Erst dann lässt sich sehen, was an dem Sozialismus ist, ob er möglich und wünschenswert ist. Solange die Sozialdemokratie jedoch verzichtet auf Verdeutlichung ihres Zieles, kann sie keinen Anspruch machen auf Wissenschaftlichkeit; denn sie weiss selber nicht recht, was sie will, und macht es unmöglich, mit ihr darüber zu diskutieren. Und solange sie auf Verdeutlichung ihres Zieles verzichtet, setzt sie sich dem Vorwurfe aus, leichtfertig ins Blaue hinein zu wirtschaften und, den bestehenden sozialen Bau demolierend, das Volk einer noch schlechtern Herberge oder gar der Obdachlosigkeit zu überliefern. Noch grösser ist die Leichtfertigkeit, wenn man mit Bebel meint, in kaum einem Jahrzehnte werde die Sozialdemokratie in den Besitz der Macht gelangen, und es gebe wenige Mitglieder des Erfurter Kongresses, welche die Verwirklichung ihrer letzten Ziele nicht erleben werden.

Doch die Sachlage ist noch fataler. Während die Sozialdemokratie einerseits es ablehnt, einen sozialen Bauplan zu entwerfen, kristallisieren sich andererseits in den Köpfen gerade der einflussreichsten „Genossen“ Zukunftsvorstellungen, die, beherrscht vom Staats-Aberglauben und auch wohl von den staatssozialistischen Kirchenvätern der Partei — mit eigensinniger Einseitigkeit auf den Staatssozialismus hinauslaufen. Und so trifft die Bemerkung des kommunistischen Anarchisten Krapotkin*) völlig zu: „Die, welche so thun, als ob sie den

*) Théorie et pratique.

‚Theorien' keinerlei Bedeutung zumessen, thun dabei alles, um für die ihrigen Propaganda zu machen. Und während wir nun diese Art der Diskussion vermeiden, machen andere Propaganda für ihre eigenen Pläne und streuen die Saat ihrer Irrtümer aus, gegen welche man eines Tages wird kämpfen müssen."

Die auf den ersten Blick nebelhaft erscheinende Redensart des Erfurter Programms „Umwandlung der Warenproduktion in sozialistische, für und durch die Gesellschaft betriebene Produktion" stellt sich bei näherem Zusehen als Staatssozialismus in nuce heraus. Die „Gesellschaft" soll produzieren! Also thut sie es heutzutage nicht. Das heisst mit anderen Worten: Die Privatwirtschaft soll abgeschafft werden. Und wer ist nun diese „Gesellschaft", welche die Produktion betreiben, „für sich" betreiben soll? Sind es die Millionen Genossen? Sollen sie etwa als einheitlicher Körper und — wie das in jeder Demokratie selbstverständlich ist — durch Mehrheitsbeschlüsse die Produktion und die Konsumption unmittelbar organisieren? Die unerlässliche Vorbedingung einer solchen Organisation wäre, dass jeder Genosse sich nicht allein um alle möglichen Zweige des wirtschaftlichen Lebens, um Landwirtschaft, Maschinenbau, Kleidermacherei u. s. w., kümmerte, sondern auch auf all diesen Gebieten sachverständig wäre. Schon die ausgeprägte Arbeitsteilung und fortschreitende Spezialisierung der Produktion macht diese Bedingung absolut unerfüllbar. Es bleibt nichts übrig, als jene Stelle des Programms im staatssozialistischen Sinne zu verstehen, derart also, dass die Millionen eine Behörde zur Leitung der Produktion und Konsumption wählen. K. Kautsky, ein Hauptverfasser des Erfurter Programms, bezeichnet denn auch in seinen Erläuterungen hierzu*) mit nackten Worten den Staatssozialismus als das Ziel der Sozialdemokratie. Nach seiner Meinung haben

*) Grundsätze und Forderungen der Sozialdemokratie. Erläuterungen zum Erfurter Programm von K. Kautsky und Bruno Schönlank. Berlin, Verlag des „Vorwärts".

„die arbeitenden Klassen alle Ursache, sobald die Staatsgewalt ihnen gehört, die Ausdehnung der Staatswirtschaft möglichst zu beschleunigen“ . . . „Und das Endziel der Entwickelung, sobald einmal das Proletariat ans Staatsruder gekommen, ist die Vereinigung sämtlicher Betriebe zu einem einzigen ungeheuren Staatsbetrieb, d. h. die Verwandlung des Staates in eine einzige Wirtschaftsgenossenschaft. Die kapitalistische Produktion hört auf und eine neue Produktionsweise entfaltet sich, begründet auf dem Gemeineigentum an den Produktionsmitteln. Oder, wenn man will, die alte kommunistische Produktion lebt wieder auf, in neuer, der Entfaltung der Produktionsmittel entsprechender Form. Die Warenproduktion und das Privateigentum an den Produktionsmitteln sind überwunden; die neue Wirtschaftsgenossenschaft, die aus dem Staate herauswächst, besitzt selbst alle Produktionsmittel, deren sie bedarf und erzeugt alles für sich und ihre Mitglieder im wesentlichen Notwendige selbst. Eine derartige Wirtschaftsgenossenschaft ist ein sozialistisches Gemeinwesen: Sie ist das Ziel der Sozialdemokratie.“

Solcher Staatssozialismus verkennt den Charakter der Staatsregierung und die Grundlagen der sozialen Freiheit. Er verkennt, dass die Regierungsmänner in geistiger und sittlicher Hinsicht simple Beamte sind, nicht die überlegenen, göttergleichen Wesen, die ein respektvoller Unterthanenverstand an der Spitze des Staates wähnt. Er verkennt, dass sie durchaus kein aussergewöhnliches oder auch nur ursprüngliches Wissen von den sozialen Bedürfnissen und Heilmitteln haben, dass es vielmehr die Gesellschaft, das private Leben, das Individuum ist, woraus alle Kenntnis der Bedürfnisse, alle Wissenschaft und Fachkenntnis, alle Güte und alle Macht entspringt, und dass die Staatsregierung im günstigen Falle, wenn sie nämlich verhältnismässig heilvoll wirkt, nur das geben kann, was ihr aus dieser Quelle zugeströmt ist. Er verkennt ferner, dass die eigenartige Macht des Staates sich so ziemlich auf brutale Gewalten beschränkt, nämlich auf Autorität, Geld und gewaffnete

Knechte. Er verkennt endlich, dass eine staatliche Regierung der Volkswirtschaft in so bedeutende Widersprüche mit Freiheit und Vernunft gerät, dass wohl nur Gedankenlosigkeit oder plebejische Unterschätzung der persönlichen Freiheit und Individualität zu Gunsten der Futterkrippe und Majorität sich dafür begeistern kann.

Zum Beweise mache ich darauf aufmerksam, dass nach dem Erfurter Programm die „Warenproduktion" beseitigt werden soll. Was bedeutet das? — Kautsky unterscheidet in seinen „Erläuterungen" „Produktion für den Selbstverbrauch (im weitesten Sinne) und Produktion für den Tausch oder Verkauf" und fährt fort: „Letztere ist die Warenproduktion. . . Der einzelne Wirtschaftsbetrieb erzeugt nicht mehr alles selbst, was er braucht, er erzeugt aber von der besondern Art von Gütern, die er ausschliesslich produziert, mehr als er braucht. Den Überschuss tauscht er aus gegen Güter, die er braucht, aber nicht selbst erzeugt. Derartige Güter, die zum Tausch, beziehungsweise zum Verkaufen, nicht zum Selbstgebrauch erzeugt werden, sind Waren." Solche Warenproduktion also soll abgeschafft und an ihre Stelle die Produktion „für und durch die Gesellschaft" gesetzt werden?

Soll vielleicht jeder Genosse oder jede genossenschaftliche Gruppe nur für ihren „Selbstverbrauch" produzieren? Das ist offenbar nicht gemeint; denn das wäre Barbarei. Folglich bringt der Produzent auch im sozialistischen Staate „mehr, als er braucht" hervor und giebt den Überschuss — natürlich den grössten Teil seines Produktes — an Leute, die dessen bedürfen und in der Lage sind, durch Abgabe von Erzeugnissen ihrerseits einem Bedürfnisse jenes Produzenten abzuhelfen. Wie kommt nun Kautsky zu der Meinung, solches Geben und Nehmen sei kein „Tausch?" Was ihn hierzu verleitet, ist eine Personifikation der sozialistischen „Gesellschaft", die ihm nicht als eine Summe von Produzenten oder produzierenden Gruppen, sondern als eine Einheit nach Art der Person, folglich als ein einziger grosser Produzent erscheint, der für sich und durch sich, für seinen Selbstverbrauch, nicht aber für den Tausch

produziert. Nichts also als ein metaphysisches Taschenspieler-Kunststück scheint dem Ausdruck „für und durch die Gesellschaft betriebene Produktion“ zu Grunde zu liegen, — dasselbe Sophisma, welches Liebknecht anwandte zum Beweise, dass es in seinem „Volksstaate“ keine Herrschaft gebe, — ein Sophisma, dem wir übrigens nochmals begegnen werden.

Doch die Abschaffung der „Warenproduktion“ bedeutet keine blosse Wort-Tüftelei, sondern etwas schlimmeres. Gemeint ist eine herrschaftliche Bevormundung der Genossen durch den Staat; und jenes metaphysische Kunststück dient zur Verhüllung solcher Staatsknechtschaft. Gemeint ist nämlich, dass der Produzent nicht das Recht haben soll, selbständig, nach freier Vereinbarung seine Erzeugnisse mit denen eines anderen Produzenten auszutauschen. Sie sollen vielmehr von der „Gesellschaft“ — will heissen: von der sozialdemokratischen Regierung — in Empfang genommen und dann nach einem bestimmten Gesetzes-Modus den Konsumenten „verabreicht“ werden. Wenigstens pflegt diese Vorstellung in den Köpfen der Genossen zu spuken, genährt von der sozialdemokratischen Litteratur. Einen charakteristischen Beleg hierfür liefert „Die soziale Baukunst“ von A. Petzler*), wo es heisst, dass „in dem neuen sozialen Staate. . . alles, was zum Lebensunterhalt und zum Vergnügen aller Mitglieder der Gesellschaft notwendig und zuträglich ist, ihnen vom Staate aus verabreicht wird“ . . .

Was die Sozialdemokraten solchem Staatssozialismus in die Arme getrieben hat, ist wohl grossenteils Mangel an Sinn für Freiheit, aber auch ein intellektueller Defekt, nämlich verkehrte Herleitungen der wirtschaftlichen Ausbeutung. Die „Warenproduktion“, den „Markt“, die „freie Konkurrenz“ hält man für Grundlagen des sozialen Übels. Das sind nun allerdings Eigenschaften unserer ausbeuterischen Volkswirtschaft, nicht aber die entscheidenden Eigenschaften, auf denen die

*) Hottingen-Zürich 1879. Citiert von B. Friedländer im „Freiheitlichen Sozialismus“.

Ausbeutung beruht. Nicht der Markt überhaupt, sondern ein bestimmter Markt, gestaltet von den spezifischen Verhältnissen unserer Volkswirtschaft, ist ausbeuterisch; und es lässt sich sehr wohl eine Warenproduktion, ein Markt, eine wirtschaftliche Konkurrenz denken, frei von Ausbeutung. Der unheilvolle Charakter der heutigen Warenproduktion liegt*) in dem Privilegium, dem Ausschlussrecht begründet, d. h. in der vom Staate sanktionierten und beschirmten Trennung der Arbeiterschaft von den wichtigsten zur Produktion erforderlichen Mitteln, insbesondere vom Boden, oder — sozialdemokratisch gesprochen — in einem gewissen „Privateigentum an den Produktionsmitteln". Das erkennt auch Kautsky: „In einer sozialistischen Gesellschaft würden die Vorteile des Grossbetriebes jedermann zu Gute kommen. Unter der Herrschaft des Privateigentums an den Produktionsmitteln bleiben sie das Vorrecht einiger Weniger, die ausschliesslich imstande sind, die Produktionsmittel der Grossbetriebe zu erwerben und auszubeuten. Diese werden das Monopol einer kleinen Anzahl Personen — der Kapitalisten und Grossgrundbesitzer." Leider wird diese richtige Auffassung wieder verdorben, indem Kautsky die Volkswirtschaft mit privateigentümlichen Produktionsmitteln für identisch erklärt mit der Warenproduktion schlechthin. In der „Warenproduktion sind die Produktionsmittel Privateigentum" sagt er**), kann sich also eine Warenproduktion ohne Ausschlussrecht und ohne privilegierte Klasse, einen freien Markt und eine wirtschaftliche Konkurrenz ohne Ausbeutung nicht vorstellen. In diese verhängnisvolle Einseitigkeit hat sich die Sozialdemokratie durch das Schwören auf ihren Marx und seine Wert-Theorie hineingearbeitet.

Nicht das Produzieren für den Markt bringt Übervorteilung mit sich; vielmehr kann gerade auf dem Markte ein jeder Produzent seine Rechnung finden, indem er — durch Ver-

*) Vergl. das Kapitel: „Wirtschaftliche Ausbeutung".
**) Seite 7 seiner „Erläuterungen".

mittelung eines landläufigen Austauschmittels, z. B. des Geldes — das Produkt, welches er nicht direkt gebrauchen kann, austauscht gegen andere Produkte, deren er gerade bedarf und die ihm, je grossartiger der Markt, je schrankenloser der Wettbewerb der Verkäufer ist, zu desto günstigeren Preisen zugänglich sind. Diesen Vorzug entfaltet schon heutzutage der Markt, allenthalben, wo er einigermassen frei ist. Erst die Beschränkungen, welche das Ausschlussrecht („Privateigentum an den Produktionsmitteln") nebst den von ihm ermöglichten Ausbeuter-Praktiken (z. B. Kartellen, Ringen, Trusts) über den Produktenmarkt und den Arbeitsmarkt verhängt, verleihen ihm den ausbeuterischen Charakter. Die Übervorteilung auf dem Arbeitsmarkte kommt daher, dass der Arbeiter, durch das Ausschlussrecht von unentbehrlichen Produktionsmitteln zurückgehalten, seine Arbeit nicht zu ihrem vollen Ertrage verkaufen kann, sondern für einen verhältnismässig geringen Teil desselben, den Ausbeutungslohn, hingeben muss. Und die sogenannte „freie" Konkurrenz unter den heutigen Industriellen, Bauern, Handwerkern und Händlern pflegt nur deswegen mit Riesenschritten die Reichen noch grösserem Reichtum, die Unbemittelten aber der Armut zuzuführen, weil es in Wirklichkeit gar keine freie, sondern eine künstlich beschränkte Konkurrenz ist. Greift doch das Ausschlussrecht störend in den Wettbewerb der persönlichen Tüchtigkeiten ein, indem es dem Reichen die überlegenen Produktionsmittel (Acker, Boden, Fabriken, Maschinen u. dergl.), sichert, den Armen aber davon ausschliesst, wodurch von vornherein der Sieg des ersteren und die Niederlage des letzteren wahrscheinlich gemacht wird. Die freie Konkurrenz nicht abzuschaffen, vielmehr herzustellen, gilt es, die in der heutigen Volkswirtschaft keineswegs, auch im Manchestertum nicht, vorhanden ist. Dagegen wollen die Sozialdemokraten das bischen Freiheit im volkswirtschaftlichen Wettbewerb von heute vollends vernichten, — als ob die Freiheit und nicht gerade ihr Gegenteil die Ausbeutung verhängt hätte!

Die freie Konkurrenz beseitigen heisst: die Volkswirtschaft ihres einzig freiheitlichen Regulativs berauben und über

Produzenten wie Konsumenten einen widerwärtigem Despotismus verhängen. Nur dadurch kann ja der Markt beseitigt werden, dass die Regierung des sozialen Staats den Produzenten verbietet, ihre Produkte unmittelbar, durch private Vereinbarung auszutauschen. Thut sie das, so fühlen sich die Produzenten veranlasst, nur das zu produzieren, was der Staat ihnen abzunehmen gewillt ist. Das läuft nun darauf hinaus, dass der Staat der einzige Arbeitgeber ist. Eine in vielen Beziehungen unheimliche Vorstellung!

Die Produktion hat die Aufgabe, die Bedürfnisse der Konsumenten zu befriedigen, und muss zu diesem Zwecke reguliert werden. Das beste Regulativ ist nun die freie Konkurrenz. Der von privatem Interesse geleitete Unternehmer findet die Bedürfnisse der Individuen mit feinem Spürsinn heraus; sobald eine Nachfrage auftaucht, erscheint er auf dem Markte, um sein Angebot zu machen, und alle Veränderungen der sozialen Bedürfnisse beobachtet er mit dieser Tendenz. Stellt sich dagegen eine Überproduktion seiner Ware heraus, so treibt ihn sein privates Interesse, nämlich die Verminderung seiner Einnahme, möglichst geschwind seine Produktion einzuschränken oder einzustellen. Auf diese Weise regelt sich die Produktion für den Markt gewissermassen automatisch. — Wie wären die Zustände dagegen im Staatssozialismus?

So oft das Individuum von dem Demos und der Obrigkeit nicht verstanden wird — und das ist, wie frühere Betrachtungen zeigen, kein seltener Fall —, bleibt seine individuelle Nachfrage nach einem bestimmten Produkt oder seine Abneigung gegen die normalen, vom Staate angeordneten Gebrauchsgegenstände unbefriedigt. Breitere Schichten des Volkes freilich werden, nachdem sie sich schwerfällig organisiert haben, den Staat veranlassen können, ihre Nachfrage zu respektieren. Indessen liegt es in der Natur einer fest besoldeten und von der Majorität angestellten Bureaukratie, mit nur geringem Interesse für solche Fälle und ziemlich schleppend zu funktionieren.

Wie müsste es nun die Regierung, diese einzige*) Unternehmerin und Arbeitgeberin im sozialen Staat, anfangen, um zur Befriedigung einer Konsumenten-Partei die Produktion auf dem betreffenden Gebiete, beispielsweise im Wohnungsbauwesen, zu vergrössern? Ich sehe nur zwei Möglichkeiten: Entweder sucht sie die durch Appell an die Freiwilligkeit die nötigen Bauarbeiter heranzuziehen oder aber kommandiert sie. Letztere Regulierung wäre freiheitswidrig. Und erstere? Falls wir nicht mit engelhaften Altruisten rechnen, müssen wir annehmen, dass die Freiwilligen durch eine angemessene Gegenleistung, etwa durch Angebot eines höhern Lohnes, bestimmt werden, ihre frühere Arbeit mit der neuen zu vertauschen. Diese Regulierung aber wäre nichts anderes, als eben jene, von den Sozialdemokraten theoretisch verworfene, automatische Regelung durch den Arbeitsmarkt, durch die Konkurrenz auf Grund ungleicher Löhne; der Unterschied bestände nur darin, dass hier ein einziger Arbeitgeber — die Regierung — vorhanden wäre, — ein für die Arbeiter keineswegs angenehmer Umstand, weil er nämlich die Konkurrenz seitens des Arbeitgebers ungefähr auf eine Konkurrenz mit sich selbst beschränkt.

Nicht allein hier, als Unternehmerin, sondern vollends bei der Verteilung der Produkte wäre die Regierung darauf angewiesen, entweder zwangsweise zu verfahren, oder aber zu markten. Sie müsste ja den Konsum so regulieren, dass die Produktion mit ihm gleichen Schritt halten könnte, also entweder nach Art unserer Kasernenverwaltungen, bestimmte Portionen den Genossen verabreichen, oder die Produkte verkaufen. Im letztern Falle käme es darauf an, die Preise derart einzurichten, dass sowohl jene Regulierung erreicht als auch die Freiheit der Konsumenten nicht verletzt wird. Wonach soll sich nun die Regierung bei der Preisbestimmung richten? Etwa nach der Arbeitszeit, welche durchschnittlich zur Herstellung des Pro-

*) Kautsky spricht allerdings von dem Bestehenbleiben gewisser privater Kleinbetriebe im sozialen Staate, bezeichnet aber diesen Zustand als ein nur kurzes Übergangsstadium

duktes nötig ist? Dieser Massstab würde auf eine Vergewaltigung der Konsumenten hinauslaufen. Denn der Wert, den ein Produkt für die Konsumenten hat — „Konsum-Wert“ will ich ihn nennen —, richtet sich nach dem Grade ihres Bedürfnisses und der Seltenheit des Produkts oder, wie man gewöhnlich sagt, nach Angebot und Nachfrage, nicht aber gänzlich nach der durchschnittlichen Arbeitszeit. Ein Haus in einer einsamen Gegend kann unter Umständen einen bedeutend geringeren Wert für die Konsumenten besitzen, als ein anderes Haus, das nicht mehr durchschnittliche Arbeitszeit erforderte, aber an der Passage des Verkehrs gelegen ist. Will nun die Regierung des sozialen Staats für das ungünstig gelegene Haus ebensoviel Miete erheben, wie für das bestgelegene? Solche Missverhältnisse zwischen dem Preise und dem Konsum-Werte wären unerträglich; denn das Publikum würde gewisse relativ zu teure Produkte verschmähen, dagegen um die relativ billigen stürmisch konkurrieren. Und nicht nur dieser, sondern jeder Massstab der Preisbestimmung, welcher nicht mit dem Konsum-Werte kongruiert, führte zu solchen Misshelligkeiten. Es bliebe nichts übrig, als eben nach dem Konsum-Werte des Produkts den Preis zu bemessen, also zu erhöhen, sobald die Nachfrage nach dem Produkte relativ stark ist, wenn dagegen das Angebot sich als verhältnismässig zu gross herausstellt, ihn zu erniedrigen — kurz zu markten.

Was neben der falschen Wert-Theorie von Marx dazu beigetragen hat, dass die Sozialdemokraten die Privatwirtschaft und den Markt abschaffen und die Regierung des sozialen Staates zur einzigen Unternehmerin machen wollen, ist ihre unrichtige Beurteilung des privaten Unternehmertums. Sie meinen nämlich, der private Unternehmer müsse ausbeuterisch wirken; sie bedenken nicht, dass er als Organisator einer Produktion gleich dem Arbeiter produktiv ist und nur da, wo das Ausschlussrecht ihm ein gewisses Monopol verleiht, als Kapitalist, ausbeuten kann. Wenn sie hiergegen einwenden, dass oft Fabrikanten diese produktive Funktion einem Angestellten (dem Betriebsdirektor) übertragen und, ohne selber

im geringsten produktiv zu wirken, den „Mehrwert“ massenhaft einstreichen, so entgegne ich: Dann ist der Fabrikant nur der nominelle Unternehmer, der faktische ist der Betriebsdirektor. Und gerade dieser Fall zeigt, dass nicht das (faktische) Unternehmertum, sondern das Privilegium der Kapitalisten die eigentliche Quelle der Ausbeutung ist. Von einer Ausbeutung durch die faktischen Unternehmer, falls diese nicht zugleich Kapitalisten sind, kann man allenfalls in dem Sinne reden, als sie nicht selten gerade durch ihre Abstammung von der privilegierten Klasse in die Lage versetzt wurden, sich mit den Kenntnissen und Fertigkeiten ihres Berufs (als Betriebsdirektoren) auszurüsten. Die Sozialdemokraten bedenken ferner nicht genügend die Ausgaben, die dem Unternehmer von heute nicht nur durch Abnutzung der Gebäude und Maschinen und dergleichen Betriebs-Unkosten, durch fehlgeschlagene Spekulationen und die Konkurrenz, sondern auch durch Bodenrente und Kapitalzins oft aufgebürdet werden. Weil der Proletarier sich unmittelbar vom Unternehmer bedrückt fühlt und seine Kritik selten über die nächste Nähe hinaus erstreckt, also die hinter dem Unternehmer stehenden Ausbeuter nicht recht sieht, lenkt er seinen Groll ziemlich einseitig auf das Unternehmertum. Und, beeinflusst von solcher proletarischen Auffassung der Dinge, kommt nun ein Theoretiker wie Lassalle zu dem Schlusse*): „Es handelt sich darum, den Unternehmergewinn in die Hände der geistigen und mechanischen Arbeiter zu bringen, indem man den Unternehmer überflüssig macht.“

Es giebt Leute, die es nicht für ausgeschlossen halten, dass auf den Plan, die Regierung des Zukunftstaates zur einzigen Unternehmerin zu machen, nicht ohne Einfluss blieb das herrische Gelüst einzelner sozialdemokratischer Führer, die in der Hoffnung, die Parteileitung werde in die Staatsregierung hineinwachsen, ihre künftigen Machtbefugnisse zu erhöhen

*) Brief an L. Büchner. „Meine Begegnung mit F. Lassalle“ von Prof. Dr. Ludw. Büchner. Berlin 1894.

suchen. Obwohl ich mich dieser blossen Vermutung nicht ohne weiteres anschliesse, finde ich, dass die Regierung des sozialdemokratischen Zukunftstaates allerdings eine prächtige Gelegenheit zur Ausbeutung hätte. Im Besitze der Staatsgewalt, die nicht bloss in Autorität und exekutiven Organen, sondern auch in einem die ganze Gesellschaft durchdringenden System von Helfershelfern bestehen dürfte, wäre sie — als Verfügerin über die Produktionsmittel, einzige Arbeitgeberin, unumgängliche Empfängerin und Verteilerin der Produkte, — in der Lage, sich gute Gehälter zu verschaffen und auch wohl Bestechungen anzunehmen, Günstlingswirtschaft zu treiben, Unterschleife u. dergl. zu begehen. Teilt man nun meine Ansicht, dass jegliche Herrschaft auch ihre „Missbräuche", wie man diesen Ausfluss ihres Wesens nennt, mit sich bringt, so kann man Dühring ziemlich beistimmen, wenn er sagt*):

„Herrn Marx' theokratisch autoritärer Staatskommunismus ist ungerecht, unmoralisch und freiheitswidrig. Gesetzt, aller Besitz wäre im Marxschen Jubeljahre in den grossen Kasten des Marxistischen Staates gethan, so hätten nun alle von Herrn Marx und seinen Leuten Anweisungen zu erhalten, was sie essen und trinken und aus dem Kasten bekommen, auch wieviel Frohndienste sie in Herrn Marx' geld- und tauschlosem Arbeitskasernenreich verrichten sollen. Nach der Beschaffenheit der Marxischen Presse und Agitation zu urteilen, würde Gerechtigkeit und Wahrheit sicherlich das allerletzte sein, was bei diesem Marxistisch-autoritären Staatsdespotismus in Frage käme. Das völlige Gegenstück einer freien Gesellschaft, nämlich die willkürlichste und despotischste Konfiszierung der freien individuellen Bewegung, wäre das Ergebnis, ja die Zerfahrenheit blosser Brigandage in Form von büreaukratischem kommunistischem Belieben die Grundgestalt dieses halt- und regellosen Gebildes. Beispielsweise würde die geistige Produktion im Marxistischen Staate nur mit Erlaubnis des Herrn Marx und seiner Leute vor sich gehen, und Herr Marx**), als Oberpolizist, Oberzensor und Oberpriester, würde sicherlich die Ketzereien, die er heute nur mit seinen schlechten litterarischen Mitteln behandeln kann, alsdann im Namen des sozialistischen Staatswohls unterdrücken. In leiblicher und geistiger Hinsicht würde es nur kommunistische Staatsknechte und, um den

*) „Geschichte der Nationalökonomie und des Sozialismus. III. Auflage.

**) B. Friedländer merkt bei Citierung dieser Stelle an: „Heute also, da Marx tot ist, seine Nachfolger".

antiken Ausdruck zu brauchen, lauter öffentliche Sklaven geben. Wie die Herde dieses Kommunistenstalles in ihren einzelnen Stücken miteinander verkehren und wie über ihre Futterbezüge, Trogrationen, Schellen, Ketten, Hand-, Spann- und Zugdienste allerhöchst staatsspielerisch zu verfügen und Buch zu führen wäre, das ist ein Geheimnis, welches bis nach dem Jubeljahr verborgen bleibt; denn das zu offenbaren, wäre ja in den Augen des Herrn Marx Phantasiesozialismus" . . .

Was bringen nun die Sozialdemokraten vor, um solche Befürchtungen zu widerlegen? Kautsky macht sich die „Widerlegung" gar zu leicht, indem er einfach erklärt*): „Weder von Ausbeutung noch von Unterdrückung kann in der Staatswirtschaft des siegreichen Proletariats die Rede sein. Niemand kann sich selbst ausbeuten, niemand sich selbst unterdrücken. Die Arbeiterklasse wird dann aber keinen andern Herrn über sich haben als sich selbst." Da haben wir abermals jenen trügerischen Grundgedanken der Demokratie, der uns bereits zweimal begegnete. Sein Fehler besteht darin, dass die demokratische Gesellschaft nicht als eine organisierte Summe von Individuen, sondern ganz einheitlich, wie eine Person, gedacht wird. Allerdings „sich selbst" kann niemand ausbeuten; aber die einen können die andern, die Regierung kann das Volk ausbeuten.

Wohl vernehme ich das aufbrausende „Oho!" der Sozialdemokraten und den Einwand: „Das Volk im sozialen Staat wird sich eben eine herrische und ausbeuterische Regierung nicht gefallen lassen." Doch ich habe keine so hohe Meinung von dem Volk, wie es aus sozialdemokratischer Bearbeitung hervorgeht. Krankend an der Vergangenheit und von Kindesbeinen an eingelebt in das Joch der Gegenwart, ist die grosse Masse derart knechtselig, dass sie gern unter ein neues Joch kriecht, wenn ihr nur dort „Brot und Spiele" und dergleichen niedrige Daseinsfreuden winken. Unverbesserlich ist sie allerdings nicht. Was hier einzig und allein helfen kann, ist eine Erziehung mit reinen Mitteln, eine unermüdliche Anregung des Sinnes für Unabhängigkeit und vernunftgemässe Selbstbestimmung, der

*) „Grundsätze und Forderungen . . ."

in vereinzelten Individuen und, kümmerlich, selbst in der Masse glimmt. Ein unreines Mittel hingegen im grossen ganzen ist die Art, wie die sozialdemokratische Partei das Volk bearbeitet.

Ein unreines Mittel in den Händen derer, welche zur Freiheit gelangen wollen, ist der Stimmzettel, wenigstens wenn er so gehandhabt wird, wie es die deutsche Sozialdemokratie thut. Das Parlament ist im wesentlichen eine Anstalt zur Bedienung der Privilegierten, deren Machtverhältnisse hier einen Ausdruck, deren verschiedene Interessen hier eine friedliche Verständigung und einen Ausgleich finden. Es kann auch vorkommen, dass gewisse Schichten der arbeitenden Klasse, etwa die industriellen Arbeiter, durch bedeutende Machtentfaltung mit Hilfe des Parlaments gewissen Schichten der privilegierten Klasse, etwa den Industriellen, kleine Vorteile abringen, aber es kann nur dann so kommen, wenn daraus anderen breiten Schichten der privilegierten Klasse kein Schaden, vielleicht sogar ein Vorteil erwächst. Das ergiebt sich aus dem Wesen des Staates, der mir heute nichts anderes zu sein scheint, als die umfassendste Herrschaftsanstalt in den Händen der privilegierten Klasse, der demgemäss, will er sich nicht selbst morden, das Privilegium nicht antasten wird. Prof. Ludwig Gumplowicz, der den Staat ebenso beurteilt, gelangt denn auch zu derselben Konsequenz. Möchten diejenigen Sozialisten, welche sich der Hoffnung hingeben, die privilegierte Klasse könnte auf parlamentarischem Wege zu erheblicher Verminderung der wirtschaftlichen Ausbeutung bestimmt werden, seine lichtvollen Ausführungen*) beherzigen: „ . . . Wenn es wahr wäre, was Lassalle, an die Arbeiter gerichtet, sagt: ‚Ihre, der ärmern Klassen grosse Association — das ist der Staat‘, dann gehörte es ja gewiss zu den grössten Wundern der Welt, dass die Ziele der Kommunisten und Sozialisten nicht schon längst erreicht sind. Ja! Lassalles Verblendung in diesem Punkte geht noch weiter. Nicht nur dass er die ‚grosse Association der ärmeren Klassen‘

*) „Rechtsstaat und Sozialismus.“

für den Staat selbst hält (‚das ist der Staat'); er wagt auch noch die Behauptung, dass der Staat diesen Klassen ‚gehöre'. ‚Ihnen also, meine Herren, so schreibt er an die notleidenden Arbeiter, den notleidenden Klassen gehört der Staat, nicht uns, den höheren Ständen, denn aus Ihnen besteht er!' Wäre die Sache wirklich so, wie es Rechtsstaatler und Sozialisten darstellen, wäre der Staat diese von einem Gesamtwillen geleitete Gesamtkraft, wäre diese von Lassalle haranguierte Masse der Staat, würde der Staat dieser notleidenden Klasse gehören, wie er das behauptet -- dann wäre ja die Lösung der sozialen Frage gewiss schon längst erfolgt. Aber darin liegt eben der Fehler und der unverzeihliche Irrtum! Das alles ist der Staat nicht. Der Staat ist nicht die Masse, sondern die beherrschte Masse, der Staat gehört nicht ihr, sondern sie gehört dem Staate, wenn von einem Angehören hier die Rede sein kann, der Staat wird nicht durch einen Gesamtwillen geleitet, sondern nur durch einen Willen der herrschenden Minorität, und die Gesamtkraft des Staates muss ...*) diesem Minoritätwillen Folge leisten. Wer das nicht einsieht, der verkennt vollkommen die Natur des Staates" . . . An anderer Stelle hebt Gumplowicz hervor, dass der Staat „etwas ganz anderes" ist als eine „Versorgungsanstalt" der ausgebeuteten Klasse, und dass eine „Übernahme und Leitung der wirtschaftlichen Angelegenheiten der Nichtbesitzenden und Arbeitenden weder in seinem Berufe noch in seiner Aufgabe liegt". „Der Staat ist der Herrschaft wegen da, und was er für das Volk, für die nichtbesitzende, für die abhängige und arbeitende Klasse thut, das thut er einzig und allein im Interesse dieser seiner Herrschaft." Undenkbar also, dass die parlamentarische Vertretung der Arbeiter durch Beredtsamkeit und numerische Stärke in den gesetzgebenden Versammlungen eine Staatsverfassung durchsetzt, welche das Privilegium, die Ausbeutung der Volksmasse vereitelt oder erheblich schmälert.

*) Den Zusatz des Verfassers: „vermöge der unausrottbaren und untilgbaren Natur der Menschen und des Staates" bestreite ich.

Die privilegierte Klasse würde gegen den blossen Versuch in dieser Richtung ihre Existenz mittels der Staatsgewalten, die ja ihre ergebenen Diener sind, in jeder Weise bis aufs äusserste verteidigen. Es käme also, falls das Proletariat einem bürgerlichen Staatsstreiche Widersetzlichkeit entgegenbrächte, zur Revolution in Form von Arbeitseinstellungen, Plünderungen und Bürgerkriegen. Die moralische und geistige, wirtschaftliche und physische Macht des Proletariats, nichts anderes, wäre dann imstande, ihm den Sieg zu verschaffen; und die Rolle, welche seine Parlamentarier als solche in dem Emanzipationskampfe spielten, würde sich so ziemlich auf die Einleitung des illegalen Kampfes durch „Rempelei" beschränken.

Diesen Sachverhalt verkennt die Sozialdemokratie im allgemeinen. Wenn ihre Wähler zur Urne treten, bilden sie sich gewöhnlich ein, ihr bedeutendstes Machtmittel in der Hand zu haben und dereinst durch Überstimmung der Bourgeoisie im Parlamente den „Klassenstaat" in den „sozialen Staat" umwandeln zu können. Solche Überschätzung des Parlamentarismus führt natürlich zur Unterschätzung und Vernachlässigung der richtigen Emanzipationsmittel. Den Stimmzettel in der Hand, neigen die Wähler dazu, nicht so sehr auf ihre eigene Kraft, als auf ihren Vertreter zu bauen, der, eine Art Vorsehung, ihre Interessen schon bestens wahrnehmen werde. Noch schlimmer wird solche Verlässlichkeit, wenn es die Gesetzgebungsmaschine ist, von der man die Befreiung erwartet, weil man nämlich dadurch diese herrschaftliche Einrichtung befestigt. Was den Parlamentarismus für die deutsche Sozialdemokratie vollends unheilvoll macht, ist sein Überwiegen über die Gewerkschaftsbewegung. Starke Arbeiterbündnisse wirtschaftlicher Natur sind ein unerlässliches Mittel zur Befreiung des ausgebeuteten Volkes. Solche Bündnisse aber werden niedergehalten durch das Dominieren des Parlamentarismus, welcher die Gewerkschaften entweder als seine Untergebenen oder gar als Rivalen betrachtet. Huldigte das deutsche Proletariat nicht so übermässig dem Wählen politischer Vertreter, so stände seine wirtschaftliche Organisation

jetzt weit bedeutender da. Wer dagegenhält, dass gerade der Wahlbewegung die bisher erreichten Erfolge zuzuschreiben sind, der überschätzt diese „Erfolge“ und verkennt, dass nur scheinbar der Parlamentarismus, in Wahrheit die dahinter stehende wirtschaftliche Macht jene „Erfolge“ errungen hat. Was z. B. die Arbeiterschutz-Gesetze Gutes enthalten, ist nur die gesetzliche Formulierung dessen, was die Arbeiter durch wirtschaftliche Macht schon errungen hatten oder zu erringen im Begriffe standen. Wenn endlich der Sozialdemokrat auf die Agitation hinweist, welche seine Parlamentarier treiben, indem sie „zu den Fenstern des Parlaments hinaus“ zum Volke reden, so erwidere ich: das Fortfallen des kostspieligen Parlamentarismus würde die Agitation mittels der Zeitungen und Schriften, Vorträge und Diskussionen in den Vereinen bedeutend ergiebiger machen.

Übrigens hat das Wählen eine geistig geradezu verflachende Tendenz. Indem nämlich die Kandidaten und ihr Anhang bestrebt sind, eine möglichst grosse Wählermasse heranzuziehen, passen sie ihr Programm dem niedrigen Verständnis und Bedürfnis der grossen Masse an. Und indem man sich nicht scheut, Leute, die keinen Sinn für tüchtigen Sozialismus haben, als Stimmvieh zu verwenden, macht man dies gefährliche Element zu einem ausschlaggebenden Faktor der Bewegung. In dieser Weise ist der Sozialismus, der vor Jahrzehnten noch seine Anhänger mit idealistischem Schwunge und grossen Prinzipien erfüllte, hier zu einem trivialen Possibilismus entartet, der grossenteils im Kampfe gegen Steuern und Zölle aufgeht und ängstlich bemüht ist, seine Weltanschauung mit den Ideen zurückgebliebener Kleinbürger und klerikaler*) Kohlengräber

*) Um Wählermassen zu gewinnen, mahnt das Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei in Deutschland, der „Vorwärts“ (vom 4. August), den Kampf gegen den Glaubenswahn aus der Agitation auszuschalten. Hier ein Auszug aus den bedauerlichen Ausführungen: „Mit zahlreichen unserer Forderungen ist die kleinbäuerliche Bevölkerung einverstanden, wird aber die Religion mit herangezogen, sofort ist alle Sympathie zum Teufel. Und der Glaube, dass wir die Religion beseitigen wollen, wird geflissentlich

in Einklang zu bringen. Der Strom ging in die Breite und verflachte.

Ein Übelstand, den das Repräsentativ-System und besonders der zum Zentralismus führende Parlamentarismus mit sich bringt, ist die Entwickelung der Volksvertreter zur Herrschaftlichkeit. Schon von Hause aus neigt die Masse dazu, in einem berühmten Führer eine Art Heiland zu erblicken, ihm fast religiöse Verehrung und Ergebenheit sowie fanatischen Glauben entgegenzubringen. So wurde Lassalle als der „Messias" und „unfehlbare" Prophet des Proletariats betrachtet*). Auch die

---

von den Geistlichen, sogar wider besseres Wissen, genährt; und dass die Geistlichkeit noch einen sehr erheblichen, wenn auch stark im Schwinden begriffenen Einfluss auf die ländliche Bevölkerung besitzt, wer vermöchte das in Abrede zu stellen? Daraus erwächst aber für uns, wollen wir festen Fuss auf dem Lande fassen, die Pflicht, alles zu unterlassen, was diese Voreingenommenheit scheinbar rechtfertigen, oder was als eine Herabsetzung der Religion angesehen werden kann. Das muss uns ja um so leichter werden, als nach unserem Programm unsere Bestrebungen im grossen ganzen mit der Religion nichts (?) zu thun haben, sowohl mit als ohne dieselbe durchführbar sind... (Die führenden Genossen) müssen, und wir betonen dies hauptsächlich, alles sorgfältig vermeiden, was als eine Bekämpfung oder als eine Verhöhnung der Religion ausgelegt werden kann, sonst kämpfen unsere Genossen auf dem Lande einen Kampf gegen Windmühlen.... Was geht es die Partei an, wie die einzelnen Genossen über die Religion denken? Das ist ihre Privatsache. Die brauchen wir nicht zu wissen und wollen sie auch nicht wissen. Nicht nur, dass die Partei keine Vorteile davon hat, sie wird unmittelbar geschädigt... Welchen Vorteil bringt es denn, wenn ein Genosse am Beginn des Referats den Anwesenden die Mitteilung macht, dass er Atheist ist, oder wenn er öffentlich Verse zitiert, die als eine Verhöhnung der Religion, wenn auch mit Unrecht, angesehen werden? Jeder Genosse hat die Pflicht, alles zu vermeiden, was der Partei schädlich ist, sie in ihrer Ausbreitung hindert."

*) Vor etwa zwanzig Jahren schrieb der „Neue-Sozialdemokrat", das Organ der Männer, die meist mit der Kirche gebrochen hatten, folgende religiös-gläubige Zeilen: „Der Sozialismus, der in der Lehre und der Organisation Lassalles seinen besten Ausdruck gefunden, gilt uns als die Religion, welche die Menschheit wieder einen gewaltigen Schritt weiter auf dem Wege der Zivilisation, der Kulturentwickelung und des Glückes bringen wird. Für diese Lehre setzen wir unser alles ein; wir verteidigen sie, wenn es sein sollte, selbst mit dem Blute. Weshalb aber sind wir so begeistert, so energisch, ja weshalb sind die Lassalleaner fast alle von einem glühen-

gegenwärtigen Grössen der Partei, ein Bebel, Liebknecht, Singer, finden bei den Wählermassen eine abergläubische Verehrung, wie eine Ausstellung sozialdemokratischer „Fetische“ beweist, die im Sommer 1893 im Depeschensaal des Pariser „Figaro“ zu sehen war*).

---

den Fanatismus beseelt? Weil die Lehre Lasalles eine unfehlbare ist, und weil die Lassalleaner, wenn sie dieselbe verkündigen, in dieser Hinsicht sich selbst für unfehlbar halten müssen. Die Lehre Lassalles ist die einzig wahre; sie ist unfehlbar, und der Glaube daran versetzt Berge. Ohne festen Glauben an ihre Lehre hätten die ersten Christen nicht geblutet für dieselbe; ohne die Unfehlbarkeit jener Religion wäre sie gar nicht als Religion bekannt geworden. Und ohne den Lassalleschen Glauben wird nimmermehr der Sozialismus diejenigen Wurzeln unter den deutschen Arbeitern schlagen, welche einst den Baum der glückseligen Menschen tragen sollen.“ — Nach dem Tode Lassalles — so erzählt „Der Sozialist“ — hofften viele rheinische Arbeiter auf die Wiederkunft des Messias. Die erste Todesfeier Lassalles begingen die sozialdemokratischen Gläubigen in einer wahrhaft religiösen Stimmung. Zu den umflorten Bildnissen ihres Herrn und Heilands strömten sie in hellen Scharen heran. Auf ihren Bannern standen häufig die Worte: „Die Arbeiter sind der Fels, auf dem die Kirche der Gegenwart gebaut werden soll.“ In Augsburg sprach es ein Festredner offen aus, dass die Erlösung des Volkes einem Manne aus dem Stamme Juda vorbehalten gewesen sei. In Bremen lenkte ein Redner die Aufmerksamkeit seiner Hörer auf den Ausspruch Heinrich Heines, der in dem 19jährigen Berliner Studiosen den „Messias des Jahrhunderts“ sah. In Hagen erklärte der Redner mit dürren Worten: die grosse Masse der Menschheit sei nun einmal von Jugend auf so sehr an „Götzendienst“ gewöhnt, dass auch die sozialdemokratische Partei vorläufig noch eines ähnlichen „Bindemittels“ unabweisbar bedürfe. (Nach dem „Sozial-Demokrat“ von Joerg, „Geschichte der sozialpolitischen Parteien“, zitiert.) Dann wieder priesen die Redner das Martyrium Ferdinand Lassalles, der sich selbst entäussert habe, zum Volke herabgestiegen sei und Spott, Verleumdung und Verfolgung auf sich genommen habe.

*) Hier prangte unter anderm ein Hut aus der Fabrik von August Heine (Façon: „Auf zur Wahl“) mit dem Bildnis des „berühmten Volksmannes“ Bebel, gestickte Pantoffeln mit dem Bildnis von Liebknecht, „Volksseife“ mit Bebel, Singer, sozialdemokratische Haussegen, Pfeifen, Cigarrenspitzen, Cigarrenschachtelhülsen, Glückwunschkarten mit den üblichen Bildern und Sprüchen, Schnapsflaschen mit Parteimännern und Parteisprüchen. „Damit die Propaganda niemals ihre Wirksamkeit verliere — bemerkt ein erläuternder Aufsatz im „Figaro“ — selbst nicht bei den Trunkenbolden, hat

Solche Unterthänigkeit macht es dem Führer ziemlich leicht, die Masse in den Dienst seines persönlichen Vorteils oder Ehrgeizes zu stellen. Was ihn nach dieser Richtung oft mit besonderer Stärke treibt, ist die materielle Mittellosigkeit, wie sie gerade den proletarischen Vertretern ursprünglich eigen zu sein pflegt. Ist er nun erst auf den Geschmack seiner begünstigten Stellung gekommen, so sucht er, um ein Zurücksinken in das proletarische Dasein zu vermeiden, diese immer mehr zu einer dauernden Versorgungsanstalt auszubilden. Das natürliche Bündnis mit seinen Amtsgenossen, welches seinen Einfluss vervielfältigt, kommt ihm dabei zu statten. So wird dem Volksvertretertum, falls nicht besondere Uneigennützigkeit vorliegt, etwas von dem Charakter eines wirtschaftlichen Geschäftes beigebracht. Wenn nun auch diese Züge bei proletarischen Parlamentariern weit weniger ausgeprägt und bewusst, als bei denen der Bourgeosie, übrigens bei den Deutschen überhaupt minder krass, als etwa bei den Amerikanern, sind, so kann sie ein unparteiischer Beobachter unserer Sozialdemokratie doch hier und dort wahrnehmen. Innerhalb der Partei freilich wird diese Wahrnehmung sehr erschwert, weil der Parteigenosse gewöhnlich günstig für seine Vertreter voreingenommen ist und sie, überredet durch idealistische Redensarten, als organische, untrennbare Teile der heiligen Sache betrachtet. Ein Verleumder drum, ein Parteiverbrecher, wer sich zu meiner Kritik versteigt! Ja freilich; denn die Partei, soweit sie herrschaftlich ist, wird ziemlich gebrochen, wenn mein Ketzertum Anklang beim Volke findet. Es wird sich dann hüten, seine Befreiung Leuten anzuvertrauen, die als vorwiegende Egoisten vor allem interessiert sind, un-

---

ein erfinderischer sozialistischer Glasgiesser Schnapsflaschen in Umsatz gebracht, die mit Inschriften aus dem Evangelium der Sozialdemokraten, den Schriften von Marx versehen sind. Die unserige trägt die beiden folgenden Devisen: „Ihr habt die Macht in Händen, wenn ihr nur einig seid“ und „Proletarier aller Länder vereinigt euch“. . . Andere Flaschen tragen die Reliefbilder von Bebel und Liebknecht mit darüber befindlichen verschlungenen Händen . . .“

gestört von riskanten Gewerkschaftskämpfen oder gar Revolutionen*), ihre politische Pfründe zu geniessen. „Der Satte hat eben Zeit". Dies Wort, welches Bebel seinem begüterten Kollegen Vollmar entgegenschleuderte, hätte er lieber als Motto für sein ganzes Parlament verwenden sollen.

Ihre Herrschaftlichkeit verleiht den Volksvertretern nicht selten etwas von Bureaukraten oder Pfaffen und der Partei Eigenschaften des Staates und der Kirche. Sich gehorsam leithammeln lassen, das ist die oberste Pflicht des Partei-Unterthanen. Er ist verbunden, das ihm bereitete Programm, wenn auch nicht verständnisvoll, so doch gläubig, wie das Dogma einer allein seligmachenden, unfehlbaren Kirche hinzunehmen und die Beschlüsse der Partei-Konzile, mag er sie auch missbilligen, zur Durchführung zu bringen.**)

Mit solcher Disziplin, die an Hierarchie und Soldatentum***) gemahnt, suchten die Beherrscher der deutschen Sozialdemokratie, als der Fall des Sozialistengesetzes ihnen Bewegungsfreiheit gab, ihre Partei zu durchdringen und zu rege-

---

*) Wie oft haben proletarische Parlamentarier bei Streiks und Putschen die Rolle des Krähwinkler Landsturms gespielt! Ich erinnere an den Plan einer allgemeinen Arbeitsruhe am 1. Mai, an die Unruhen der Arbeitslosen zu Berlin 1892 und an den italienischen Aufstand 1893/94.

**) Einem Vertrauensmann der Friedrichshagener Sozialdemokraten, welcher nicht alle Beschlüsse des Erfurter Parteitages zu billigen vermochte, widmete Herr Auer, Mitglied des Parteivorstandes, ein amtliches Schreiben, (abgedruckt im „Sozialist" vom 24. Dez. 1892), in dem es heisst: „. . . verbindlich bleiben die Beschlüsse für jeden Genossen bis zu ihrer Wiederaufhebung auch dann, wenn man sie persönlich für falsch hält."

***) Als der Kanzler v. Caprivi im deutschen Reichstage anerkannte, dass die Sozialdemokraten mit Eifer ihrer Militärpflicht genügt hätten, sagte Bebel: „Das wundert mich gar nicht und beweist nur, dass die Herren von der Rechten und von der Regierung von der Tüchtigkeit der Sozialdemokraten eine ganz falsche Anschauung haben. Ich glaube sogar, dass die Bereitwilligkeit, mit der gerade meine Parteigenossen sich der vorschriftsmässigen Disziplin gefügt haben, ein Ausfluss der Disziplin ist, die ihnen das Leben beibringt. Die Sozialdemokratie ist also gewissermassen eine Vorschule für den Militarismus."

nerieren. Dem widersetzten sich die Jung-Sozialisten, welche die freie Selbstbestimmung und die Individualisierung der Masse betonten, bis eine offene Spaltung in Partei-Angehörige und „Unabhängige“ eintrat. Als die Plänkelei begann (1890), schrieb das leitende Organ der Partei*): „Wer da glaubt, sich als Franktireur ausserhalb des Parteiwillens stellen zu können, der ‚fliegt hinaus‘, das weiss jeder von uns, vom ersten bis zum letzten, und darum handelt jeder danach.“ Um diese Worte völlig zu verstehen, muss man bedenken, dass jemand, der „hinausfliegt“, nicht nur seines Einflusses auf die Anhänger der Partei beraubt, sondern auch an Ehre**), ja nicht selten an Einkommen geschädigt wird, wofern er nämlich in materieller Hinsicht abhängig ist von den Parteigenossen, — etwa als Händler, Gastwirt, Buchdrucker oder Journalist. So erinnert der Ausschluss aus der Partei an gewisse Strafen, mit denen die Kirche ihre Ketzer einzuschüchtern sucht. Zu unreinen Mitteln werden solche Massregeln, wenn sie — was oft vorkommt — einer abweichenden Meinung wegen Anwendung finden, folglich der Gedankenfreiheit, dem freien Vernunftmenschentum entgegen arbeiten. Korrumpiert wird die Bewegung, wo solche Mittel wirksam sind; denn Korruption ist es, sich durch angedrohte Schädigungen zum Verleugnen von Überzeugungen bestimmen zu lassen.

Zur Erläuterung meiner Kritik will ich einen Fall aus

---

*) „Berliner Volksblatt.“

**) „Anständige Leute selbst, seine Freunde, seine Waffengenossen von früheren Kämpfen her, würden ihm, sofern sie höflich und duldsam, zum mindesten erwidern: ‚Du machst dich einer schlechten Handlung schuldig, du lieferst unsern Feinden Waffen, du zersplitterst uns.‘ Seine Partei zersplittern — das heisst die Führer tadeln und einer Strömung entgegen arbeiten, die man für verderblich hält, — ist aber ein Verbrechen, auf das der Strang steht. Es giebt Fälle, da Äusserungen von Vernunft und Vorbedacht als gleichbedeutend mit Desertion ohne Milderungsgrund gelten. Ungelegene Ratgeber werden gründlicher verabscheut wie Feinde: sie werden als Überläufer betrachtet.“ So bemerkt das „Handbuch des Demagogen“.

meinen Erfahrungen im Parteileben vorführen. Im Jahre 1890 hatte ich mit ein paar Freunden einen Selbstverlag organisiert und in dieser „Freien Verlagsanstalt“ mein Gedichtbuch „Einsiedler und Genosse“ sowie „Die Jugend, eine Schrift zur Belehrung und Unterhaltung für Söhne und Töchter des arbeitenden Volkes“ erscheinen lassen. Die Jugendschrift war verfasst, um eine von Parteiführern und Parteitagen konstatierte Lücke auszufüllen, und von Leuten wie Liebknecht günstig beurteilt worden: Den Generalvertrieb dieser Bücher hatte die Volksbuchhandlung des „Vorwärts“ gegen die übliche Provision übernommen. Als nun auf dem Erfurter Parteitage eine Anzahl Sozialisten formell als „Verleumder“, thatsächlich aber wegen abweichender Meinungen aus der sozialdemokratischen Partei ausgeschlossen worden waren, protestierte ich in einer Volksversammlung zu Berlin dagegen und sprach in einer Resolution den Gedanken aus: Der Sozialismus sei eine geistige Bewegung und Gemeinschaft, aus der niemand wegen taktischer oder persönlicher Differenzen ausgeschlossen werden könne; deshalb möge man die ausgeschlossenen Sozialisten nach wie vor als Genossen betrachten. Ausserdem nahm ich die Wahl in eine Kommission zur Vorbereitung weiterer Protest-Schritte an. Gleich darauf schickte die Buchhandlung des „Vorwärts“ die von mir herausgegebenen Bücher der Verlags-Firma*) mit folgenden Zeilen zurück:

„Durch Beschluss des Partei-Vorstandes ist der Vertrieb der von Herrn Dr. Bruno Wille herausgegebenen, in Ihrem Verlage erschienenen Schriften ‚Die Jugend‘ und ‚Einsiedler und Genosse‘ durch uns inhibiert worden.“**)

Auf mein Ersuchen beim Partei-Vorstand, mir wenigstens die Gründe mitzuteilen, die ihn zu diesem Vorgehen bestimmt hätten, erhielt ich vom Sekretär der Partei die Antwort:

---

*) Druckerei Maurer & Dimmick zu Berlin.

**) Das gleiche Schicksal fanden die Schriften des „unabhängigen Sozialisten“ Albert Auerbach.

„Berlin SW., den 6. November 1891.
Katzbachstrasse 9.

Herrn Bruno Wille, Friedrichshagen.

Eigentlich hätten wir keine Veranlassung, Ihre gestrige Frage zu beantworten, da wir für unsere Beschlüsse nur unseren Parteigenossen gegenüber Antwort und Rechenschaft schuldig sind. Und als solcher werden Sie nach Ihrer Resolution in der ‚Ressource'-Versammlung und als Mitglied der Siebener-Kommission sich wohl selber kaum mehr betrachten. Unsere Partei ist eben nicht bloss eine vage Ideengemeinschaft, sondern ein sehr realer Körper mit so und so viel Organen. Und so wenig es uns einfällt, jemandem aus dem Wolkenkuckuksheim einer ‚geistigen Bewegung und Gemeinschaft' auszuschliessen, so sehr hat die Partei darauf zu achten, dass innerhalb des Rahmens der Organisation die ihr Zugehörigen in Fragen der Taktik und Disziplin dem Willen der Gesamtheit sich fügen. Und wer nun diesen Grundsätzen der Unterordnung sich nicht fügt und mit anderen, die für unwürdig erklärt sind, dieser Organisation anzugehören, sich zusammenschliesst, um gegen jenen bestimmten Kreis zu wirken, der verzichtet damit eo ipso auch auf die Organe und Vorteile, die derselbe seinen Zugehörigen geschafft hat und sichert. Eins dieser Organe ist unsere Buchhandlung, und deshalb war unser Beschluss für uns selbstverständlich. Ihr Brief liess es uns allerdings angebracht erscheinen, Ihnen dies ausdrücklich zu sagen.

R. Fischer."

Ein für den Parteigeist charakteristisches Schriftstück. Die ideale Auffassung der „Partei", wie ich sie damals noch zu behaupten suchte, findet hier Verspottung. Dagegen wird die Partei als eine herrschaftliche Organisation proklamiert, deren Angehörige sich dem Willen der „Gesamtheit" (will sagen: der Parteiregierung*) mit „Disziplin" unterzuordnen haben

*) Die Reverenz vor dem „Willen der Gesamtheit" ist heuchlerisch; denn während der Partei-Vorstand sich auf ihn beruft, handelt er selber

und „hinausfliegen“, sobald sie sich den „Grundsätzen der Unterordnung“ nicht „fügen“. Ferner gilt die Partei als eine Anstalt, welche den artigen Zugehörigen gewisse „Vorteile“ (gemeint sind nicht die offiziellen „Errungenschaften“, sondern Neben-Vorteile) „schafft und sichert“, anderen Leuten dagegen, die wegen Unfolgsamkeit beim Parteivorstande in Ungnade gefallen sind, jene Vorteile ohne weiteres entzieht. Dass man Strebertum, Heuchelei und Knechtseligkeit züchtet, indem man derart Zuckerbrot und Rute anwendet, entgeht den „Real“-Politikern. Auch kümmert es sie wenig, ob sie die „geistige Bewegung“ schädigen, indem sie eine Schrift, welche eine Lücke in der Parteilitteratur ausfüllt, boikottieren, also der Unsachlichkeit verfallen in ihrem Eifer, eine missliebige Person abzustrafen. Für diese Unsachlichkeit ein ferneres Beispiel: Seitdem ich auf die schwarze Liste der Partei geraten bin, sucht das sozialdemokratische Zentralorgan mit peinlicher Gewissenhaftigkeit meine Person totzuschweigen. So oft ich einen Vortrag in der freireligiösen Gemeinde halte, und der Vorstand dieses Vereins den „Vorwärts“ um Ankündigung unter den Versammlungs-Nachrichten ersucht, merzt die Redaktion meinen Namen aus und meldet nur das Thema des Vortrages. Auf seine Beschwerde deswegen erhielt der Vorstand der freireligiösen Gemeinde den Bescheid, der Partei-Vorstand habe so verfügt. Hier haben wir ein Prachtexemplar der Species „Unreines Mittel“. Ein Blatt, welches unter anderm wahrheitsgetreue Berichte über das Vereinsleben der arbeitenden Klasse bringen will, das Blatt einer Partei, die nach Aufklärung und Befreiung des Volkes strebt, die „Wahrheit, Recht und Sitte“ hochzuhalten versichert, ein Blatt, das unter anderm durch wahrheitsgetreue Berichte seine Leser über das geistige Leben, über Versammlungen und Vorträge innerhalb der arbeitenden Klasse zu unterrichten bezweckt, liefert geflissentlich und systematisch inkorrekte Berichte, indem es den

---

ihm zuwider; nach den Statuten der Partei hat er nämlich kein Recht, jemand aus der Partei auszuschliessen.“

Namen einer verhassten Person ausmerzt, um deren Einfluss — sei es auch nur in kleinlicher Weise — zu schmälern. Gemahnt dieser krampfhafte Fanatismus nicht an die verschrobenen Verfluchungen religiöser Ketzerrichter des Mittelalters? Damit keine Spur von dem Ketzer übrig bleibe, wird nicht allein sein Werk ausgerottet und sein Leib verbrannt, sondern obenein die Asche in Winde und Wellen verstreut.

„Ausgelöscht sein aus der Menschen
Angedenken hier auf Erden,
Ist die Blume der Verwünschung —
Nicht gedacht soll seiner werden!

Nicht gedacht soll seiner werden,
Nicht im Liede, nicht im Buche —
Dunkler Hund, im dunkeln Grabe,
Du verfaulst mit meinem Fluche."

Die Herrschaftlichkeit der Parteiführer giebt einen widerlichen Vorgeschmack vom sozialdemokratischen Zukunftsstaate. Denn wenn es wahr ist, dass die bestehende Gesellschaft in den Zukunftsstaat hineinwächst, so wird wahrscheinlich die Parteiregierung Staatsregierung werden. Jedenfalls steht zu erwarten, dass die proletarische Klasse, wenn ihr Mangel an Sinn für persönliche Unabhängigkeit und Selbstbestimmung unter dem Parteijoche noch fürdere Bestärkung findet, diesen Defekt in die neue Gesellschaft mitnimmt, folglich hier die alte Herrschaft in neuer Form weiterleben lässt.

Drum, ihr freiheitlichen Charaktere, herbei und suchet zu vermeiden eine derartige Lösung der Magenfrage, die die persönliche Freiheit verkümmert. Gegenüber der herrschaftlichen Sozialdemokratie gilt es diejenigen Richtungen des Sozialismus zu stärken, welche den Staatssozialismus vermeiden wollen. Es gilt, die Errungenschaften des Liberalismus zu bewahren und weiter auszubilden innerhalb des Sozialismus.

Im Gegensatze zur Sozialdemokratie, welche die Befreiung des Menschengeschlechtes als den ausschliesslichen Beruf des Proletariats betrachtet, setze ich meine Hoffnung auf die besten Elemente aller Gesellschaftsklassen. Ja mir scheint, das Bürgertum, welches die Sozialdemokraten so einseitig zu schmähen

pflegen, wird einen erheblichen Anteil haben an dem Befreiungswerke, deswegen nämlich, weil es verhältnismässig viel Sinn für persönliche Freiheit besitzt. Was ês vom Sozialismus noch abschreckt, ist wesentlich dessen freiheitswidrige Richtung; sobald es aber in breiten Kreisen einsehen gelernt hat, dass Sozialismus ohne Staatsknechtschaft möglich ist, dürfte es diesem freiheitlichen Sozialismus beitreten, soweit es nicht ein grösseres Interesse an der Erhaltung des Privilegiums hat.

Vor der Hand, ihr Kämpfer für wahre Freiheit, arbeitet an der Zerbröckelung der alten Parteien und der Parteiherrschaft überhaupt! Öffnet den Parteigängern die Augen, dass sie den autoritären Charakter der Partei und ihre eigene Knechtschaft erkennen. Um diese Heilung vollbringen zu können, forschet nach den Ursachen ihrer Krankheit, studieret die Pathologie des Parteigängers. Ja, was eigentlich blendet ihre Augen derart, dass sie den Charakter ihrer Partei, ihrer Häuptlinge und Presse nicht durchschauen? Ist es die Inferiorität ihrer geistigen und sittlichen Natur, Mangel an Denkkraft, an Bildung, Freisinn und Feingefühl? Zweifellos sind diese Mängel bei der Masse vorhanden und auch eine Ursache der Parteiseuche. Und so empfiehlt sich auch hier jenes für das Gros menschlicher Übel passende Rezept: Aufklärung, Erweckung zur Wissenschaftlichkeit, Bildung des Gemütes durch Kunst und sittlichen Adel. Doch noch ein Spezialmittel verordne ich: Die Zersplitterung des Volkes in Privilegierte und Ausgebeutete, in wirtschaftliche Todfeinde, Rivalen, Konkurrenten, dies furchtbare soziale Übel muss beseitigt werden; denn Gewinnsucht, Hass, Neid, Rachsucht, solche Leidenschaften, die unser wirtschaftliches Leben systematisch züchtet, sind es vorwiegend, was die Masse verblendet und den Parteien in die Arme treibt. Kurz, Abschaffung der Privilegien, der Herrschaft und Ausbeutung thut not. . . Freiheit und Vernunft sind auch hier das A und das O des Rezeptes, sie sind nicht nur Zweck, sondern auch in gewissem Grade unerlässliches Mittel.

14. Befreiung.

„So bin ich der Denkart und dem Leben des jetzigen Geschlechts ein Fremdling, ein prophetischer Bürger einer spätern Welt", ihr angehörig jede That und jeglicher Gedanke. Gleichgiltig lässt mich, was die Welt, die jetzige, thut oder leidet; tief unter mir scheint sie mir klein, und leichten Blickes übersieht das Auge die, wenngleich grossen, verworrenen Kreise ihrer Bahn . . . Doch wo ich einen Funken des verborgenen Feuers sehe, das früh oder spät das Alte verzehren und die Welt erneuern wird, da fühl' ich mich in Lieb' und Hoffnung hingezogen, wie zu den geliebten Zeichen der fernen Heimat. Auch wo ich stehe, soll man in fremdem Licht die heiligen Flammen brennen sehen, den abergläubigen Knechten der Gegenwart eine schauerliche Mahnung, den Verständigen ein Zeugnis von dem Geiste, der da waltet. Es nahe sich in Liebe und Hoffnung jeder, der wie ich der Zukunft angehört, und durch jegliche That und Rede eines jeden schliesse sich enger und erweitere sich das schöne freie Bündnis der Verschworenen für die bessere Zeit." Schleiermacher.

Mit schrecklicher Vielseitigkeit umstarrt von Tyrannei, belastet mit Ketten, hineingeboren und hineinerzogen in ein labyrinthisches Herrschaftsgefüge und schier verwachsen mit ihm, sind manche von uns nicht recht imstande, ihre Individualität von dem Übel gesondert zu denken und seinen Umfang zu ermessen; drum halten sie meine Darstellung für eine temperamentvolle Hyperbel. Andere leugnen die Grösse der Knechtschaft nicht, meinen indessen, eine gewisse Herrschaft fördere die Kultur gerade im Sinne der Freiheit und Ver-

nunft.*) Wieder andere sehen in der Knechtschaft zwar ein Übel, jedoch ein ziemlich unvermeidliches; sie können eine Gesellschaft von freien Individuen oder aber anwendbare reine Mittel, die hierzu führen, sich schwerlich denken.

Eine Verschmelzung der beiden letzteren Gegnergruppen stellt Christian von Ehrenfels dar, wenn er meiner Kritik**) der Herrschaftlichkeit, die Frage entgegenhält, „welche Massnahmen an Stelle der zu beseitigenden . . . als Ersatz . . . zu treten haben würden.“ Ich glaube auf diese Frage bereits eine Reihe von Antworten erteilt zu haben und zwar in dem Sinne, dass ich für ein Übel überhaupt keinen Ersatz bieten will, — ebensowenig, wie ein Arzt für einen Abscess — dass aber das Gute, welches jenen „zu beseitigenden Massnahmen“ zugeschrieben wird, reichlichen Ersatz in den von mir empfohlenen reinen Mitteln findet; ein „Ersatz“ beispielsweise der Strafe ist die natürliche Charakteristik oder empirische Korrektur, der autoritären Moral die freie Sittlichkeit, des herrschaftlichen Staates die freie Genossenschaft. Indessen verlangt das Bild, das ich stückweise von der freien Gesellschaft entworfen habe, nach einem Zusammenschluss der Teile sowie einer Ausfüllung der Lücken, und der Zweifel an der Verwirklichung dieses Idealbildes nach einem Einblick in die Mittel und Wege, die nach meiner Auffassung uns befreien können von der Knechtschaft.

Wie ich mir die Grundzüge freiheitlicher Volkswirtschaft

*) So sagt Prof. Dr. Ludwig Gumplowicz, obwohl er den ausbeuterischen Charakter des Staates nicht in Abrede stellt (in „Rechtsstaat und Sozialismus“): „. . . Die Masse bedarf des Staates; ihrer geistigen Beschaffenheit, z. B. ihrer Indolenz und Beschränktheit nach einerseits und ihren rohen und barbarischen Instinkten nach andererseits kann ihre Entwickelung zu besseren Zuständen gar nicht anders gedacht werden, wie im Staate, unter staatlichem Zwange.“ Ich kann dieser Richtung weder Ehrlichkeit noch Verständigkeit absprechen. Was mich von ihr trennt, ist die verschiedene Wertung der Herrschaft; und weil hierbei die Individualität eine besondere Rolle spielt, ist eine Einigung kaum zu erzielen. Hier steht geradezu Weltanschauung gegen Weltanschauung.

**) „Freie Bühne“. Juli 1892.

denke, habe ich bisher wesentlich negativ angegeben. So will ich denn auch ein positives Bild versuchen, jedoch mit dem Vorworte, dass es lediglich zeigen soll, wie die Volkswirtschaft sich gestalten kann, nicht aber wie sie es muss.

Wenn die Grundlage der wirtschaftlichen Ausbeutung in dem Ausschluss der Arbeiterklasse von unentbehrlichen Produktionsmitteln besteht, so handelt es sich darum, dies Ausschluss-Recht, das Privilegium zu beseitigen und so den Arbeitern die Produktionsmittel zugänglich zu machen, ohne dass ein Tribut an privilegierte Herrschaften zu leisten ist. Natürlich wird das Ausschluss-Recht nur mit der Macht weichen, welche sanktionierend und mit Waffengewalt beschirmend dahinter steht: mit dem Gewaltstaate. Wie nun wird voraussichtlich nach der Abwirtschaftung des Gewaltstaates die Volkswirtschaft in freiheitlichem Sinne sich gestalten?

Zunächst ist es wahrscheinlich, dass die Arbeiter nach dieser Wendung der sozialen Zustände ungefähr so wie kurz vorher gruppiert und auch im grossen ganzen geneigt sein werden, in dieser alten Gruppierung und Organisation die neue Produktion zu beginnen: das Gesinde des Gutsherrn auf dem Gute, die Bergleute in ihrem Bergwerke, die Industrie-Arbeiter an ihren Werkstätten, die Eisenbahn-Beamten in ihrem Berufe. Indessen werden die Arbeiter — und das ist der entscheidende Charakterzug der neuen, freiheitlichen Volkswirtschaft — den Ertrag ihrer Arbeit nicht Gutsherren, Bergwerksbesitzern, Fabrikanten und anderen Privilegierten überliefern und sich mit kargem Lohne abfinden lassen, sondern, da keine Staatsgewalt sie hindern kann, sich selbst die Verfügung über ihren gesamten Arbeits-Ertrag anmassen.

Wie dieser Ertrag verteilt werden wird, ist eine Frage, die mannigfaltige Antworten zulässt; und mannigfaltige Verteilungsarten, den individuellen Bedürfnissen und Umständen der verschiedenen Arbeitergruppen entsprechend, dürften in der That gewählt werden innerhalb einer Gesellschaft, wo keine Herrschaft, keine Diktatur oder Demokratie zwingende Vorschriften macht. Möglich, dass eine Arbeitergruppe ihrem

früheren Herrn, solange er noch ziemlich unfähig zur Produktion ist, eine Vergünstigung gewährt; möglich, dass eine Art Betriebsdirektor aus ihm wird; möglich auch, dass Schande und Verfolgung ihn trifft. Möglich ferner, dass die Arbeiter im kommunistischen Sinne ihre Konsumption gestalten, nach dem Grundsatze „Jedem nach seinen Bedürfnissen", oder dass sie den Arbeitsertrag in gleichen Raten unter einander verteilen; möglich, dass sie — in individualistischem Sinne — vereinbaren, jeden Angehörigen ihrer Gruppe seiner Leistung entsprechend zu bezahlen, oder deutlicher: dem Werte entsprechend, den er sich beizulegen und durchzusetzen versteht. Die beiden Grundformen der Verteilung, die kommunistische und die individualistische, dürften auch im Verkehr der Gruppen untereinander, den besonderen Bedürfnissen und Umständen entsprechend, vereinbart werden.

Eine gleiche Mannigfaltigkeit der Organisation lässt sich auf dem Gebiete der Produktion denken. Möglich, dass Arbeiter nach dem kommunistischen Grundsatze „Jeder nach seinen Neigungen" produzieren, oder in gleichen Raten und auf Posten, die man durch freie Vereinbarung bestimmt hat; möglich auch, dass sie sich bei der Produktion leiten lassen von der Aussicht auf individuellen Arbeitsertrag. Möglich, dass sie eine Genossenschaft bilden; möglich auch, dass sie, von einem Unternehmer sich anstellen lassen, natürlich unter Verträgen, welche von der heutigen Knechtschaft und Ausbeutung gereinigt sind.

Die Schwierigkeiten, welche all diesen Organisationsformen in den Weg treten, glaube ich mir nicht zu verhehlen und will sie nunmehr beurteilen.

Der ausgeprägteste Kommunismus, welcher es lediglich der augenblicklichen Neigung jedes Individuums anheimstellt, was es konsumieren, ob und wie es an der Produktion sich beteiligen will, erscheint mir unter der Bedingung, dass Herrschaft zu vermeiden ist, schwerlich durchführbar. Ich halte es für bedenklich, dass er das Einkommen des Individuums von seiner Arbeitsleistung unabhängig macht. Denn wenn Millionen

Genossen ihre Produkte gewissermassen in einen einzigen Topf werfen, wo der individuelle Arbeitsertrag nicht mehr erkennbar ist, und wenn alle, ohne äquivalente Gegenleistung aus diesem Topfe nach Belieben nehmen, so dürfte derjenige, welcher mehr seinen eigenen Vorteil als das Gemeinwohl erstrebt, sich sagen: ob ich mehr oder weniger produziere, ändert nichts an meinem Einkommen, ich will es mir also bequem machen; indem nun Viele so denken, gerät die Gesellschaft natürlich leicht in Mangel.

Hier wendet der Kommunist ein, gerade der eintretende Mangel würde die Genossen zur Vernunft bringen und zu eifrigerer Arbeit antreiben. — Vielleicht; doch vielleicht auch gelangen die Genossen einfach in der Weise zur Vernunft, dass sie brechen mit einem volkswirtschaftlichen System, welches jenen Mangel hervorgerufen hat. Jedenfalls riskieren sie, falls sie bei ihrem Kommunismus verharren, dass nach einem Aufschwung der Produktion wiederum Lässigkeit einreisst, dass somit der Volkswohlstand stets um ein bescheidenes Niveau herumpendelt.

Gegen solche Konsequenz verwahrt sich der Kommunismus, behauptend, die Arbeit sei zwar heutzutage, in der Knechtschaft, eine Last, die jeder gern vermeide; in der freien, kommunistischen Gesellschaft jedoch werde der normale Mensch geradezu ein Bedürfnis haben, zu arbeiten. — Wahrheit und Irrtum mischen sich in diesem Argumente. Allerdings bethätigt der gesunde Mensch gern seine Kräfte, doch durchaus nicht immer in planvoller, beruflicher Produktion, sondern oft genug unproduktiv, in Sport und allerlei privaten Liebhabereien. Beweisstück über Beweisstück liefert uns die wohlhabende Klasse, deren Angehörige ihre Kräfte zwar bethätigen, doch nur zu geringem Teil in volkswirtschaftlich wertvoller Produktion, während der ordinäre Privatier es vorzieht, seine Zeit mit Pferden und Weibern, Karten und Gelagen, Visiten und Reisen tot zu schlagen. Eine irrtümliche Psychologie, wenn die Kommunisten meinen, die gewöhnliche Triebfeder zur volkswirtschaftlichen Produktion sei oder werde sein ein un-

mittelbares Wohlgefallen am Produzieren. Mag auch ein Tolstoi als Pflüger und Stiefelflicker sich glücklich fühlen, der Durchschnittsmensch leistet volkswirtschaftliche Arbeit, um konsumieren, möglichst viel konsumieren zu können und späterhin — möglichst wenig produzieren zu brauchen. Hieraus folgt aber, dass er die Produktion im allgemeinen meidet, wenn er diesen Zweck ohne sie erreichen kann, wenn er also die Mittel zu hinreichender Konsumption und Musse besitzt. Kurz, es ist Grund vorhanden, zu bezweifeln, ob das unmittelbare Wohlgefallen an Thätigkeit eine hinreichende Triebfeder zur volkswirtschaftlichen Produktion bildet.

Doch angenommen, dem sei so; dann ist doch die Annahme sehr gewagt, dass die Individuen aus unmittelbarem Wohlgefallen an Thätigkeit gerade denjenigen Produktionsgebieten sich zuwenden werden, deren Bestellung vom sozialen Haushalte zur Zeit augenblicklich erfordert wird, dass also keine Überfüllung in diesen Berufen, kein Arbeitermangel in jenen Berufen entsteht. Die Kommunisten, welche dieser Annahme huldigen, scheinen zu glauben, unter den Kräften der Menschen walte eine gewisse prästabilierte Harmonie, derart, dass in der Gesellschaft stets diejenigen Bethätigungsbedürfnisse vorhanden seien, deren sie bedarf. Solche soziale Teleologie im Sinne eines Leibnitz und Fourier erhebt sich nicht über den Wert einer blossen Vermutung.

Den Einwand, dass die volkswirtschaftliche Produktion schwerlich je aus blossem Thätigkeitsbedürfnis erfolgen, vielmehr stets, wenigstens teilweise, lästig sein werde, suchen nun die Kommunisten zu entkräften durch die Aussicht auf einen Aufschwung der Technik, welcher die Unannehmlichkeiten der Arbeit beseitigen werde. — Wenn ich auch gleichfalls ungeheuere Fortschritte der Naturwissenschaften und des Maschinenwesens erwarte, so kommt mir doch jene Aussicht phantastisch vor; ich muss dabei an eine grosse Röhre denken, in welche nur die Sonne hineinzuscheinen braucht, um unten fertige Stiefel herauskommen zu lassen.

Meinem Bedenken, das freie Genussrecht könne Lässig-

keit und Unterproduktion hervorrufen, halten viele Kommunisten schliesslich entgegen, die Freiheit werde die Menschen doch veredeln und mit einem Gemeinsinn erfüllen, der den Egoismus überwiege. — Nun, die veredelnde Wirkung der Freiheit leugne ich gewiss nicht, vermag aber die kommunistische Verkleinerung des Egoismus und Verhimmelung eines knechtischen Gemeinsinns keineswegs mitzumachen. Nicht eine Minderung, vielmehr eine Stärkung des Egoismus scheint mir not zu thun — angesichts der Thatsache, dass der Altruismus, wie ihn z. B. das Christentum seit zweitausend Jahren predigt, bisher die Herrschaften nicht zurückgehalten hat von der Knechtung, wohl aber die Knechte in ihrer Hingabe an die Herrschaften bestärkt hat, und dass es nicht zum Mindesten das sogenannte Gemeinwohl ist, womit solche Hingabe sanktioniert wird. Würden die Knechte ihren Egoismus ausbilden und ein „Gemeinwohl", das ihnen wesentlich Opfer zumutet, nicht weiter respektieren, so gäbe es keine Herrschaften mehr! — Um nicht missverstanden zu werden, bemerke ich noch: Nicht den Altruismus überhaupt verachte ich, sondern nur den unfreien. Um aber frei zu sein, muss er sich auf dasjenige Gemeinwohl richten, in welchem das Individuum die systematische Wahrung seines eigenen Interesses findet. Ein schlimmes Zeichen also, wenn der Kommunismus auf einen den Egoismus überwuchernden und beeinträchtigenden Gemeinsinn baut.

Es giebt freilich Kommunisten, welche nicht mit Engeln, sondern mit gewöhnlichen, auf ihren privaten Vorteil bedachten Menschen, also mit der Möglichkeit rechnen, dass diese von ihrem freien Genussrecht einen weit ausgiebigeren Gebrauch, als von ihrer Arbeitskraft, machen. Das soll nach dem Plane dieser Kommunisten durch eine gegenseitige Überwachung der Gesellschaftsglieder verhindert werden. — Gut; aber praktisch ist solche Überwachung nur dann, wenn man auch die Mittel hat, um lässige Arbeiter anzuspornen. Obrigkeitliche Mittel müssen nun, wenn man Herrschaftslosigkeit erstrebt, selbstverständlich ausgeschlossen sein; desgleichen die Massregeln

der autoritären Moral. Übrig bleibt demnach nur die natürliche Charakteristik oder „empirische Korrektur“ der Trägheit. Nun aber wird dies reine, freiheitliche Mittel der wirtschaftlichen Regelung gerade durch das „freie Genussrecht“ wesentlich lahm gelegt; denn ein Mensch, dem bei aller Faullenzerei Güter in Hülle und Fülle zu Gebote stehen, wird hierdurch davor bewahrt, die nächste, natürliche Wirkung der Trägheit, den Mangel, zu empfinden. Will die kommunistische Gesellschaft seiner Untugend ohne Autorität entgegenarbeiten, so könnte sie es wohl nur, indem sie ihm ihre Freundschaft entzieht.

Ich erkenne an, dass solcher Boikott wirksam wäre; doch seiner Voraussetzung Genüge zu leisten, nämlich die Produktion der Individuen zu überwachen, halte ich für ausserordentlich schwierig in einer Volkswirtschaft, die jeden nach seinen augenblicklichen Neigungen produzieren, also auch sein Thätigkeitsgebiet wechseln lassen und dabei Bescheinigungen über geleistete Arbeit vermeiden will. Sollten indessen die Kommunisten nichts gegen solche Bescheinigungen haben, nun so kann ich nicht verstehen, weswegen sie sich gegen die Zumessung des individuellen Arbeitsertrages sträuben. Überhaupt scheint mir der radikale Kommunismus aufgegeben zu sein, sobald seine Vertreter anerkennen, man müsse die Arbeit des Individuums überwachen und es zur Erzielung eines gewissen Ertrages durch irgend eine empirische Korrektur anhalten. Denn schwerlich können sie widerlegen, dass das einfachste, zuverlässigste und zugleich reine, nämlich herrschaftslose Mittel zu diesem Zwecke der individuelle Arbeitsertrag ist.

Wenn ich nun auch so viele Schwierigkeiten in der Durchführung des radikalen Kommunismus erblicke, so will ich seine Möglichkeit nicht geradezu in Abrede stellen. Ich bin mir bewusst, dass weder ich noch irgend ein Kritiker die objektive Grösse der hier in Frage kommenden Rechnungsfaktoren, geschweige ihr Produkt ermessen kann, dass also sowohl die Anti-Kommunisten wie die Kommunisten darauf angewiesen sind, jene Faktoren — Trägheit und Produktionsbedürfnis, Fortschritt und Rückstand der Technik, Egoismus und Altruismus —

sowie die Ergebnisse ihres verschieden modifizierten Zusammenwirkens individuell abzuschätzen. Möchten auch die Kommunisten sich dessen bewusst werden, also ihren oft dogmatischen Radikalismus und ihr fanatisches Eifern gegen den individuellen Arbeitsertrag aufgeben, um dem Individualismus unbefangen und mit dem Willen der Verständigung näher zu treten.

Die Zweifel, welche ich dem strengen, ausschliesslichen Kommunismus entgegengehalten habe, treffen nicht einen gemässigten, partiellen, auf Egoismus gegründeten Kommunismus. Gewisse Konsum-Artikel kann man ohne Bedenken unabhängig von einer genau äquivalenten Gegenleistung des Konsumenten machen, diejenigen nämlich, deren jedermann, und zwar lediglich in einem ziemlich gleichen und wenig kostspieligem Masse bedarf. Beispielsweise könnte die freie Gesellschaft den Brotkonsum von der individuellen Bezahlung unabhängig machen, weil wohl jedermann des Brotes bedarf und nur ein bestimmtes bescheidenes Quantum davon zu verbrauchen vermag. Auch auf Strassenbahnen und Eisenbahnen liesse freies Genussrecht wohl unbedenklich sich einräumen, weil hier eine Ausbeutung der Genossenschaft durch das Individuum kaum denkbar ist.

Natürlich müsste solcher partielle Kommunismus, wenn er auf die äquivalente Gegenleistung des Individuums verzichtet, doch eine Gegenleistung fordern. Die Kosten für die Bäckereien und Bahnen wären von den Kommunen, indirekt natürlich von den Produktionsgruppen aufzubringen. Dieser Kommunismus wäre im Grunde nichts anderes, als eine Vereinfachung und Verbilligung des Austausches, also auch der Produktion, mittels durchschnittlicher Bezahlung, wie sie bereits in der bestehenden Volkswirtschaft teilweise eingeführt ist, z. B. in der Post, die für durchschnittliche Preise Briefe und Packete befördert, im Eisenbahnwesen, wo Zonen-Tarife und Abonnements eingeführt sind, in amerikanischen Trinkstuben, wo man nach Belieben essen kann, weil der Wirt durch den erhöhten Preis der Getränke, verbunden mit einem gewissen Anstand der Gäste, schadlos gehalten wird.

Eine wertvolle Kritik hat der Kommunismus in John Henry Mackays „Anarchisten*)“ erfahren. Der Anarchist Auban hält hier einen Kommunismus für unvereinbar mit der Freiheit, welcher die wirtschaftlichen Individualisten vergewaltigen will. Die Richtigkeit dieser Konsequenz ist nicht zu leugnen. Indessen möchte ich in Anbetracht der blendenden Dialektik Mackays betonen, dass doch nur der ausschliessliche Kommunismus, der andere Gesellschaftsorganisationen unduldsam ablehnt, diesen Vorwurf verdient, während ein lediglich auf zwangloser Vereinbarung beruhender Kommunismus, zwar nicht nach Mackay-Aubans Geschmack, immerhin mit der Freiheit vereinbar ist.

Wie schon erwähnt, bevorzuge ich eine Volkswirtschaft, die es zulässt, dass der Produzent seiner individuellen Leistung entsprechend sich bezahlt macht, oder deutlicher: dem Werte entsprechend, den er seiner Arbeit beizulegen und durchzusetzen versteht. Mir schwebt also ein Produkten- und Arbeitsmarkt mit freier Konkurrenz vor — eine Idee, die einfach der Ausfluss meiner Hochschätzung des Egoismus ist. Weil ich nämlich eine Gesellschaft von Individuen erstrebe, die bei allem freien Altruismus ihr Ich hochhalten und lediglich solche Kontrakte eingehen, welche ihnen Vorteile verschaffen, so bin ich für einen volkswirtschaftlichen Austausch, als dessen Zweck von den Kontrahenten ihr privater Vorteil angesehen wird. Jeder Produzent mag also sein Produkt und seine Arbeitskraft so vorteilhaft wie möglich verkaufen, und jeder Konsument die Gegenstände seines Verbrauchs zu recht günstigen Bedingungen erstehen. Und schrankenlos mögen die Egoismen konkurrieren, einander überbietend oder unterbietend.

Freiheit, freie Vereinbarung ist solch ein Wettbewerb; wer Unterdrückung und Ausbeutung darin wittert, verwechselt ihn mit der Konkurrenz von heute, welche durchaus nicht frei verläuft, weil nämlich die einen vermöge ihrer Privilegien eine

*) Zürich bei Schabelitz.

ziemlich entscheidende Vergünstigung vor den anderen voraus haben. Die wahrhaft freie Konkurrenz wird lediglich mit persönlichen Tüchtigkeiten und Errungenschaften ausgeübt; und darum befördert sie nicht, wie die jetzige Konkurrenz, die Unterdrückung und Ausbeutung der Volksmasse und zahlloser Talente, vielmehr umgekehrt die Auslese der Tüchtigkeiten, und zwar eine Auslese, welche die Zurückgebliebenen keineswegs in knechtischer, sondern in guter, wenn auch minder vermögender Lage lässt.

Die kommunistische Abneigung gegen das Markten beruht auch auf einer einseitigen Auffassung des Austausches: Weil in unserer Volkswirtschaft die Übervorteilung auf dem Markte eine grosse Rolle spielt, hält man sie für unzertrennlich von ihm. Bei einiger Überlegung wird indessen wohl jedermann Fälle in seiner Erfahrung finden, wo in einem Austausch von Produkten oder Leistungen beide Kontrahenten ihren Vorteil finden. Wenn Betrug und allerlei „Schmutz-Konkurrenz" heutzutage sich breit machen, so sind eben die Privilegien daran schuld, welche unsere Volkswirtschaft korrumpieren, indem sie die Gesellschaft in Ausbeuter und Ausgebeutete zersplittern, die Ausbeutung zu einem Vorbilde erheben, durch die verhängte Not ganze Volksschichten zur Unsittlichkeit zwingen, die „empirische Korrektur" und die Entwickelung allgemeiner Solidarität behindern. Die Befreiung der Gesellschaft von den Privilegien dürfte nicht allein die Hauptursache jener Korruption beseitigen, sondern auch neuen Ansätzen des alten Übels kräftig entgegenarbeiten, indem nämlich die Solidarität, diese Gefährtin der Freiheit, wider die vereinzelten Vertreter des Betruges und der Übervorteilung überhaupt das Bündnis der ganzen übrigen Welt und die starken Waffen der natürlichen Strafe ausspielen würde.

Übrigens halte ich das kommunistische Eifern gegen die freie Konkurrenz für ziemlich unpraktisch, einfach weil sie ohne Vergewaltigung der Individuen und der Volkswirtschaft niemals abgeschafft werden kann. Es richtet ebenso wenig aus, als etwa das von Moralisten erhobene Lamento über die

industrielle Frauenarbeit. Weil mit dem Überhandnehmen wirtschaftlicher Not in der Männerwelt immer mehr Frauen auf industriellen Erwerb sich angewiesen fühlen, weil es ferner für viele Arbeitgeber vorteilhaft ist, darum finden Frauen jene Beschäftigung; und kein Beten hilft gegen solchen Egoismus, weder gegen die Frauenarbeit im Zeitalter wirtschaftlicher Ausbeutung, noch gegen die freie Konkurrenz in der Folgezeit. So lange Individuen vor einander ihren Vorteil wahrnehmen werden — eine Eigenschaft, deren Abnahme ich weder erwarten noch wünschen kann —, wird es einen Wettbewerb und eine Volkswirtschaft mit wenigstens teilweise individuellem Arbeitsertrag geben. Mag ein radikaler Kommunismus oder eine Gleichheit des Einkommens versucht werden, so wird es doch hier und dort dem Egoismus gelingen, private Begünstigungen durchzusetzen.

Nehmen wir beispielsweise an, das Mitglied einer Produktionsgruppe von der angedeuteten Verfassung habe eine Erfindung gemacht, deren Anwendung den Arbeitsertrag der Gruppe verdoppeln würde; dann wäre der Erfinder in der Lage, sein Einkommen über das gewöhnliche zu erhöhen. Würde er nämlich seine Erfindung der Gruppe unter der Bedingung anbieten, dass ihm eine Prämie, etwa ein besonderer Teil des gesteigerten Arbeitsertrages zufiele, so hätten seine Genossen ein egoistisches Interesse, darauf einzugehen. Warum sollten sie es nicht? Etwa, weil des Erfinders Ansinnen ausbeuterisch wäre? Keineswegs ist es das; jede Partei fände ja ihren Vorteil darin. Lehnen sie es ab, so riskieren sie, dass die Erfindung verschwiegen oder einer anderen Gruppe angeboten wird. Und suchen sie den Erfinder durch Boikott zu unentgeltlicher Preisgabe seiner Erfindung zu bestimmen, oder werden sie kontraktbrüchig, so zerstören sie den bedeutenden Hebel des Fortschrittes, welchen die individuelle Auszeichnung — durch Einkommen wie durch sonstige Annehmlichkeiten — darstellt.

„Aber kann nicht solche Begünstigung einzelner Individuen, wenn sie noch keine Ausbeutung ist, dazu führen?“ —

Allerdings, knechtselige Naturen werden die Begünstigung in Herrschaft ausarten lassen. Doch ich darf annehmen, dass ein Volk, welches vom Staate, und den Privilegien sich einmal erlöst hat, Freisinn, Einsicht und Macht genug besitzt, um das Aufkommen neuer Privilegien zu vereiteln. Freie Menschen werden einzelnen Individuen nur dann Sondervorteile einräumen, wenn sie dadurch angemessene Gegenleistungen erhalten, sie werden sich aber hüten, die Sondervorteile zu verwüstenden Lawinen anwachsen zu lassen. Nur wer an der Freiheit überhaupt verzweifelt, kann das in Abrede stellen.

Was mich persönlich die individualistische — ich meine eine vom Privilegium erlöste — Volkswirtschaft vor der radikal kommunistischen — wenn eine solche durchführbar sein sollte — bevorzugen liesse, ist neben der erwähnten Auslese der Tüchtigkeiten und der Förderung des Fortschrittes, ein grösserer Gehalt an individueller Freiheit. Ich möchte weder von meinem Arbeitsertrage anderen Leuten, falls ich keine besondere Sympathie für sie habe, etwas abgeben, noch möchte ich mir von ihnen etwas schenken lassen. Nur soviel, aber auch gern soviel will ich ihnen geben, als sie mir nach Massgabe meiner Nachfrage und des Angebotes ihrer Sorte wert sind; und genau soviel, als ich in Konkurrenz mit Meinesgleichen ihrer Nachfrage zu bieten vermag, will ich als Gegenleistung von ihnen empfangen. Nennt man solchen Willen Gerechtigkeit, nun so bin ich Individualist aus Gerechtigkeit.

Zeihen mich hingegen die Kommunisten der Ungerechtigkeit gegen „die Gesellschaft", der ich all meine Leistungen schuldig sei, weil ich all meine Kräfte von ihr empfangen habe, so erkläre ich diese „Gesellschaft" für ein Ding, bestehend aus Millionen Lebender und Milliarden Verstorbener, sowie aus allerlei Wirkungen nicht nur von Menschen, sondern auch von sonstiger Welt. Solch einem unpersönlichen Dinge kann man überhaupt keinen Dank abstatten, es sei denn, dass man darunter die erreichbaren Lebenden versteht. Diesen aber danke ich ja, indem ich für ihre mir gezollten Leistungen äquivalente Gegenleistungen biete und somit überdies eine

Volkswirtschaft stütze, welche sämtlichen Lebenden das mir denkbar beste Befinden zu teil werden lässt. In ihr kann jedermann nach Belieben bis zur Grenze seiner Fähigkeit sein Einkommen steigern, indem er länger oder mehrwertig arbeitet, und seine Arbeit wechseln, vermindern oder aufgeben, indem er auf weiteres Einkommen verzichtet, — ohne strafenden Genossenblicken zu begegnen. Das ist seine Privatsache und ganz harmlos, weil er nicht mehr verbrauchen kann, als er produziert hat.

Den Anhängern des Gewaltstaates erscheint eine Volkswirtschaft ohne Regierung haltlos, weil sie da, wo die Staatsgewalt fehlt, einen Kampf aller gegen alle um die Güter und Produktionsmittel erwarten. Ich habe mich bereits teilweise mit diesem Bedenken auseinandergesetzt, indem ich*) darauf verwies, dass wir nicht mit tollen Hunden, sondern mit Menschen zu rechnen haben, und dass diese, zumal wenn sie noch mehr fortgeschritten sind, friedliche Verständigung und Arbeit einem ruhelosen, gefahrvollen Räuberleben vorziehen. Es ist also nur noch fraglich, ob eine friedliche Regelung des allgemeinen Bewerbes um die wertvollsten Produktionsmittel gedacht werden kann.

Ich bejahe diese Frage und führe den Nachweis an folgenden Beispielen: Angenommen, nach dem Zusammenbruche des Staates und der Privilegien entstände ein allgemeines Drängen der Ackerbauer nach den fruchtbarsten Ländereien, der Bergleute nach den ergiebigsten Bergwerken u. s. w. Dann liesse der Streit sich schlichten durch eine derartige Vereinbarung, dass die Ländereien und Bergwerke denjenigen Produktionsgruppen oder auch einzelnen Individuen überlassen werden, welche sich zur Zahlung eines Begünstigungspreises verpflichten. Die Höhe desselben mag durch die Konkurrenz der Bewerber nach Art der Versteigerung bestimmt werden.

Als Empfänger des Begünstigungspreises wollen wir zunächst einmal die Summe aller Bewerber des betreffenden

*) Im Kapitel über den Gewaltstaat.

Produktionsgebietes betrachten, die gewissermassen dadurch entschädigt werden für ihren Verzicht. Um den Begünstigungspreis zu bestimmen, einzutreiben und zu verteilen, überhaupt zur Vertretung ihrer gemeinsamen Interessen, bilden sie naturgemäss einen Verein.

Da nun aber die Begünstigungspreise ungleich ausfallen, entsprechend dem verschiedenen Werte der Produktionsmittel — der Ländereien, Bergwerke, Wohnungen — so haben die Vereine ein Interesse, zu einem umfassenden Bunde zusammenzutreten, welcher den Ausgleich der Differenzen bezweckt. Mit anderen Worten: Die produktiven Glieder der ganzen Gesellschaft teilen sich nach einem vereinbarten Modus in die gesamte Einnahme aus den Begünstigungspreisen derart, dass die Inhaber oder — wenn man will — Mieter besseren Ackers, besserer Bergwerke u. s. w. deswegen kein höheres, die Inhaber minderwertiger Produktionsmittel deswegen kein geringeres Einkommen beziehen. In derselben Weise — durch Begünstigungspreise — liesse sich die Konkurrenz um die verschiedenwertigen Konsumgüter, z. B. die Wohnungen, schlichten.

Will man meine Art, die Produktionsmittel zu benutzen, „Vergesellschaftung“ nennen, nun so bin ich „Sozialist“, jedoch keineswegs im Sinne der Sozialdemokraten, die den Staat zum Herren der Produktionsmittel machen wollen. Während meine Volkswirtschaft die Nachteile des Staatssozialismus vermeidet, kann und wird sie die ihm zugeschriebenen Vorzüge entwickeln.

Da, wo es vorteilhaft ist, und lediglich weil es das ist, nicht aus Zwang, wird sich durch den Zusammenschluss der Individuen zu Gruppen, eventuell der Gruppen zu Verbänden der Grossbetrieb mit seiner Arbeitsersparnis entwickeln. Die Unterordnung der so verbundenen Glieder unter die Leitung des Ganzen dürfte in der Freiheit nicht mangelhafter, sondern vollkommener, als die Disziplin der Herrschaftlichkeit sein. Wer da meint, nur Herrschaft könne Unterordnung erzielen, steht unter dem Einflusse der Vorurteile, welche die Autorität zum

eigenen Nutzen ausstreut. Er mag bedenken, dass es auch eine freiwillige Unterordnung giebt, wie z. B. die freiwilligen Feuerwehren und Turnerschaften beweisen. Die Glieder der Produktionsgruppen werden im „Dienste“ den Anordnungen ihrer Vorgesetzten aus freien Stücken Folge leisten, weil ihnen doch daran liegen muss, ihre Kooperation möglichst ertragreich zu machen und ihren Posten sowie ihren guten Leumund zu behalten. Ausserhalb des Dienstes natürlich werden sie — im Gegensatz zu den heutigen Militärs und Beamten — keine Vorgesetzten haben.

Der Geist der Freiwilligkeit wird nicht verfehlen, die Produktivität der Gruppe zu erhöhen. Hat doch schon ein geringer Fortschritt zur Freiheit, nämlich die Umwandlung der Leibeigenen in „freie“ Arbeiter durchaus in diesem Sinne gewirkt, wie eine Untersuchung von Ludwig Heinrich Jacob*) „Über die Arbeit leibeigener und freier Bauern und ihren Einfluss auf den Nutzen der Landeigentümer vorzüglich in Russland“ zeigt. Hier wird unter anderm ausgeführt: „In Preussen, Schlesien, Sachsen und anderen Gegenden von Deutschland ist das Produkt der gezwungenen Arbeit oder der Frohne gleichfalls sehr gering in Vergleich mit der Zeit, welche sie kostet. Allenthalben wird daselbst bei wirtschaftlichen Rechnungen angenommen, dass zwei freie Tagelöhner so viel leisten als drei Fröhner . . .“ „Verständige und erfahrene Ökonome in Deutschland sind sogar der Meinung, dass, gegen Frohndienste gerechnet, mit der Hälfte freier Arbeit und freiens Gespanns viel mehr ausgerichtet werden könne.“ Zur Erklärung der grösseren Leistungsfähigkeit führt der Verfasser eine Reihe von Umständen an, so den Unterschied zwischen erzwungenen und freiem Willen. „Jeder Zwang — bemerkt er — bringt ein Bestreben zur Widersetzlichkeit hervor. Kann sich der Gezwungene nicht offenbar widersetzen, so thut er es doch heimlich und sucht den Zweck des Zwanges so viel als möglich zu vereiteln. Der gezwungene Arbeiter wird also immer nur so wenig thun, als es irgend

*) Petersburg, 1814.

möglich ist.“ Ein weiteres Hemmnis der Produktivität, das natürlich in der Freiheit wegfällt, findet Jacob „in der Schwäche und dem Unvermögen der Arbeiter. Der Leibeigene ist selbst schwach und kann daher schwere und anhaltende Arbeit nicht lange aushalten. Unter hundert leibeigenen Arbeitern befinden sich immer zehn bis zwölf Kranke, und wenn Epidemieen eintreten, welches nicht selten geschieht, noch mehr.“ Fügt man noch die Erwägung hinzu, dass in der freien Volkswirtschaft die Wahl des Berufes wirklich frei, und die Arbeit durch technische Fortschritte, ästhetische Mittel und erfrischende Abwechselung erleichtert sein wird, so darf man sich das Wachstum der Produktivität bedeutend vorstellen.

Die Idee eines Begünstigungspreises, die ich vorbrachte, um zu zeigen, wie Streitigkeiten um die Produktionsmittel geschlichtet werden können, wird dem Einwand begegnen: „Wenn nun eine Gruppe sich nicht versteht zur Zahlung des Preises —?“ Dieser Fall macht mir kein Bedenken. Denn weil jede Gruppe darauf angewiesen ist, ihre Produkte mit denen der übrigen Gruppen auszutauschen, so hätten die letzteren durchaus nicht nötig, zum Gewehr zu greifen, um das Ausbeute-Gelüst jener Gruppe abzuwehren; sie brauchten nur den wirtschaftlichen Verkehr mit ihr einzustellen, d. h. sie zu boikottieren, und bald wäre die Raison wiederhergestellt.

Ich vermute, dass manche Leser in solchem Boikott eine Vergewaltigung erblicken und mir, dem Verfechter der Herrschaftslosigkeit, deswegen Inkonsequenz vorwerfen. Ich weise diesen Vorwurf zurück, indem ich darauf aufmerksam mache, dass der Boikott doch nichts anderes als freie Vereinbarung ist. Denn es ist lediglich ein Gebrauch meiner Freiheit, wenn ich mit Leuten, die mir nicht passen, wirtschaftlich oder gesellig nicht verkehre; und vollends wenn er Abwehr einer Ausbeutung bezweckt, ist der Boikott durchaus freiheitlich, ein reines Mittel, nämlich eine empirische Korrektur.

Zur näheren Erläuterung der von mir geplanten Volkswirtschaft bemerke ich, dass ich keineswegs die Abschaffung von Geld, Kapital und Unternehmergewinn empfehle, vor denen

Sozialdemokraten und Zwangskommunisten eine geradezu abergläubische Furcht hegen.

Das Geld betrachte ich als ein Mittel, den Austausch der Güter und Leistungen in einer Form zu bewerkstelligen, die im Gegensatz zum unmittelbaren Austausche unendlich viel Umstände erspart. Wenn eine grössere Summe Geldes heutzutage den Eigentümer in die Lage setzt, auszubeuten, indem er z. B. Boden oder Staatspapiere kauft, so ist nicht das Geld, sondern der Umstand, dass man mit ihm ein Privilegium erstehen kann, also das Privilegium schuld daran. Vereitelt die Privilegien, und ihr nehmt dem Gelde seine ausbeutende Kraft, so dass es lediglich eine harmlose Bescheinigung über geleistete Arbeit oder Gefälligkeit ist.

Kapital ist in meinem „Sozialismus“ zur Grossproduktion unentbehrlich, obwohl es in den soliden Wirtschaften der bessern Zukunft weniger bar, als heutzutage, vielmehr in Form von Kredit, fungieren dürfte. Das Mittel zur Herstellung von barem Kapital wäre das Aufsparen von Arbeitsertrag durch die Gruppe oder das Individuum. Ein Mittel, Kapital leihweise zu erhalten, wäre ein pekuninärer Entgelt nach Art des heutigen Kapitalzinses, doch mit dem Unterschiede, dass der zukünftige Zins auf eine Entschädigung für Entbehrung und Risiko sich beschränken und in keiner Weise eine Ausbeutungs-Rente bedeuten würde.

Beherrscht von der sozialdemokratischen Redensart, das „Kapital“ sei es, was die Ausbeutung verschulde, werden manche Leser es für bedenklich halten, dass ich das private Kapital nicht abschaffen will, sondern geradezu als ein Fundament meines volkswirtschaftlichen Systems betrachte. Sie bedenken nicht, dass die ausbeutende Kraft des Kapitals nicht darin besteht, dass man es gegen ein Entgelt verleihen kann, vielmehr darin, dass man mit ihm ein Privilegium erstehen kann, nämlich die staatlich gewährleistete Macht, von einem Produktionsmittel, z. B. einem Stück Boden, Arbeiter, die es zur Produktion nötig haben — weil alles Land in gleicher Weise mit Beschlag belegt ist — auszuschliessen und nur gegen einen

Tribut (Rente) zuzulassen. Weil nun zu den ersten Grundlagen der Freiheit die Abschaffung dieses Privilegs gehört, weil es also kein Ausschluss-Recht in meiner Volkswirtschaft giebt, so ist das Kapital seiner schlimmen Verwendung entzogen und ganz ungefährlich. Allerdings kann man mit Kapital — nämlich durch Zahlung des Begünstigungspreises — auch in meiner Volkswirtschaft Boden erstehen; doch Ausbeutung der ausgeschlossenen Mitbewerber wird dadurch keineswegs ermöglicht. Denn die Ausgeschlossenen sind für ihren Rücktritt von dem umworbenen Produktionsmittel angemessen entschädigt worden — eben durch den Begünstigungspreis, den der Inhaber des Produktionsmittels ihnen zu zahlen hat, und der an Wert hinter der heutigen Ausbeutungsrente nicht zurücksteht, folglich sie gänzlich aufhebt. Übrigens ist der Inhaber baren Kapitals in der freien Gesellschaft bedeutend weniger, als heutzutage, dem an Barschaft armen Mitbewerber überlegen; denn letzterer vermag dann, wenn er ein tüchtiger Unternehmer ist, bei der Billigkeit des Kapitals leicht so viel Kredit zu erhalten, dass er mit dem Bar-Kapitalisten konkurrieren kann. Nur da dürfte der Bar-Kapitalist vorgezogen werden, wo es riskant erscheint, den Begünstigungspreis zu kreditieren.

Ebensowenig wie das Kapital halte ich den Unternehmergewinn für unvereinbar mit der Freiheit, — mag er nun auf eine Genossenschaft sich verteilen, oder auch einem „Arbeitgeber“ anheimfallen, der seine Angestellten ohne besondern Anteil am Gewinn des Unternehmens besoldet. Denn wenn Arbeiter in einer freien Gesellschaft sich derart anstellen lassen, so wissen sie wohl, warum sie es thun. Falls sie dabei ihren Vorteil nicht fänden, falls der Arbeitgeber z. B. Ausbeuterlöhnung versuchte, würden sie ja keinen Kontrakt mit ihm schliessen, vielmehr von der leichten Zugänglichkeit der Produktionsmittel Gebrauch machen, indem sie ihre eigenen Unternehmer werden, einzeln oder als Gruppenglieder. Der Reingewinn eines Arbeitgebers würde, abgesehen von dem Arbeitsertrage seines Unternehmertalentes, der doch nichts von Beute an sich hat, allenfalls auf eine Risiko-Prämie sich belaufen,

und sein ganzer Vorteil folglich in der Möglichkeit bestehen, sein Unternehmertalent auf eigene Faust zu versuchen, d. h. ohne von anderen Leuten als Betriebs-Direktor angestellt zu sein. Der nicht unbeträchtliche Vorteil des Lohnarbeiters aber bestände in einem Einkommen, das eine bestimmte Höhe hat, während der Gewinn des Arbeitgebers naturgemäss schwankend, ja zweifelhaft ist.

Aus dieser Skizze ist ersichtlich, dass die von mir empfohlene Volkswirtschaft mit dem Sozialismus den Liberalismus zu vereinigen sucht. Berührt sie sich in dieser Tendenz mit der „Freiland"-Bewegung, so unterscheidet sie sich dennoch von Hertzkas System*) nicht unwesentlich. Mit dem freiländischen „Sozialliberalismus" bin ich vor Allem deswegen nicht einverstanden, weil er der sozialen Entwickelung nicht, wie ich es thue, blosse Möglichkeiten der Organisation bietet, sondern von vorn herein eine durch Grundgesetze beschränkte Bahn anweist, weil er ferner den herrschaftlichen Staat zwar in anerkennenswerter Weise verkleinern, aber nicht entbehren will, weil ich endlich mehrere Bedenken gegen die Durchführbarkeit seines Systems hege, z. B. die Freizügigkeit für kein ausreichendes Mittel zur Regelung des Andranges nach den vorzüglichen Produktionsmitteln halte.

Henry George, dem bahnbrechenden Vorkämpfer wirtschaftlicher Freiheit, kann ich in der Politik nicht beistimmen, denn auch er ist ein Vertreter des Gewaltstaates. So behauptet

---

*) Dies System stimmt in den Grundzügen überein mit dem sozialitären System, wie es die erste Auflage des „Kursus der National- und Sozialökonomie" von Eugen Dühring entwickelt. Leider bin ich in die Werke dieses genialen Soziologen noch nicht so weit eingedrungen, dass ich mir ein zusammenfassendes Urteil über seine Anschauungen erlauben möchte, zumal sie gerade in ihrer Stellung zum Staate wechselvoll sind. Dass Dühring nicht ohne Einfluss auf mich geblieben ist, zeigt dieses Buch. Der Vermittler solcher Förderung, mein Freund Benedikt Friedländer, der Autor des „Freiheitlichen Sozialismus", bietet in einem grossenteils schon verfassten Werke eine eingehende Kritik Dührings und Hertzkas.

er*), „dass der Staat zur gesellschaftlichen Kulturentwickelung notwendig und für die natürliche Gliederung der Menschheit unerlässlich“ sei, und vergleicht die „Anarchisten“, zu denen er mich wahrscheinlich rechnen wird, mit Leuten, „welche ohne Kopf weiter kommen möchten“. Aus dieser Wendung schon ist ersichtlich, dass George eine Staatsregierung, also den Gewaltstaat beibehalten will. Zur Entgegnung bemerke ich, dass eine Gesellschaft von „Vernunftmenschen“, die, wie ich ausgeführt habe, freie Vereinbarungen und Vereine zur Regelung des wirtschaftlichen Verkehrs schliessen, zwar regierungslos, doch deswegen keineswegs kopflos ist, weil nämlich die Staatsregierung, weit entfernt, den Kopf eines Vernunftmenschen geschweige einer ganzen Gesellschaft von Vernunftmenschen darzustellen, vielmehr eine autoritäre Herrschaft ist, die nicht mit Gründen, sondern eben mit Autorität „regelt“ und das Wohl nicht der Unterthanen, sondern der Herrschaften bezweckt. Ein Ausfluss seiner Staats-Idee, der den Fehler Henry Georges noch bestärkt, ist das Projekt, an Stelle sämtlicher Staats- und Gemeindesteuern eine einzige Steuer (Single tax) zu setzen, welche sich auf die Grund- und Bodenwerte erstreckt und, allmählich wachsend, schliesslich die ganze Bodenrente einzieht. Ein unreines Mittel**) sehe ich in der Single tax, weil sie den Staat, dieses Bollwerk des zu beseitigenden Übels, stärkt. Nur wer die Rolle des Staates nicht durchschaut, kann die Single tax für eine einfache und erfolgreiche Massregel halten. Drum kommt es mir naiv vor, wenn der verdienstvolle Übersetzer***) Georges

---

*) „Zur Erlösung aus sozialer Not.“ Berlin 1893, Elwin Staude.

**) Dass der Staat ein unreines Mittel zur Erlösung der Gesellschaft ist, ahnte schon Moser, der Staatsgelehrte des vorigen Jahrhunderts, indem er schrieb: „Wir können und wollen nicht leugnen, dass der Staat auch bei uns zugleich Lazareth und Patient sei, dass wir eine gründliche Kur höchst bedürfen, dass viele unserer Ärzte selbst grösstenteils an Verstand und Willen krank liegen, dass die aus politischen Apotheken geholten und verwendeten Mittel oft gewagter und gefährlicher sind, als die Krankheit selbst.“

***) Bernhard Eulenstein, in den „Grenzboten“.

einerseits die harmlose Versicherung giebt, man habe zur Durchführung der Reform „nur nötig", die alte Grundsteuer bis zur vollen ökonomischen Grundrente zu erhöhen, andererseits eine gewaltige Umwälzung in Aussicht stellt, derart nämlich, dass die „Grundrentensteuer . . . das Landmonopol und die Hypothek, die natürlich mit besteuert werden müsste, langsam aber sicher zerstören" werden. Für solch eine soziale Revolution wähnen die Bodenreformer den heutigen Staat engagieren zu können, dies vornehmste Herrschaftsmittel gerade derjenigen Klasse, welche Landmonopol, Hypotheken und obendrein Staatsschuldscheine in Händen hat und hierin mit Recht ihr Privilegium, die Quelle ihres Einkommens erblickt. Beauftraget nur eure Staatsmänner, ihr Single-tax-Leute, die Grundrente hinwegzusteuern, und ihr werdet die Krallen des heutigen Staates schon verspüren, falls er überhaupt Grund hat, euch ernst zu nehmen, falls nämlich eure Delegierten nicht, wie es ein natürlicher Hang aller Staatsmänner ist, den Gewaltstaat erhalten, indem sie behutsam an ihm herumflicken, anstatt ihn preiszugeben.

„Daran kranket die Zeit, dass sie stets mit kleinlichen Mitteln
Spielt und versucht und dabei Grosses zu schaffen vermeint.
Niemand wagt den geradesten Weg; man fügt sich dem Weltlauf,
Da sich der Weltlauf doch stets dem Gewaltigen fügt.*)

Den geradesten „Weg", das reine Mittel zur Verwirklichung dessen, was George mit seiner Single tax erreichen will, erblicke ich in meinem volkswirtschaftlichen Plan.

Der Begünstigungspreis entspricht genau der Grundrentensteuer, vermeidet aber deren schlechte Seiten. Eine dieser Seiten besteht darin, dass die Steuer herrschaftlich eingetrieben wird, nämlich durch eine Staatsgewalt (Gericht, Polizei, Militär), die sich nie und nimmer mit wahrer Freiheit zusammenreimen lässt, während der Begünstigungspreis das Ergebnis freier Vereinbarung ist und lediglich durch die natürliche

*) Geibel: „Juniuslieder".

Charakteristik durchgesetzt wird. Ein weiterer Übelstand liegt darin, dass der Ertrag der Single tax nach dem Ermessen der Regierung verwendet werden soll, während die Begünstigungspreise dem Volke unmittelbar zufliessen und ganz nach dem Belieben der Individuen Verwendung finden.

Henry George und die Anhänger der Staatsherrschaft wenden hier ein, die Regierung habe doch im allgemeinen ein Interesse, zu öffentlichen Zwecken den Steuerertrag zu verwenden. — Dagegen erinnere ich an das, was ich früher über das „Gemeinwohl" gesagt habe, und spitze meine Bedenken zu dem Dilemma zu: Entweder finde ich in dem von der Regierung geförderten „Gemeinwohl" mein Wohl, — und dann ziehe ich es vor, selber mein Wohl zu bestellen, anstatt bevormundet zu werden; oder mein Interesse weicht von dem „allgemeinen Interesse" ab, und dann bin ich vergewaltigt.

„Aber wer soll in der von dir gepriesenen Gesellschaft die öffentlichen Interessen vertreten? Wer soll z. B. öffentliche Parks, Chausseen und Brücken anlegen?" — Sehr einfach: Wer ein Interesse an solchen Anlagen hat! Das wird natürlich kein Vereinzelter sein, sondern eine Vereinigung von Individuen, die das gleiche Interesse zusammengeführt hat und die in ihrer Vereinigung das Mittel zur Wahrung dieses Interesses erblicken. Freie Sittlichkeit, darunter ein auf Solidarität beruhender Anstand, wird solchen Vereinigungen oft selbst bei Leuten, die kein egoistisches Interesse daran finden, helfende Freunde verschaffen, unanständiger, bornierter Egoismus hingegen durch die natürliche Charakteristik korrigiert werden. — —

Wer meinem Bauplan einer freiheitlichen Volkswirtschaft ohne wesentliche Ablehnung gefolgt ist, wird nun wahrscheinlich von mir verlangen, ich solle auch die Pfade weisen, auf denen unsere leitende Gesellschaft zu dem gelobten Lande gelangen kann. Ja ich glaube schon den Vorwurf zu hören, das Alles bleibe blosse Utopie, solange ich nicht genau die Massregeln zum Übergange von der Gegenwart in die bessere Zukunft

zeige. — Ich muss diesen Einwand als teilweise berechtigt und teilweise unberechtigt bezeichnen. Unberechtigt ist er insofern, als niemand die künftigen Ereignisse detailliert vorhersehen, niemand die Faktoren der bevorstehenden Entwickelung ermessen, ihre Kombination und ihr Produkt berechnen kann. Hier treffen solche Argumente zu, wie sie die Sozialdemokraten fälschlicherweise bei anderer Gelegenheit vorzubringen pflegen, nämlich dann, wenn sie ihr Ziel, den „Zukunftsstaat", schildern sollen. Durchaus billig hingegen ist der Wunsch, ich möge in unserer Gegenwart die Ansätze weisen, welche das soziale Leben in der Richtung der „freien Gesellschaft" macht, und von denen wir eine weitere Entwickelung bis zur Form und Höhe meines Luftschlosses erhoffen dürfen.

Solche Ansätze sind vorhanden und lediglich deswegen schwer erkennbar, weil die Verehrung des Gewaltstaates noch fast unumschränkt die Gemüter beherrscht und das Vertrauen einseitig an die staatlichen Institutionen knüpft, in denen man die Hauptquelle des gesellschaftlichen Heils sieht. Ich erkläre hingegen die Volkskräfte, die Macht der Individuen, ihre intellektuelle und sittliche Tüchtigkeit sowie ihre selbstgeschaffenen Interessenbündnisse für die Hauptfaktoren aller Kultur.

Worin jene Ansätze bestehen, ergiebt sich eigentlich schon aus meiner Idee der sozialen Freiheit. Wenn es darauf ankommt, an die Stelle der herrschaftlichen Organisation das freie Bündnis, vor allem auf wirtschaftlichem Gebiete, zu setzen, so können wir die vorhandenen Bündnisse zur wirtschaftlichen Befreiung als solche Ansätze begrüssen. Ist schon allenthalben, wo Menschen sich zur Wahrung ihrer Interessen verbinden, und nicht auf Gott oder den Staat, sondern auf die eigene Kraft vertrauen, dem Schwachen ein gutes Beispiel gegeben, so kann vollends jede Organisation, die sich gegen die wirtschaftliche Ausbeutung richtet, ein gewonnenes Gefecht und erobertes Terrain im sozialen Befreiungskriege bedeuten.

In dieser Richtung arbeiten hauptsächlich die proletarischen Gewerkschaften, mögen sie auch vielfach noch unklar

in die Zukunft sehen und in den Mitteln sich vergreifen, z. B. den reaktionären Ideen und Massregeln der Zünfte huldigen, oder der Sozialdemokratie Knappendienste leisten. Gewerkschaftliche Waffen, wie die Verweigerung von Produktion und Konsumption, Streik und Boykott, haben bereits ihre Schneidigkeit erwiesen; das Herz, nämlich den Geldbeutel, der Herrschaften treffen sie und setzen dabei den Kämpfer, dessen Widerstand ja wesentlich passiv ist, den Staatsgewalten wenig aus. So errangen im Sommer 1886 die 366,000 organisierten Verfechter des Achtstundentages in Amerika teils durch Streik, teils durch dessen blosse Androhung diese wertvolle Verkürzung der Arbeitszeit für 192,000 Arbeiter, wenn auch nicht überall auf die Dauer*). Ähnliche Erfolge sind auf englischem Boden von organisierten Proletariern, z. B. von den Londoner Dockarbeitern, erzielt worden. Wenn nun auch solche Siege verglichen mit dem Endzweck des Kampfes geringfügig erscheinen, so darf man doch Grosses erwarten, wenn man bedenkt, dass die gewerkschaftliche Strategik mit der Übung vollkommener wird, und dass die Gewerkschaftsbewegung mit dem Fortschritte des proletarischen Klassenbewusstseins immer gewaltiger anwächst, während die Garde des Privilegiums, der Gewaltstaat, von Schulden, Kriegen und Aufständen allmählich aufgerieben wird, und naturgemäss mit dem Staate, wenn auch nicht in gleichem Tempo, die politischen Parteien, diese Nebenbuhler der wirtschaftlichen Organisationen, verfallen.

Doch keine einseitig zerstörende, sondern eine zugleich aufbauende Mission haben die Gewerkschaften. Sie sind nämlich die natürlichen Vorgebilde, gewissermassen die Vorfrüchte der freien Produktionsgruppen. Nach dem Verfall der Herrschaft haben die Arbeiter nicht erst nötig, sich zu organisieren und zu solidarisieren; die Gewerkschaften sind ja da, und ihre sittliche und geistige Kraft, ihre Geschlossenheit, Technik und Funktion dürfte gerade nach dem herrlichen Siege so bedeu-

*) Sartorius von Waltershausen: „Der moderne Sozialismus in den Vereinigten Staaten von Amerika.“ 1890.

tend sein, dass sie unschwer die Produktion und Produktenverteilung im neuen Sinne durchführen könnten.

Wenn ich die Zersetzung der Staaten unter anderm den Aufständen zugeschrieben habe, so denke ich doch über die bewaffnete Opposition gegen die Staatsgewalt anders als das Gros der Revolutionäre. Wie verblüffend einfach manche derselben sich die soziale Befreiung vorstellen, möge folgende Stelle der kommunistischen Schrift „Der Weg zur Freiheit" andeuten: „Wer kennt nicht die Macht des Feuers? Ein paar Brände, und die ganze Gesellschaft ist am Zusammenstürzen. Wie oft haben uns die Strolche schon die Waffen konfisziert! Aber das sehr famos wirkende Kampfmittel — das Feuer — kann uns niemand nehmen. Zündhölzchen hat selbst noch der Bettler, und Papier ist fast in jedem . . ." Solcher rohen Taktik gegenüber halte ich es für angebracht, zu betonen, dass Aufstände zwar eine bewaffnete Macht niederwerfen und die Volksmasse aus ihrer Trägheit aufrütteln können, dass aber nicht bewaffnete Mächte, sondern Unvernunft und Knechtseligkeit, verbunden mit einem System von Abhängigkeitsverhältnissen, die wesentliche Stütze der Herrschaft bilden, dass also die rein physische Verheerung ohne geistige und wirtschaftliche Revolutionierung nicht nachhaltig wirken würde, indem die übrig gebliebene Knechtschaft alsbald neue Herrschaftsmittel ermöglichte. Brutale Gewalt kann zwar Schädel zertrümmern, Hirne verspritzen und Herzen brechen, nicht aber Schädel wölben, Gehirne vernunftkräftig organisieren und Herzen veredeln. Menschenmassen, die ihrer eigenen Freiheit widerstreben, zur Freiheit zwingen ist unsinnig, ist ein unreines Mittel. Ganz anders freilich scheint der Fall zu liegen, wenn Menschenmassen nicht ihrer, sondern meiner Befreiung widerstreben. Und doch deckt er sich oft mit jenem Falle. Denn wo mein Freiheitsstreben Widerstand findet, da ist man nicht solidarisch mit mir, widersetzt sich also der eigenen Befreiung, und zwar nicht allein auf Seiten der herrschaftlichen Schergen, sondern auch auf Seiten derer, welche solches Schergentum stützen und dulden. Solange also die Masse des

Volkes in Unvernunft und Knechtseligkeit verharrt, wird kein Aufstand den gepriesenen Beruf eines Geburtshelfers der Freiheit erfüllen.

Die reife Frucht fällt von selbst vom Baum oder braucht höchstens ein leichtes Schütteln der Äste, einen Windhauch. Vernünftiger drum, bis zur Erntezeit zu warten, als mit voreiligen Gewaltthaten unreife Früchte zu brechen und obenein die Baumkrone zu verwüsten. Blosse Predigt freilich bleibt dieser Satz, solange unsere Gesellschaft mit ihren Quälereien ungeduldige Charaktere anreizt, sich mit ihr zu duellieren, und solange die regierenden Gesellschaftsklassen Aufstände provozieren, um die Revolutionäre beizeiten zu vernichten und eine terroristische Reaktion rechtfertigen zu können. Doch zaget nicht, ihr Freunde der Freiheit, vor den Schrecken, die vielleicht am Eingang zur freien Gesellschaft lauern; arbeitet unentwegt an dem Werke der Aufklärung und moralischen Befreiung! Mögen die Herrschaften thun, was sie nicht lassen können, mögen sie ihre Schergen der sozialen Entwickelung entgegenwerfen! Eisen, Blei und Kerker sind unreine, daher wenig wirksame Mittel zur Unterdrückung der erwachenden Vernunft und Freisinnigkeit. All der soziale Sturm und Drang gleicht dem kritischen Fieber, das die energische Wendung des Körpers von der Krankheit zur Gesundheit begleitet, gleicht dem Gewitter, das unter schreckhaften, ja verheerenden Erscheinungen die Luft erquickend, die Erde fruchtbar macht. Nicht dem Freiheitsgedanken ist die Gewaltthätigkeit zur Last zu legen, sondern der Herrschaft, dem alten Übel, welches letzte, verzweifelte Anstrengungen macht, sich zu behaupten. Die Praktiker des reinen Mittels haben keine Schuld daran; weit entfernt, unheilvoll zu wirken, verleiht ihre Propaganda der sozialen Entwickelung vielmehr Friedlichkeit, Hurtigkeit und Nachhaltigkeit.

Was dazu beitragen kann, die Förderer des freien Vernunftmenschen in solcher Taktik ausharren zu lassen, ist die Wahrnehmung, dass der Freiheit Werben nicht nur auf Seiten der Unterdrückten, sondern sogar bei den Regierenden und

Ausbeutern mehr und mehr Gehör findet, dass also gleichzeitig mit dem Anwachsen der Freiheitsarmee der Feind vermindert und zersplittert wird. Kein Wunder; denn die Herrschaft legt ein Joch über die Oberen wie über die Unteren. Unabhängige Herren giebt es eigentlich nicht; sie sind abhängig von ihren Unterthanen, ihren Werkzeugen, den Genossen und dem System ihrer Herrschaft. In solcher Lage schmachten sie, trösten sich freilich gewöhnlich mit ihren Vorrechten und Ehren oder ihrem vermeintlich kulturellen Berufe, sehnen sich aber nicht selten nach idyllischer Schlichtheit und rebellieren heimlich oder gar offen gegen ihr Joch. Ich erinnere an Fürstensöhne, die ihre Stellung unerträglich fanden, an Offiziere, die des „Dienstes" satt zur Freiheit übergingen, an reiche Leute, die für die Befreiung des Proletariats, also gegen ihr eigenes Klasseninteresse auftraten. Eine nicht zu verhehlende Unzufriedenheit treibt Wühlerei unter den Privilegierten. Noch halten sie zusammen, weil jeder den Andern fürchtet und die Folgen seiner Desertion nicht auf sich nehmen mag; aber die Stunde wird kommen — jede Erschütterung des Gewaltstaates kann sie bringen, — wo mit einem Schlage der Zusammenhalt weicht, und das Vermorschte einstürzt.

„Von der Wesensbeschaffenheit der Individuen — meine ich also mit J. G. Vogt*) — hängt der Zustand und das Schicksal der Gesellschaft ab, von nichts anderem"; und mit Ibsen**): „Worauf es ankommt, ist die Revolutionierung des Menschengeistes". Bilden wir die Individuen nach dem Ideale des freien Vernunftmenschen; und mehr und mehr gelangt das Menschengeschlecht in den Besitz eines Talismans, der es die zweckmässigen Mittel finden und erfolgreich handhaben lässt. Machen wir uns klar, dass die Gesellschaft aus Individuen besteht, und dass eine Summe oder Funktion von Individuen, mag sie als Nation, Staat, Klasse, Stand, Religionsgemeinschaft, Partei oder Verein auftreten, nie und nimmer mehr

*) Menschwerdung.
**) Brief an Brandes.

geistige und sittliche Kraft entwickeln kann, als in den Elementen vorhanden ist. Ja auch im intellektuellen Leben waltet jenes Gesetz von der Erhaltung der Kraft, das ein Perpetuum mobile unmöglich macht; und eine seiner Bethätigungen besteht eben darin, dass eine soziale Maschinerie nicht mehr Kraft produzieren kann, als von den Individuen, die sie zusammensetzen, in sie hineingelegt worden ist.

Drum gilt es, die latenten Kräfte, die edeln Anlagen der mangelhaft kultivierten Masse zur Entfaltung zu bringen; es gilt, dem Volke Wissenschaft und Kunst, höheres Vernunftleben und feineres Fühlen zu vermitteln. Das ist gegenwärtig weit wichtiger, als die spezialistische Ausgestaltung der einzelnen Geistesgebiete; solcher Spezialisten, die auf den Gipfeln ihrer Fachgelahrtheit thronen, haben wir genug; was wir brauchen, sind Leute, die unsere geistigen Schätze von den Schranken des Kastenwesens befreien, die dem Manne, Weibe, Kinde aus der unterdrückten Volksmasse gute Bücher, Belehrungen, Theatervorstellungen, Konzerte, Gemälde und sonstige Bildungsmittel zuführen und interpretieren. Was wir brauchen sind Bildungsgesellschaften*), Freidenkervereine, Diskutier-Klubs, Freie Volksbühnen**) Volksbibliotheken, billige Bücher. Was

---

*) Ich empfehle einen Bund für geistige Befreiung, welcher sich netzartig über das ganze Land verbreitet, aus Gruppen bestehend, die selbständig und individuell in Aktion treten, jedoch in Fühlung und Ideenaustausch unter einander stehen, z. B. ein Bundesblatt halten. Der Bund müsste, abgesehen von allen Parteiungen, Vernunftbildung bezwecken und es den Gruppen, den verschiedenen Umständen und Gelegenheiten überlassen, die besonderen Mittel zu bestimmen. Beispielsweise könnten gebildete Landwirte den benachbarten Kleinbauern wissenschaftliche Ökonomie, Ärzte Naturkenntnis beibringen, Schulmeister Bibliotheken und Lesekränzchen einrichten. Es kommt wesentlich darauf an, dass Vernünftigkeit, Wissenschaftlichkeit und ihr sittlicher Einfluss, nicht gerade bestimmtes Material, sondern die Methode des bessern Denkens propagiert wird.

**) Einige Erläuterungen dürften hier am Platze sein: Im Jahre 1889 rief ich die Freie Volksbühne zu Berlin ins Leben und leitete sie bis zu ihrer Spaltung 1891; hierauf gründete ich die Neue freie Volksbühne, deren Vorsitzender ich noch bin. Nach dem Berliner Muster wurde 1892 zu Ham-

wir brauchen, sind ausgebildete Individuen, Adelsmenschen, die ihren Kraftüberschuss den zurückgebliebenen Mitmenschen widmen und mit ihrer Begeisterung und intellektuellen Überlegenheit ganze Massen mit sich fortreissen und veredeln.

So kehrt unsere Betrachtung, nachdem sie sich über das gesellschaftliche Leben und seine Einrichtungen verbreitet hat, zu ihrem Ausgangspunkte zurück, zum Individuum, zu seiner Innerlichkeit, seiner Arbeit an dem eigenen Ich. In der Selbstveredelung liegt das allererste reine Mittel zur Befreiung. Ein Jeder trachte, in sich den Willen zur Freiheit zu wecken und sich zu erlösen von jeglicher Unvernunft und Knechtschaft. Er entziehe sich sowie seine Angehörigen, Freunde und Zöglinge dem Banne der Autoritäten, trete z. B. aus der Religionsgemeinschaft, in welche er hineingeboren ist, gesetzlich aus, wofern er innerlich ihr nicht beistimmt, und vermeide bei der Erziehung seiner Kinder die unreinen Mittel, vor allem die Prügelstrafe. Dem unheilvollen Einflusse der Kirche und des

---

burg eine Freie Volksbühne angelegt. Augenblicklich zählen diese Vereine rund 10,000 Mitglieder. Übrigens könnte man füglich die Vereine für Volksunterhaltung, welche unter dem Eindrucke der Freien Volksbühne entstanden, der Volksbühnenbewegung beirechnen. Eine treffliche Zusammenstellung und Kritik des hier berührten Materials enthält das Buch des Wiener Dozenten Dr. Emil Reich „Die bürgerliche Kunst und die besitzlosen Volksklassen". Die Bewegung für Volkstümlichkeit der Kunst ist noch im Aufgange begriffen; in verschiedenen Städten des In- und Auslandes werden Freie Volksbühnen geplant von Personen, die mit mir in Korrespondenz getreten sind. Zur Beherzigung empfehle ich die Verfassung der Neuen freien Volksbühne. Ihrem Wahlspruche „Die Kunst dem Volke" getreu, möchte sie allen Volksschichten, denen die üblichen Theaterpreise zu hoch sind, billige und doch künstlerisch wertvolle Vorstellungen der besten Bühnenwerke des In- und Auslandes verschaffen. Sie bezweckt zuvörderst, ihren Mitgliedern erhebende und befreiende Kunstwerke aller Gattungen, insbesondere Theater-Vorstellungen, Dichtungen und Musikwerke, nach Möglichkeit auch Werke der Malerei und Bildhauerkunst, vorzuführen und dieselben durch Vorträge oder Aufsätze zu erläutern. Sie verfolgt keine politischen Tendenzen. Die „Neue freie Volksbühne veranstaltet ihre Theater-Vorstellungen an Sonn- oder Feiertagen nachmittags, zur Zeit im Wallner-Theater. Die Theaterstücke werden dargestellt

Gewaltstaates, z. B. der unvernünftigen Religionsgläubigkeit, dem fanatischen Patriotismus und Kriegsbestialismus, setze er Aufklärungsarbeit entgegen und erstrebe die völlige Unabhängigkeit der Schule von jenen Herrschaften. Er vermeide es möglichst, die Hilfe des Gewaltstaates und der Kirche nachzusuchen. „Ohne Hilfe des Staats schaffen und leben gilt überall als das zu wünschende: das Individuum und der Individuen natürliche Gruppierung, die Familie, sind das Wertvollste, welches sich keinem Massenwillen, keiner Regimentierung, keinem Systeme unterordnet", so bemerkt Paul de Lagarde*) ziemlich treffend, — wie er denn im Staate keineswegs „die höchste Form des Menschenlebens" erblickt, dieser sogenannten römischen Auffassung vielmehr seinen „germanischen" Individualismus gegenüberstellt, der unsern Staat der Gleichmacherei anklagt im Hinblick auf die Thatsache, dass „Männer überhaupt mehr und mehr unmöglich werden, und mehr und mehr nur noch regimentierte Dutzendmenschen denkbar sind".

---

von tüchtigen Berufs-Schauspielern, möglichst Kräften ersten Ranges. Auch für die Konzerte und Deklamationen sind hervorragende Künstlerinnen und Künstler gewonnen worden. Nur Mitglieder haben Zutritt zu den Theatervorstellungen. Ihr Platz wird ihnen durch das Los zugewiesen, das sie beim Eintritt aus der Urne ziehen. Mitglied wird jedermann durch Zahlung eines Einschreibegeldes von mindestens 1 Mark und des Monatsbeitrages von mindestens 50 Pfg. (Höhere Beiträge sind natürlich dem Vereine förderlich). Für die Theatervorstellungen wird kein besonderes Entree, für die Konzerte nur ein geringes Entree (gewöhnlich 10—20 Pfg.) erhoben. Die künstlerische Leitung liegt ausschliesslich in den Händen einer Sachverständigen-Gruppe, die auf meine Anregung zusammengetreten ist, nicht aber von den Vereinsmitgliedern gewählt wird. — Von den Bühnen-Aufführungen der Freien Volksbühnen erwähne ich beispielsweise: Goethes „Faust", Schillers „Räuber" und „Kabbale und Liebe", Lessings „Emilia Galotti", Hebbels „Maria Magdalena", Ludwigs „Erbförster", Anzengrubers „Pfarrer von Kirchfeld", „Gewissenswurm" und „Kreuzelschreiber", Ibsens „Volksfeind", „Gespenster", „Nora" „Stützen der Gesellschaft" und „Bund der Jugend", Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang" und „Weber", Halbes „Jugend", Hartlebens „Erziehung zur Ehe".

*) „Deutsche Schriften". Göttingen 1892.

Besonders eindringlich möchte ich dich, mein Volksgenosse, warnen, in einen Dienst zu treten, der dich zum willenlosen Werkzeuge deiner Oberen erniedrigt; bedenke doch, dass die furchtbaren Herrschaftsmaschinerien zerfallen müssten, wenn sich nicht mehr Leute zu solchem Verzicht auf einen Hauptteil ihrer Selbstbestimmung, zu solcher Preisgabe verständen, wenn sie vielmehr auch im Berufe die unreinen Mittel verschmähten und ihr Treiben meinem Ziele anpassten. Emanzipiere dich von dem unheilvollen Wahne, du thuest, wenn du den Befehlen deiner Herrschaft Folge leistest, lediglich deine Pflicht und habest keinen Anteil an deren Handlungen, an dem Gesamtergebnisse, der Herrschaftsmaschinerie; lass dich nicht täuschen von der Arbeitsteilung, deren das Herrschaftssystem so geschickt sich bedient, die z. B. den Henker alle Verantwortung auf die Richter, die Richter auf die Gesetze, die Gesetzmacher auf das Staatsinteresse schieben und die eigenen Hände in Unschuld waschen lässt. Bewahre dich ferner vor Parteiknechtschaft, vor Vergötterung deiner Führer, auch deiner Anschauungen und Grundsätze. Vermeide möglichst das Vertretertum, lerne einsehen, dass dein Interesse nirgendwo besser verstanden und gefördert wird, als bei dir selbst, wofern du vom freien Vernunftmenschentum nicht allzu fern bist; „der stärkste Mann der Welt ist der, welcher ganz allein steht*)". Suche und wahre im wirtschaftlichen Kampfe deinen Vorteil und rotte jene Knechtseligkeit aus, die man mit dem Heiligenschein des Guten umgeben hat. Wo du ausser stande bist, dir selbständig zu helfen, da schliesse Bündnisse mit denen, die ein gleiches Interesse haben, lass dich aber niemals von dem Bündnisse unterjochen, sondern betrachte es als ein Werkzeug zu deinem Zwecke. Versäume endlich nicht, anzukämpfen gegen die Herrschaftsgelüste der Begierden. „Wie ein Fuhrmann — sagt Manu — widerspenstige Pferde zu behandeln weiss, so wird ein weiser Mann mit der grössten Sorgfalt seine Glieder und sinnlichen Triebe zu bezähmen suchen, dass sie

*) Ibsen: „Ein Volksfeind".

nicht wie durch einander irren.“ „Erkenntnis ist das beste Reinigungsmittel; im Nachen der Erkenntnis fährst du durch aller Sünden Meer . . . Wer ohne Erkenntnis ist, stets ungesammelten Herzens, dessen Sinne sind unbändig, wie ungezähmte Rosse des Wagenlenkers; er bleibt stets unrein und versinkt im Strudel der Welt. Wer aber mit Erkenntnis begabt ist, stets gesammelten Herzens, dessen Sinne sind willig gleich wohlgezähmten Rossen des Wagenlenkers; er ist stets rein und erreicht den Sitz des Höchsten*).“

Hält man mir entgegen, dass ich hier als „persönlicher Moralist“ auftrete, also in einer Weise, die ich selber als ziemlich fruchtlos bezeichnet habe, — so erwidere ich: Der Massenmensch ist es, der vom persönlichen Moralisieren schwerlich gebessert, vielmehr von den gesellschaftlichen, insonderheit den wirtschaftlichen Zuständen derart bestimmt wird, dass er eines sozialen Moralisierens bedarf. Nicht so das starke Individuum. Bei ihm kommt in Betracht, dass die sozialen Zustände ja nicht die Ursachen der Handlungen, sondern streng genommen nur die Anlässe dazu ausmachen, es aber dem Innenleben anheimstellen, so oder anders, je nach den Triebfedern und Erwägungen, darauf zu reagieren. Während nun die Reaktionen des Massenmenschen naturgemäss ziemlich gleichmässig verlaufen, wahrt das Individuum auch hier seine Eigenart. Ist es stark, so vermag es äusseren Anlässen, die den Massenmenschen fortreissen, erfolgreichen Widerstand entgegenzusetzen. Wird der Massenmensch von den sozialen Verhältnissen gestaltet, so vermag es gegen den Strom zu schwimmen, ja den Strom anders zu leiten, d. h. die Verhältnisse mit einer gewissen Selbstherrlichkeit zu gestalten. Und wenn es auf dem Wege zum freien Vernunftmenschentum ist, so lässt es sich durch Gründe in so hervorragendem Masse bestimmen, dass mein mahnendes Erwägen nicht fruchtlos bleiben dürfte. Wohlan denn, ihr starken Geister und Herzen, blickt hin nach meinem Ziele, und wenn sein Leuchten euch lockt, so sucht

*) Bhagavad-Gita.

mit mir den graden Weg und thut den ersten Schritt, indem ihr das A und das O dieser Beiträge zur Pädagogik des Menschengeschlechtes beherzigt, nämlich das, was Buddha mit seinem letzten, an seine Jünger gerichteten Worte meinte: „Ihr Bettler, wahrlich ich sage euch, die im Menschen liegenden Grundteile und Kräfte müssen entwickelt werden; ein Jeder erarbeite mit Eifer seine eigene Erlösung!“

To renew the charge, book must be brought to the desk.

TWO WEEK BOOK

DO NOT RETURN BOOKS ON SUNDAY

DATE DUE

Form 7079 5-53 30M S

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 02005 3511

Filmed by Preservation 1991